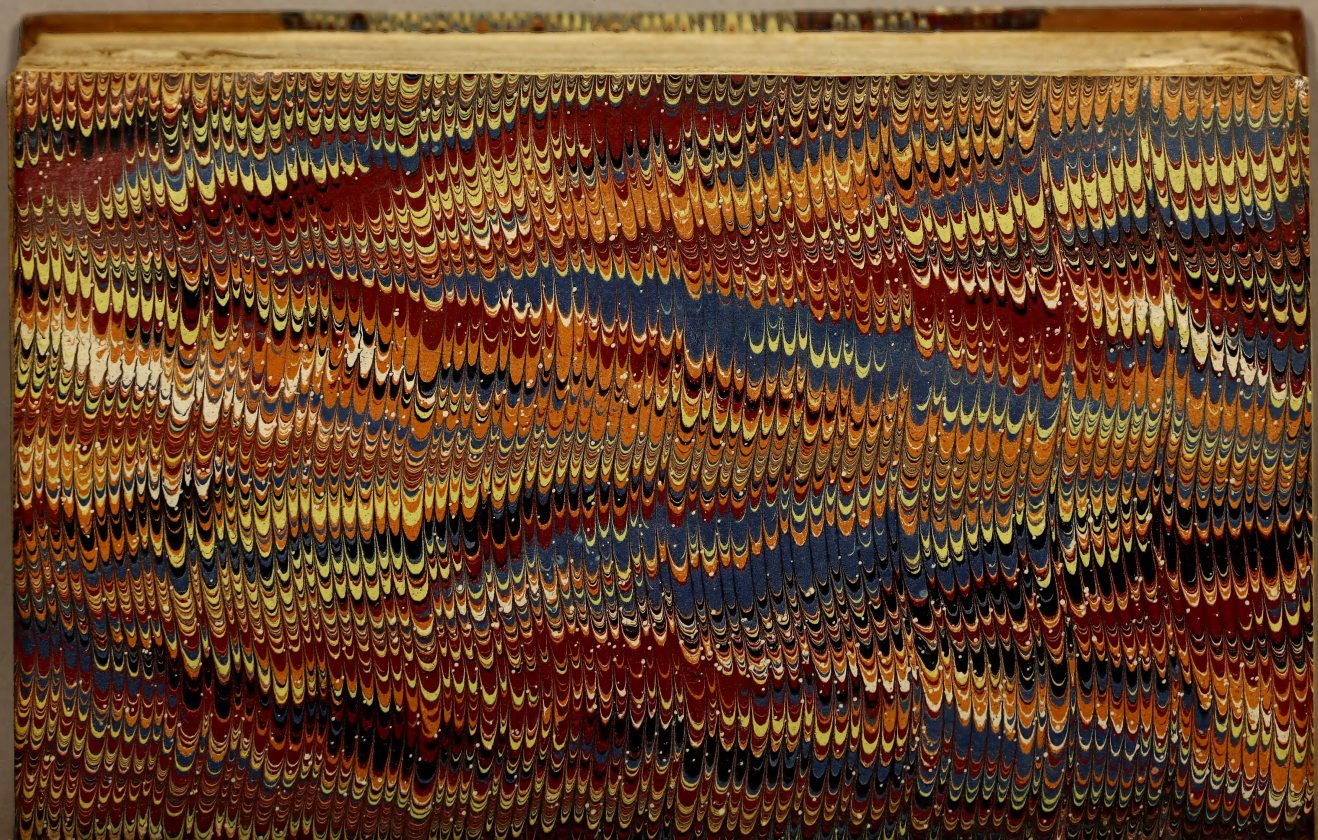
John Carter Brown.



Not on Rich
cut? p. 102

979

Geschichte der Eroberung von Florida,

Aus dem Spanischen

Les Ynca Garcilasso de la Vega

in die Französische, und aus dieser in die Teutsche Sprache

übersetzet von

Heinrich Ludewig Meier.

Zelle, Franckfurt und Leipzig, 1753.
In Verlag George Conrad Gsellius,
Königl. privil. Buchhändler in Zelle.

Geschichte
der
Erfindung
von
Pulver
und
Schießgewehr.

Hochgebohrner Freyherr,

Gnädigster Herr,

JOHN CARTER BROWN

Ew. Excellence bin ich auf meine Lebenszeit so hoch verbunden, daß ich mit dem grösten Vergnügen alle Gelegenheit ergreiffe, Hoch-Denenselben meine Unterthänigkeit öffentlich zu bekennen. Dieses ist nun auch der Bewegungs-

grund, warum Ew. Excellence ich gegenwärtiges von mir übersetzte Buch in tieffer Demuth widmen zu dürfen mir die hohe Erlaubniß ausbitte. Ich schmeichele mir zwar nicht, durch einigen Werth desselben ein unverdientes Lob zu erhalten. Ich gestehe ganz gerne, daß die darin vorkommenden und längst bekanten Sachen kein besonderes Auffehen machen werden. Ich leugne auch nicht, daß meine dabey gehabte Mühe vielen gar unerheblich und überflüßig vorkommen kan. Nichtsdestoweniger wird doch ein vernünftiger Leser, der die sonderbaren und weisen Führungen GOttes, nebst

den

Dem

Hochgebohrnen Freyherrn,

HERRN

Gerlach Adolph von Münchhausen,

Königl. Großbrittannisch- und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Hochbetrauten Geheimten Rath und Cammer-Praesidenten,

Erbherrn zu Straußfurth,

u. s. w.

Meinem gnädigsten Herrn.

den Sitten, Neigungen und Gemüths-arten so wohl gänzer Völcker, als einzelner Personen zu bemercken Lust hat, und der Geschichtkunde nicht ganz abgeneigt ist, an diesem Buche einigen Geschmack finden, und meine in Uebersetzung desselben übernommene Arbeit mit geneigten Augen ansehen. Ich lebe also auch der demüthigsten Hofnung, Ew. Excellence werden diese geringe Frucht meines den Nebenstunden vorbehaltenen Fleisses sich gnädigst gefallen lassen. Erreiche ich nur dieses ausnehmende Glück; so wird alle meine Mühe mir nicht gereuen, und solches wird mich noch kräftiger

verbinden, Hoch-Denenselben bey allen Vorfällen willigst zu zeigen, mit was für unsterblicher Ehrerbietigkeit ich verharre,

Ew. EXCELLENCE,

Einbeck,
den 21sten Merz,
1753.

ganz unterthäniger
Knecht,

Heinrich Ludewig Meier.

Vor-

Vorbericht,

Wie solcher vor denen vorhergehenden französischen Ausgaben befindlich ist.

Es sind nun wohl vierzig Jahre, daß man dieses so sonderbare Buch des Garcilasso de la Vega fast ganz aus der Acht gelassen hatte. Vielleicht hätte es zu seiner Zeit eben das Schicksal gehabt, welches die übrigen von dem bekanten Uebersetzer oder Metaphrasten (1) Johann

(1) Dieses ist der Beyname, welchen der Herr Menage in seiner sinreichen und vortreflichen Bitschrift derer Wörter-Bücher dem Baudouin vormals gegeben hat. Seine Worte sind folgende:

A Godeau le Grand Paraphraste, A Baudouin le Grand Metaphraste.

Das ist: Godeau, dem mächtigen Ausleger, und Bauduoin, dem mächtigen Uebersetzer. Dieses ist nun

Baudouin in die französische Sprache übersetzeten Wercke dieses Geschichtschreibers betroffen hat. Hatte man aber schon einige Ursache, einem berühmten Schriftsteller, welchen Baudouin durch die Uebersetzung in unsere Sprache fast unkentlich gemacht, nicht völlige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; so konte man doch dieses von der Geschichte der Eroberung von Florida nicht sagen. Denn deren Uebersetzer ist unter uns eben so berühmt, als der Verfasser in Spanien und America ist.

Der Ynca Garcilasso de la Vega wurde gegen die Mitte des XVI Jahrhunderts zu Cuzco (2), einer bischöflichen Stadt des mittägigen America in Peru, gebohren. Sein Vater, ein spanischer Edelmann, heyrathete ein vornehmes Frauenzimmer des Landes, welches aus dem Hause der Yncas, vormahliger Könige von Peru, war. Dieses war meiner Meinung nach die Ursache, daß Gar-

nun der rechte Ehrenname des guten Baudouin. Weil er zum Unterhalt seines Lebens arbeiten muste, und man ihm auch noch seine Wercke Stückweise bezahlete; so muste er etwas vor sich bringen, und hiezu schicket sich eine wortreiche Uebersetzung am besten. Eine richtige, genaue und kurze Uebersetzung kostet Zeit, und diese bezahleten ihm seine Verleger nicht. Er hat also allerhand Uebersetzungen gemacht. Wir werden unten noch etwas davon sagen.

(2) Cuzco war ehemals die Hauptstadt in Peru, und der Sitz derer Yncas, die daselbst einen Pallast und eine Festung hatten. Dieses ist noch heutiges Tages eine schöne und wohlgebauete Stadt.

Er zeiget darin eine grosse Kentniß des Zustandes von America. Ich glaube aber nicht, daß man weniger Nutzen davon habe, seine Geschichte von Peru zu lesen, als die Geschichtbeschreibung der Könige von China durchzusehen. Er hat noch dieses voraus, daß, da er seine Historie nur vier hundert Jahre vor dem Feldzuge der Spanier in Peru, nemlich ohngefehr vom Jahre 1125, anfangen lässet, er keine Gelegenheit hat, uns eine so lange Reihe von Mährleins, wie die Chineser (6), vor Augen zu legen.

Seine

te eine kleine Anmerckung machen. Es ist zwar in der That eine Kleinigkeit; doch will ich sie nur immer auf guten Glauben anführen. Ein junger Buchführer in Paris, Namens Prosper Marchant, ein sehr geschickter Mann, dem wir das Verzeichniß der Bücherſamlung des Herrn Giraut zu dancken haben, welches mit so grossem Fleiß, und so schöner Ordnung verfertiget worden, mercket an, daß die umständlichen Königlichen Nachrichten des Garcilasso nach einer spanischen Version durch Baudouin übersetzet worden. Das Spanische von diesem Buche ist die Urschrift, und keine Uebersetzung. Ich bemercke dieses deswegen, weil die Journalisten von Trevoux dieses Verzeichniß mit Recht sehr gerühmet haben, und daher einer, der hievon keine Nachricht bekäme, in gleichen Fehler gerathen könte.

(6) In der Ferne lässet sich gut lügen. Dieses Sprichwort wird bey der Geschichte von China wahr, die deswegen so voll von Fabeln ist, weil sie sehr alt. Ich halte zwar alle diese schönen Alterthümer in Ehren; will sie aber ganz gerne einem andern zum Gebrauch überlassen. Ich beschäftige mich lieber mit der neueren Geschichte. Ich kenne darin alle Personen von Ansehen. Sie sind meiner Art, und es lässet sich gut sagen: Sehet, wie wir es machen müssen, wenn wir an Vollkommenheit, gleich ihnen, immer zunehmen wollen.

Wahrheit zu verbergen. Ist dem nun also; so verdienet er mehr Lob, als die Schriftsteller anderer Völcker, die sich nicht haben, und dem Ansehen nach auch künftig nicht werden entbrechen können, in Betrachtung ihrer Freunde, oder ihres Vaterlandes die Wahrheit der Geschichte zu verdrehen.

Wir haben von diesem Schriftsteller vier beträchtliche Wercke (4), nemlich die Geschichte der Könige von Peru, die von den innerlichen Kriegen der Spanier in Westindien, die algemeine Geschichte von Peru, und die Erzählung der Eroberung von Florida. Alle viere sind mit viel gröserer Aufrichtigkeit und Sorgfalt, als Kunst und Artigkeit in castilianischer (5) Sprache geschrieben. Er

(4) Die Titel sind, so wie sie in denen Urschriften lauten, folgende: I) Commentarios reales del origen de los Yncas Reyez que fueron del Peru; por el Ynca Garcilasso de la Vega. in fol. en Lisboa 1609. Idem secunda Parte. in fol. en Lisboa 1619. Dieser zweyte Theil begreiffet die Geschichte von denen innerlichen Kriegen derer Spanier. II) Historia general del Peru, por el Ynca Garcilasso de la Vega. in fol. en Cordua. 1606. III) La Florida del Yneca, historia del adelantado Hernando de soto, escritta por el Ynca Garcilasso de la Vega. in quarto en Lisboa 1605. Ich habe die Wercke des Garcilasso nicht in derienigen Ordnung, wie er sie verfertiget hat, angeführet: denn das von Florida wurde 1591 gemacht. Darauf folgete die algemeine Geschichte von Peru, die in unsere Sprache nicht übersetzet worden, auf welche die zween Theile der umständlichen Königlichen Nachrichten (Commentaire royal) heraus kamen. Den ersten endigte er 1606, oder 1607, und den andern über zehen Jahre darnach.

(5) Wir wollen bey diesem Worte

Das zweyte Werck enthält die bürgerlichen Kriege, welche diejenigen Spanier, die Peru erobert, unter einander geführet hatten, und man bemercket darin, daß sich die Vorsehung der Spanier bedienet, selbst an denen Spaniern die unmenschlichen Grausamkeiten (8) zu rächen, welche sie bey der Eroberung dieses Landes, dessen Völcker sich ihrer Herrschaft ohne Mühe unterwarfen, ausgeübet hatten. Die gleichseitige Eifersucht und Begierde, die der Anblick so vieler entdecketer Schätze in ihnen hervorbrachte, machte, daß sie sich selbst einander aufriehen; und sie legten die Waffen nicht eher nieder, bis alle diejenigen, die diese damals noch unerhörten Grausamkeiten begangen hatten, durch Schwerd, Feuer und die Hand des Henckers umgekommen waren.

Diese

(8) Diese Grausamkeiten gingen so weit, daß die meisten Statthalter, welche die Könige von Spanien nach Westindien schicketen, verhinderten, daß die Indianer nicht getauffet wurden, weil, wenn sie Christen geworden wären, sie solches von der Leibeigenschaft befreyet hätte, in welcher sie doch diese Statthalter beständig behalten wolten, damit sie in denen Bergwercken arbeiteten, als wozu sie solche gebrauchten. Daher muste der fromme Bischof von Chiapa, Bartholomäus de las Casas, nach Spanien reisen, um Gegenverordnungen wieder diese Grausamkeiten zu erhalten. Ja! die Indianer hatten gegen die Spanier einen so grossen Abscheu gefasset, daß, wenn man ihnen von dem Paradiese sagte, sie zur Antwort gaben, sie verlangeten da nicht hinein, wenn Spanier darin wären.

Diese beyden Wercke wurden vom Johann Baudouin (9), einem Mitgliede der französischen Academie, in unsere Sprache übersetzet, und zu Paris, das erste im Jahr 1633, das andere aber 1658, nach des Baudouins Tode, im Druck herausgegeben. Diese wiewohl an sich gute Uebersetzung hatte ein ausserordentliches Verhängniß. Der Verleger sahe, daß er sie anfangs nicht los werden konte; hielt es also für ein sehr schlechtes Buch, und machte es damit eben so, als man es mit

(9) Ich will hiebey von dem Baudouin noch etwas weniges anführen. Er war von Pradella in Vivarets gebürtig, begab sich auf Reisen, und wurde Vorleser der Königin Margaretha, Henrich des IV. Gemahlin, welche, nachdem sie verstossen worden, im Jahr 1615 starb. Nach dieser Zeit trat er bey dem Marschal von Marillac in Dienste. Er war ein wahrer Gelehrter, das heisset, sehr arm, und wurde genöthiget, dasienige zu thun, wofür sich der Canzler Baco so sehr gefürchtet hat. Er studierete, um seinen Lebensunterhalt zu haben. Er bekam von einigen Buchführern einen jährlichen Gehalt, welches eigentlich so viel ist, als wenn man auf die Ruderbank geschmiedet wird, und er übersetzete ihnen Bücher, den Bogen für 40 Sols. Er starb gegen das Ende des 1650sten Jahres. Unterdessen haben wir ihm doch verschiedene gute Bücher zu dancken, die er in unsere Sprache übersetzet hat. Sein Meisterstück ist die Geschichte von Davila. Der Herr Pelisson hat ein Verzeichniß von einem Theile seiner Wercke gemacht. Er hat aber einige ausgelassen, die ihm dem Ansehen nach nicht bekant gewesen sind, als unter andern die in italienischer Sprache von Bosio herausgegebene Geschichte von Malta, welche unser Baudouin in das Französische gebracht hat. Es sind auch etliche, die er nicht anführen können, weil sie erst nach der Herausgabe seiner Geschichte der Academie gedrucket worden sind.

mit denen Schriften des Pelletier (10) gemacht hatte, und wie man es mit hundert (11) andern Büchern

(10) Man hat einen bekanten Vers eines Dichters:

Er j'ai tout Pelletier roullé dans mon office
En corners de papier.

Das ist:

„Ich habe den ganzen Pelletier in „meinem Laden zu Dütten ge„macht„. So müste man es mit der ungeheuren Menge närrischer Bücher machen, die man vielleicht zum Schaden anderer guter Wercke, so man unterdrücket, und deren sich unsere benachbarte Holländer sehr klüglich zu Nutze zu machen wissen, in Franckreich und bisweilen auch anderwerts allzu leicht zum Druck befördert.

(11) Wir wollen hieselbst eine schöne Stelle aus denen Abschilderungen (Caracteren) des Herrn de la Brüyere anführen, welche mehr als allzu richtig ist. Es ist aber folgende, die sich ein ieder, der es nöthig hat, zu Nutze machen kan. „Ein gewisser nimmt plötzlich, und ohne daß er den Abend zuvor darauf gedacht hat, Papier und Feder zur Hand, und sagt bey „sich selbst, ich will ein Buch schrei„ben, da er doch weiter keine Ge„schicklichkeit dazu hat, als daß er „50 Pistolen benöthiget ist . . . „Er will schreiben, und drucken „lassen: und weil man kein weis„ses Papier zum Buchführer schi„cket, um etwas darnach abzudru„cken; so beschmieret er es nach „seinem Belieben. Er wird gar „gerne niederschreiben, daß die „Seyne durch Paris fliesset, daß „sieben Tage in der Woche sind, „oder daß es regnicht Wetter ist. „Weil nun diese Abhandlung we„der wieder die Religion, noch den „Staat ist, und sie in dem gemei„nen Wesen weiter keine Unord„nung verursachet, als daß sie sel„bigem den Geschmack verdirbet, „und es an einfältige und lappi„sche Dinge gewöhnet; so wird es „untersuchet, und dem Druck über„geben, und zur Beschämung der „Zeit, wie auch zur Demüthigung „guter Schriftsteller wieder aufge„leget„. Unterdessen hat, wenn ich es sagen darf, diese so weise Betrachtung des Herrn de la Brüyere in dem gelehrten gemeinen Wesen keine Aenderung gemacht,

Büchern machen solte, womit die Welt noch täglich als mit einer Fluth überschwemmet wird. Wie nun die Abdrücke (Exemplare) den Gewürzkrämern aufgeopfert worden; so wurde das Buch rahr. Allein seine Seltenheit verursachete, daß es gesuchet wurde, und man es hoch hielt. Dieses Werck, vornemlich aber die Uebersetzung der umständlichen Nachrichten von denen Königen war so theuer geworden, daß man die beyden Bänder in Quarto kaum für zwölf Thaler haben konte. Allein die holländischen Buchführer, welche viel fleißiger und aufmercksamer, als die von andern Völckerschaften sind, liessen sie im Jahr 1705 und 1706 in vier Duodezbänden wieder auflegen. Durch diese neue Auflage thaten sie dem gemeinen Wesen einen doppelten Dienst. Denn obgleich Baudouin gelehrt, obgleich seine Schreibart leicht, natürlich und gut französisch war; so erlaubete ihm doch das Glück nicht, daß er auf seine Schriften die gehörige Zeit und den nöthigen Fleiß wenden konte. Man ist also gezwungen worden, in der neuen Auflage den Fleiß des Uebersetzers zu ergänzen. Baudouin war seinem Schriftsteller von Fuß zu Fuß gefolget, und hatte so gar unnöthige und bisweilen verdrießliche Wiederholungen, die in unserer Sprache weit unerträglicher, als in andern, sind

über-

macht, und ich glaube mit leichter Mühe, daß diese meine Anmerckung darin auch eben so wenig ändern wird.

übersetzet. Man hat also in der neuen Ausgabe alle, die dem Grundtexte keinen Schaden gethan, weggelassen: und weil bey nahe 80 Jahre die Sprache der französischen Uebersetzung verändert hatten, so wie sich bey uns die Gemüther, die Merckmahle der Eigenschaften, und die Moden ändern; so hat man dieses verbessert, und es ist darin fast kein Redesatz, der nicht munterer gemacht und erneuert worden wäre.

Dieser Mühe ist man in der neuen Ausgabe, welche man nunmehr von der Eroberung von Florida liefert, so das vierte Werck des Garcilaßo ist, überhoben gewesen. Die Uebersetzung davon rühret von der Hand eines Meisters her. Ehe wir aber von dem Uebersetzer handeln, wollen wir von dem Wercke selbst etwas reden. Man würde unmöglich alles, was sich bey dem Feldzuge in Florida zugetragen hat, mit grösserer Sorgfalt beschreiben können, als alhie geschehen ist. Wenn aber dieses Werck dem Garcilaßo Ehre bringet; so ist es auch nicht weniger rühmlich für die Spanier und Indianer. Man bemercket darin an den ersteren eine ausserordentliche Gedult, welche nur eine ungemeine Ehrbegierde und Liebe zu den Reichthümern einflössen können. Die Indianer lassen alda einen Muth und eine Klugheit blicken, die den Begrif weit übersteigen, den man sich gemeiniglich

von barbarischen Völckern machet. Diese Geschichte scheinet nicht auf blosses Hörensagen geschrieben zu seyn (12), wie ein neuerer Schriftsteller vorgeben

(12) Wir wollen alhier dasienige bemercken, was der Herr de Citri de la Güette, einer von unsern besten Schriftstellern, dem wir die schöne und vortrefliche Geschichte derer Triumvirate, die Uebersetzung der Eroberung von Mexico, und der Bezwingung von Florida eines portugiesischen Edelmannes zu dancken haben, von dem Garcilasso meldet. In der Vorrede dieses letzten Buches, worin er nach der löblichen Weise der Uebersetzer seinen Schriftsteller ein grosses Lob beyleget, redet er folgender massen: „Diese Erzählung hat dieses „voraus, daß sie eine Urschrift ist, „und aus der ersten Hand gekommen, und hierin unterscheidet sie „sich von der Geschichte von Flo„rida des Ynca Garcilasso de la „Vega, die ihr den Rang nicht „streitig machen kan, weil sie erst „nach dieser herausgegeben, und „auf den den Verfasser geschehe„nen blossen Bericht eines schlech„ten Edelmannes verfertiget wor„den, der dem Ferdinand von So„to nach Florida gefolget, und der „aus Unwissenheit eben so wohl „irren können, als Garcilasso aus „Mangel des Gedächtnisses und „der Aufmercksamkeit zu thun fä„hig gewesen ist„. Hier könte man nun zur Ehre des Garcilasso nicht wenig Einwendungen machen. Allein wir wollen nur etwas zur Ueberlegung anheim geben, und zwo Betrachtungen werden hierzu genug seyn. 1) Wer hat wohl iemals zu einem Grundsatz machen hören, daß eine Erzählung, die erst nach einer andern ans Licht getreten ist, den Titel einer genauen Urschrift nicht so gut verdiene, als die ältere? Und wo würden wir mit allen unsern Geschichten bleiben, von denen die letzten die meiste Zeit diejenigen mit Grunde verdunckelt haben, welche zu der damaligen Zeit herausgegeben worden. 2) Solte man wohl glauben, daß Garcilasso in seinem Buche eine so schöne Ordnung, eine so genaue und umständliche Erzählung lediglich auf die Nachricht eines schlechten und wenig verständigen Edelmannes beobachtet habe? Und ist auch diese Geschichte blos nach dem Gedächtnisse verfasset worden; so hal-

te

ben wollen. Garcilasso hat, um eine so schöne Erzählung, wie die seinige, anzufangen, nothwendig genaue und umständliche Nachrichten haben müssen. Sein Vortrag ist einnehmend: und wenn man ihm ia etwas vorzuwerfen hat; so ist es dieses, daß er alzu weitläuftig ist, und bisweilen auch Kleinigkeiten vorgebracht hat. Allein auch das allergeringste, wenn man es am rechten Orte anbringet, dienet, die Leute kennen zu lernen. Seine Erzählung begleitet er mit vernünftigen Betrachtungen, und selbige fliessen aus der Abhandlung ganz ungezwungen. Garcilasso endigte dieses Buch (13)

te ich sie für desto besser. Denn dieser Edelmann müste gewiß ein Wunder seyn, weil er eine solche Menge von Thaten, die vor wohl 40 Jahren geschehen sind, in einer so schönen Ordnung vorgetragen hat. Es lässet sich dieses aber leicht erweisen, weil der Kriegeszug im Jahr 1539 vorgenommen worden, Garcilasso aber sein Buch 1591 geendiget hat. Nun rechne ich, daß er mit dessen Ausarbeitung zehen Jahre zugebracht, welches schon viel ist. Man muß also von 1543, da dieser Kriegeszug ein Ende genommen, bis 1581 acht und dreyßig Jahre rechnen. Ich für meine Person bewundere ein so vortreffliches Gedächtniß. Wenn man aber aufrichtig die Wahrheit sagen will; so hat der Herr de Citri de la Güette Ursache gehabt, seinen Schriftsteller auf des Garcilasso Unkosten zu rühmen, und ich habe auch Ursache, den Garcilasso zum Nachtheil seiner Verächter zu rächen. Machten wir es anders, so wären wir beyde tadelnswerth.

(13) Dieses bemercket Garcilasso selbst im II. Th. II. Buch und II. Hauptstück folgender Gestalt: „In diesem 1591sten Jahre, saget er, „da ich die Geschichte von Florida „ins Reine gebracht habe, erfahre „ich, daß Reynoso noch lebet, und „daß er sich im Königreiche Leon, „alwo er gebohren worden, auf„hält.

im Jahre 1591, über dreyßig Jahre nachher, als er in Spanien angelanget war.

Man weiß, was in Ansehung der Reinigkeit unserer Sprache Richelet für ein Mann gewesen. Und wenn man andern von einer sorgfältig verrichteten, und von allem Uebelstande gereingten Sache einen Begrif machen will; so darf man nur sagen, daß diese Uebersetzung von ihm ist. Er ist seines vortreflichen Wörterbuchs wegen in der Welt alzu bekant (14), als daß man hier viel von ihm anführ-

(14) Richelet war in dem französischen Vitri gebohren, und man konte mit Wahrheit von ihm sagen, was der Cardinal dû Perron vormals von den Teutschen gesaget hat, daß er für einen Champagner viel Verstand hatte. Er hatte aber mehr einen critischen, satyrischen, und richtigen, als einen scharfsinnigen und feinen Verstand. Er schickete sich wohl zur Verfertigung eines Wörterbuches und einer Sprachkunst; allein ich glaube nicht, daß es ihm gelungen wäre, ein artig ausgearbeitetes, wohl aus einander gesetztes, und an einander hangendes Werck zu machen. Ich habe ihn in den beyden letzten Jahren seines Lebens gekant, und ich war einsmals so vorwitzig, ihn zu fragen, ob er mit dem Richelet verwant wäre, von welchem wir weitläuftige Anmerckungen über den Ronsard haben. Diese Frage erweckete bey ihm ohne Zweifel eine Art von Eigenliebe, die ihn zu sagen bewog, dieser Richelet wäre sein Vater. Unterdessen wuste ich doch das Gegentheil. Unser Richelet war bey dem Gymnasio zu Vitri öffentlicher Lehrer der Schulwissenschaften. Weil er aber seiner Profeßion müde wurde, oder sonst andere Ursachen hatte; so kam er nach Paris, wurde alda ein Sachwalter, erlangete die Bekantschaft gelehrter Leute, und lebte als ein Gelehrter, das heisset, ohne öffentliche Bedienung. Der Herr von Alancourt, welcher auch von

führen solte. Solte man es aber wohl glauben, daß ein so geschickter Mann gestorben ist, ohne daß man

von Vitri in Franckreich war, hatte viel Betrachtung gegen ihn, und trug ihm kurz vor seinem Ende im Jahre 1664 auf, seine übersetzete Beschreibung von Africa vom Marmol durchzusehen, und drucken zu lassen. Dieses that er auch nebst den Herren Chapelain und Conrard. Im Jahre 1670 gab er seine Uebersetzung von der Eroberung von Florida heraus, von welcher wir hier eine neue Ausgabe liefern. Er hat auch mit dem Herrn Fremont von Ablancourt an dem Reimwörterbuche (Dictionaires des Rimes) gearbeitet. So haben wir auch sein Wörterbuch der französischen Sprache, welches kurz und genau, bisweilen auch etwas alzu lustig geschrieben ist. Unterdessen fehlen doch darin noch viele Wörter und Redensarten. Ich habe von ihm nicht gehöret, daß er davon eine so grosse Ergänzung (Supplement) gemacht, als der Verfasser der Republic der Wissenschaften vorgiebt. Er hatte aber ein comisches oder satyrisches Wörterbuch verfertiget. Dieses war eine Samlung aller in der französischen Sprache vorkommenden garstigen Redensarten. Sein Beichtvater nöthigte ihn, ihm dieses Buch aufzuopfern, welches er denn auch zum Vortheil unserer Ohren und unserer Einbildungskraft that. Er hat mir auch gesaget, er hätte einen Commentarium über die Satyren und Briefe des Herrn Despreaux gemacht. Allein solcher ist ohne Zweifel verlohren gegangen. In diesem Commentario müssen viele besondere Sachen gestanden haben. Er hat die besten Briefe unserer französischen Schriftsteller gesamlet, und mit Anmerckungen versehen. Die letzten Ausgaben bis auf das Jahr 1699 sind nicht von ihm, sondern von dem Abt Bordelon, welcher durch verschiedene Bücher, vornemlich aber durch seine sonderbaren Merckwürdigkeiten, (Diversités curieuses) bekant worden ist. Man saget, er habe eine Sprachkunst (Grammatic) und eine Anleitung zur Dichterey geschrieben, von welchen uns nichts, ausser eine Abhandlung von der Verskunst, übrig geblieben, welche ihm zugeschrieben wird, und die man dem Reimwörterbuche vordrucken las-

man seiner fast gedacht hat? Sein Umgang war eben so, wie seine Gemüthsbeschaffenheit, nemlich beständig satyrisch, und bisweilen alzu frey. Dieser cynischen Freyheit müssen wir den Verlust verschiedener von ihm verfertigter Wercke zuschreiben, welche viele Leute würden ergötzet, noch mehr aber betrübet und misfallen haben. Unterdessen waren es doch gar critische Bücher, und es ist uns nur noch diese Uebersetzung übrig, nach welcher wir seine Schreibart beurtheilen, und uns seine Reinigkeit und Sorgfalt zu Nutze machen können.

Garcilasso redet in seiner ganzen Geschichte von nichts anders, als von den Thaten der Spanier, und zeiget uns, was für einen schlechten Ausgang dieser Kriegszug gehabt habe. Wir wollen alhier nur in der Kürze melden, was hernach andere Völcker gethan haben. Als Carl V. sahe, daß es dem Soto nicht geglücket war; beschloß er im Jahre 1546, einige tugendhafte Geistliche und Benedictinermönche nach Florida zu senden, um die wilde Gemüthsart dieser Völcker zu besänftigen. Allein die Wilden schunden sie lebendig, und hingen ihre Häute vor die Thür ihrer Hütten auf. In eben diesem Jahrhundert wurde Florida auch

sen. Er starb zu Anfang des 1699. Jahres, wie er einige gute Freunde, mit welchen er gefrühstücket hatte, begleitete. Er war wohl 70 Jahre alt, und das Alter hatte seiner Lebhaftigkeit nicht viel, seiner freyen Art, sich auszudrucken, aber noch weniger benommen.

auch von den Franzosen entdecket, und im Jahre 1562 legte unter der Regierung Carls IX. einer, Namens Franciscus Ribaut, daselbst die Festung Carolina an dem Ufer des Mayflusses an, und machte mit den benachbarten Wilden ein Bündniß. Er begab sich darauf wieder in Franckreich. Weil er aber alda zu lange wartete, ehe er wieder nach seiner neuen Pflanzstätte kam; so machten diejenigen, die er da gelassen hatte, einen Aufruhr, und dieses war die Ursache, daß Petro Melendez, ein Spanier, sie im Jahr 1563 da weg jug. Sie setzeten sich also auf ein Schiff, und wagten sich aufs Meer. Sie stunden aber einen so grausamen Hunger aus, daß sie losen musten, welcher von den übrigen aufgefressen werden solte: da denn das Loos demjenigen am ersten traf, der an dem Aufstande die meiste Schuld gehabt hatte. Im Jahre 1564 machte sich Reline Laudonniere nach Florida, und richtete die Festung Carolina wieder auf. Allein die Spanier, die es ungerne sahen, daß die Franzosen sich so nahe bey Neuspanien niederliessen, überfielen sie, und schlugen sie in die Flucht. Laudonniere rettete sich mit grosser Mühe. Allein der arme Ribaut, der wieder nach Florida zurück gekommen war, wurde gefangen, und lebendig geschunden, und alle ihre Leute wurden aufgehencket. Als Dominicus von Gourgües, aus Mont de Marsan in Gascogne gebürtig, von dieser unmenschlichen

That hörete; rüstete er auf seine Kosten ein Schiff aus, und reisete mit 150 Soldaten und 80 Matrosen nach Florida. Die Völcker des Landes schlugen sich alsobald auf seine Seite, und halfen ihm, die Festung Carolina, und noch zwo andere, welche die Spanier gebauet hatten, wieder einnehmen. Die Besatzung wurde an eben die Bäume gehencket, an welche die Franzosen aufgeknüpfet worden. Hierauf kam Gourgües im Jahr 1568 wieder nach Franckreich, hatte aber grosse Mühe, nicht in der Richter ihre Hände zu gerathen, weil ihn die Spanier, mit denen Franckreich damals Friede hatte, verfolgeten. Endlich gerieth das französische Florida wieder in die Gewalt der Spanier, welche es bis auf das Jahr 1663 behielten, da sie von den Engeländern vertrieben wurden, die es denn auch noch ietzo im Besitze haben, und es dem Ansehen nach auch noch lange behalten werden.

Da wir im übrigen zu einer Zeit leben, worin man alles, was in andern Ländern vorgegangen ist, eben so wohl wissen will, als was sich in seinem eigenen Lande begeben hat, und wo unnütze Bücher mit grösserer Begierde gelesen werden, als andere; so lebet man der Hofnung, daß auch dieses gesuchet, gelesen und hochgeschätzet werden wird.

)o(

Vor-

Vorrede

der neuen französischen Auflage *).

Ich weiß zu dem vorigen Vorbericht nichts hinzuzusetzen, als daß ich diese Geschichte von Florida deswegen wieder habe auflegen lassen, weil sie mit der Geschichte der Yncas einerley Verfasser hat. Fräget man mich aber, was ich von dieser Geschichte von Florida halte; so

(*) Dieses ist diejenige Auflage, welche 1727 bey Johann Friederich Bernard zu Amsterdam in gr. 4. mit Kupfern heraus kommen ist, und ganz ungereimter Weise zum 2ten Theile von des Garcilasso Geschichte derer Yncas, Könige von Peru, womit diese Geschichte der Eroberung von Florida doch gar nichts zu thun hat, gemacht, und mit solcher zugleich herausgegeben worden. In dieser Ausgabe finden sich nun auch die Anmerckungen unter dem Texte so wohl der Vorreden, als der Geschichte selbst, von welchen mir nicht bewust, wer solche verfertiget habe, und die von mir mit Zahlen bezeichnet worden. Nach selbiger Ausgabe habe ich nun auch die teutsche Uebersetzung bewerckstelliget, und bin ich dem französischen Text genau gefolget. Diese Note mag mir nun statt einer Vorrede dienen, welche ich sonst, wenn nicht schon 2 vorhanden gewesen, auch leicht machen können. Im übrigen habe ich hiebey bemercken wollen, daß ich die Geschichte derer Yncas des Garcilasso ebenfals in die teutsche Sprache übersetzet, welche auch nun nächstens im Druck erscheinen wird.

so antworte ich, daß man darin einige seltsame Umstände findet; daß aber eine kleine Anzahl von Umständen ein Buch nicht so nöthig machet, daß man es nicht entbehren könte; daß überhaupt diese Geschichte gar trocken geschrieben; daß die Betrachtungen darin kaltsinnig und von wenig Geschmacke sind; und daß die Schreibart in der Urschrift matt seyn muß, weil sie es, ohngeachtet der Gemüthsart des Uebersetzers, noch ziemlich in der Uebersetzung ist. Was diesen letzten anlanget; so ist es nicht nöthig, den Leser zu berichten, daß seine Redensarten und Redesätze eben so wenig nach der Mode sind, als seine Wörter. Seine Schreibart ist auch alzu schlecht, und alzu wenig verändert. Wir müssen anietzo etwas leichtes, lebhaftes, und feuriges haben. Dieses vertreibet uns die Zeit, und solchen Zeitvertreib suchen wir auch bey denen ernsthaftesten Sachen. Ich sehe schon voraus, daß diese Schreibart mit der Zeit gar in das Heiligthum dringen wird. Und warum solte sie nicht eben so gut da hinein dringen, als das hochtrabende Romanenwesen, wodurch die Erzväter der Mode unserer Zeiten so gleich gemacht worden, und gelernet haben, eine Liebeserklärung nach der Regel zu thun?

Ich habe dieser des Garcilasso Geschichte von Florida eine merckwürdige, angenehme und lehrreiche

reiche Erzählung von einem grossen Lande beygefüget, welches man fast als eine Zubehörung von Florida ansehen kan (**). Sie ist von dem Pater Hennepin. Ich schmeichele mir, daß diese Wiederauflage dem Leser nicht misfällig seyn, und die Journalisten in Ansehung seiner einen Tadel zurück halten werden, welchen sie zu andern Sachen besser anwenden können. Im übrigen beweget mich dasienige, was man in dem vorhergehenden Vorberichte von dem Uebersetzer Richelet gelesen hat, seiner alhie besonders zu gedencken. Der Leser wird vielleicht darin etwas nicht gar undienliches finden.

Petrus Richelet, Parlamensadvocat in Paris, wurde gegen das Jahr 1630 zu Cheminon in Champagne gebohren, und starb zu Paris im November 1698. In seiner Jugend machte er sich die Herren von Ablancourt und Patrú zu Freunden, und legte sich eben so, wie sie, auf die Kentniß und Verbesserung der französischen Sprache. Er war einer von denen ersten, welche der Abt von Aubignac in die von ihm errichtete Academie aufnahm. Die academischen Reden, die darin

(**) Diese des P. Hennepins Reisebeschreibung, an welcher die neueren Reisenden verschiedenes auszusetzen gefunden, schicket sich bey der Geschichte von Florida eben nicht. Sie ist also, zumal sie auch schon von andern längst Teutsch herausgegeben worden, von mir nicht übersetzet, noch dieser Geschichte beygedrucket worden.

darin in denen ersten Tagen eines ieden Monaths gehalten wurden, dieneten nicht wenig zu einer nacheifernden Aufmunterung. Einige Zeit darauf gab das Glück dem Richelet einige gewogene Blicke. Allein sie verschwanden gar bald wieder. Ich will davon seine eigene Worte anführen: „Monseigneur der Dauphin, saget er (1), hat „zween Lehrmeister gehabt. Der erste war der „Herr President von Perigny (2), der andere „aber Herr Bossuet, Bischof von Meaux. Der „Herr von Perigny war ein vernünftiger Mann, „und von einer gründlichen und einnehmenden „Gelehrsamkeit. Der grosmüthige und verbindliche Herr des Reaux Tallemant hatte ihm den „Herrn Richelet vorgeschlagen, um seine Dienste, „die er dem Monseigneur leistete, zu erleichtern. „Der Herr Richelet hatte das Glück, dem Herrn „von Perigny zu gefallen. Unterdessen war er „doch nicht so glücklich, seine Mühwaltung mit „ihm zu theilen. Der Herr President Nicolai „bat ihn zum Vortheil des Herrn Doujat, Doctors „der Rechte, und bewog ihn einigermassen, an „sich zu halten, um den Herrn Doujat zu verpflichten„. Diese Redensart, die Mühwaltung des

(1) In der Samlung seiner auserlesensten Briefe.

(2) = = = Picart von Perigny, President des Enquetes, der 1670 gestorben. S. Herrn Huet in seinen Nachrichten von sich selbst, (de rebus ad se pertinentibus).

des Herrn von Perigny zu theilen, hat den Amelot de la Houssain sehr misfallen. Daher er ihn deswegen nicht wenig getadelt hat. „Richelet, „saget er (3), das Wörterbuch der gemeinen Bedienten . . . . hat die Einbildung gehabt, zu „glauben, der Herr Presidente von Perigny wäre „Willens gewesen, einen Menschen von seiner Art „anzunehmen, ihm in dem ruhmvollen Amte der „Erziehung des Monseigneurs eine Erleichterung „zu schaffen„. Amelot führet hierauf die Stelle des Richelet an, und setzet noch hinzu: „Ich wun„dere mich über diese unverschämten Worte, gera„de als wenn Richelet von solchem Stande und „Verdiensten gewesen wäre, daß er iemals ein „Amtsgehülfe des Herrn von Perigny werden kön„nen„. Es scheinet, daß Amelot die Worte des Richelet, der weiter nichts sagen wollen, als daß er sich geschmeichelt hätte, ein Amt zu erhalten, das durch den Herrn Doujat bekleidet worden, welches Amt darin bestund, dem Monseigneur einige Erkentniß von denen schönen Wissenschaften beyzubringen, und worüber der Herr von Perigny den Befehl und die Aufsicht hatte, alzu sehr dem Buchstaben nach verstanden habe. Doch dem sey, wie ihm wolle, nachdem sich Richelet in seiner Hofnung betrogen gefunden; fuhr er fort, einige iunge Leute für Geld in der französischen Sprache zu

(3) S. seine Jahrbücher des Tacitus.

zu unterrichten, und verschiedene Wercke zu verfertigen, worunter einige sich bis hieher in Ansehen erhalten haben.

Man saget, daß Richelet sich gutwillig demjenigen unterworfen, was der Prediger von Saint Sülpice, der ihm in seiner letzten Kranckheit die Sacramente gereichet, von ihm verlanget hat. Dieses bestund darin, daß er des Aergernisses wegen, welches die in seinen Büchern ausgestreueten Unfläthereyen verursachen können, öffentliche Abbitte thun solte. Weil aber solches nur auf ein blosses Hörensagen ankomt; so kan man davon glauben, was man will. Es ist bey denen vorgeblich starcken Geistern nicht ungewöhnlich, daß sie schwächer sind, als andere, wenn sie in dasjenige Land reisen müssen, vnde negant redire quemquam, woraus kein Mensch wieder zurück komt.

Gedruckte Bücher des Richelet.

I. La Versification Françoise, où il est parlé de l'Histoire de la Poesie Françoise, des Poetes François anciens et modernes, de l'origine de la Rime, et de la maniere de bien faire et de bien tourner un vers. Avec des exemples des Poetes, qui les ont bien ou mal tournet. Paris. 1671. in 12. pagg. 276.

Das

Das ist:

Französische Verskunst, worin von der französischen Poesie denen alten und neuen französischen Dichtern, dem Ursprung der gebundenen Rede, und von der Art, ein gutes Gedichte zu verfertigen und auszuführen, gehandelt worden. Nebst einigen Exempeln aus den Poeten, welche solches gut oder schlecht ausgeführet haben. Paris in 12. 276 Seiten.

Der geschichtliche Theil davon enthält nur dreyzehen Seiten, und es ist nichts weniger, als eine nur etwas volständige Geschichte der Dichtkunst.

II. Histoire de la Conquête de la Floride, 2 Vol. 12. 1670.

Oder:

Geschichte der Eroberung von Florida, 2 Bänd. in 12. 1670.

Diese ist darauf 17.. zu Paris, und 1731 zu Leiden wieder aufgeleget worden.

III. Dictionnaire François contenant les mots et les choſes dignes de remarques ſur la Langue et les termes des Arts et des Sciences. Par Pierre Richelet. Geneve. Wiederhold 1680. in 4.

Das heiſſet:

Franzöſiſches Wörterbuch, worin die merckwürdigſten Wörter und Sachen der Sprache und Redensarten der Künſte und Wiſſenſchaften enthalten ſind, von Peter Richelet. Gedruckt zu Genf von Wiederhold 1680. in 4.

Es wird nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn wir mit etwas gröſſerer Sorgfalt, als ſelber die Herausgeber des Richelet gethan, dasienige unterſcheiden, was die verſchiedenen Ausgaben dieſes Wörterbuches beſonders haben. Man kan ſonſt ſchwehrlich wiſſen, von wem die Erklärung eines zweifelhaften Wortes herrühret: und dieſes Wörterbuch iſt durch ſo viele Hände gegangen, daß einem nicht wenig daran gelegen iſt, wenn man hierin Gewißheit hat.

Dieſe

Diese Ausgabe von 1680 ist die erste, und wissensbegierige Leute solten es billig nicht versäumen, sich solche bey Gelegenheit anzuschaffen. Sie enthält viele gelehrte, seltene, und sonst nirgends zu findende Nachrichten, und in der That sehr harte, und oft boshafte, doch meist ziemlich wahre Beurtheilungen. Kurz, dis ist das Buch, woraus man die eigentliche Gemüthsbeschaffenheit des Richelet kennen lernen kan, welche die nachmaligen Ausgaben bisweilen ganz anders vorstellen. Nur wäre zu wünschen, daß er seine Leser mit einem Hauffen garstiger Dinge verschonet hätte, welche die neueren Herausgeber nicht einmal völlig ausfegen können. Vor dieser ersten Ausgabe findet man eine Vorrede, welche in den wiederholten Auflagen von 1685, 1689, 1690, 1691, und 1732 ausgelassen worden. Hierin hat Richelet auf eine deutliche und feine Art die Ordnung abgehandelt, die er sich vorgeschrieben hatte: und es wäre besser gewesen, wenn dieienigen, die ihm nachgearbeitet haben, seinem gemachten Entwurfe gefolget wären, als daß sie Zusätze gemacht, die, ob sie gleich sonst gut sind, dennoch nicht an gehörigem Orte stehen; die nur dazu gedienet haben, ein Buch, das ohnedem nicht alzu kurz bleiben konte, unnützer Weise groß zu machen; und die mit einem Worte aus einem Wörterbuche, welches eigentlich nur unsere Zweifel in der französischen Sprache

auflösen solte, almählig eine ungeheure Polyanthea, ein Salmigondis (Mischmasch), man erlaube mir diese Redensart, von unnützen Sachen, die tausendmal in allerhand Büchern wiederholet worden, von alten und neuen Gebräuchen, von Auslegungen, Erklärungen, und Beschreibungen, die man von ohngefehr aus allen Künsten und Wissenschaften zusammen geraffet, gemacht hat. Canonische und bürgerliche Rechte, römische Gewohnheiten, u. s. w. alles ist da ohne Unterscheid und Verstand hinnein geflicket worden.

Sehet, dis ist ein geheimer Umstand in Ansehung der ersten Ausgabe des Richelet, den man aus der Lebensbeschreibung dieses Sprachforschers herausgelassen hat, und die von guter Hand gekommen ist (4). So bald der völlige Abdruck dieses Wörterbuches geschehen war; lies Wiederhold unter der Hand 1500 Exemplaria nach Franckreich bringen, welche nach Ville-Juif (Judenstadt), nahe bey Paris, gebracht, und da niedergeleget wurden. Er wante sich darauf an Benard, welcher, anstatt sich in eine so gefährliche Handlung einzulassen, dem Syndicus und den Gehülfen der Buchhandlung von der verwahrlichen Niederlage Nachricht gab, welche sich denn aller dieser Abdrücke

(4) Der Herr le Clerc, ein Geistlicher von Leon, hat ihn von dem Herrn Papillon gehöret.

cke bemächtigten, und solche nach der Syndicalcammer bringen liessen, alwo sie theils verbrant, theils aber zerrissen wurden. Wiederhold starb drey Tage hernach für Verdruß, und den Tag darauf wurde Benard, wie er den Abend vor dem Feste des heiligen Benedictus aus der Kirche kam, in dem Gedränge des Volckes niedergemacht.

Man kän nicht leugnen, daß dieses Wörterbuch eines von denen besten sey, die wir in unserer Sprache haben. Richelet hat darin auf gleiche Weise die verdrießliche Trockenheit und den abgeschmackten Ueberfluß des grösten Theils seiner Mitbrüder vermieden. „Er giebt sich die Mühe, dar„in die drey Arten von Ausdrückungen, die eigent„lichen, figürlichen, und scherzhaften genau anzu„führen. In Ansehung der Rechtschreibung hält „er die Mittelstrasse, so daß er die meisten doppel„ten und unnützen Buchstaben, die die Wörter „nicht verstellen, wenn sie darin ihre Stelle nicht „haben, weggelassen hat. Er hatte unter dem „Beystande des Herrn von Ablancourt viel aus„gelassen, und bezeuget auch, daß er von dem „Herrn Patrů viel Licht bekommen habe. Ausser „dem führet er meistentheils gute Schriftsteller an, „und gründet sich so viel möglich auf den Ge„brauch„. Auf solche Weise urtheilet Baillet (5)

(5) Jugement des Savans Tom. II.

von diesem Wörterbuche, setzet aber noch hinzu, daß die Freyheiten, die sich Richelet darin genommen, dessen Werth etwas vermindert, und gemacht hätten, daß es von ehrliebenden Leuten für eine spöttische und schändliche Schrift, und für eine Frucht einer ungeziemenden Neigung gehalten worden.

Die Vergleichung, welche der Theophraste moderne zwischen den Füretiere und den Richelet gemacht hat, gereichet diesem nicht zur Schande.

Die zweyte Ausgabe ist zu Lyon 1685 (6) in 4. bey Bailly herauskommen. Selbige ist schon verstümmelt. Allein obgleich der Verbesserer, so viel er immer gekont, die garstigen Redensarten und Wörter ausgelassen; so sind doch noch eine grosse Menge stehen geblieben.

Hierauf ist es zu Genf (oder Lyon) 1689, 1690, 1691, in 4. oder Genf bey Johann Jacob Dentand 1690 in 4 (nach dem Titel aber zu Cöln) 1694 in 4 herauskommen. Dieser folgete eine andere Auflage, welche den Titel führet:

Diction-

(6) Diese Auflagen möchten wohl untergeschoben seyn. Man weiß, daß aus besondern Handlungsabsichten die Buchführer gemeiniglich die Zahlen der Zeiten ändern.

Dictionnaire François contenant generalement tous les mots et pluſieurs remarques ſur la langue Françoiſe, ſes expreſſions propres, figurées, et bourlesques, la prononciation des mots les plus difficiles, le genre des noms, la Coniugaiſon des verbes, leur regime, celui des Adiectivs et des Prepoſitions, avec les termes les plus connus des Arts et des Sciences. Geneve par David Ritter, chez Vincent Miege 169.. in 4. pagg. 565 pour la I. Part. et 481 pour la II.

Das iſt:

Franzöſiſches Wörterbuch, enthaltend überhaupt alle Wörter und viele Anmerckungen über die franzöſiſche Sprache, ihre eigentlichen, figürlichen, und ſcherzhaften Ausdrückungen, die Ausrede derer ſchwehreſten Wörter, die Stammart derer Nennwörter, die Coniugation der Zeitwörter, ihre und der Bey- und Vorwörter Regierung, nebſt den bekanteſten Kunſt- und Wiſſenſchaftswörtern. Genf, durch David Rit-

ter, bey Vincent Miege. 169.. in 4. *I* Th. 565 Seit. *II* Th. 481 Seit.

Diese Ausgabe ist um den vierten Theil vermehrter, als die vorigen, und Richelet ist selbst der Urheber dieser Vermehrungen.

Im Jahr 1710 kam eine andere zu Genf in 2 Quartbänden bey der Buchhandlungsgesellschaft heraus, welche solche von einem ihrer Druckverbesserer, Namens Bandol, durchsehen ließ.

Dieser folgete die von Amsterdam bey denen Elzeviers (oder vielmehr von Lyon) 1706 in Fol.

Richelet schätzete es sich für eine grosse Ehre, sein Wörterbuch in Folio gedrucket zu sehen. Er konte sich dieses nach denen von ihm im Jahr 1693 selbst gemachten Verehrungen vernünftiger Weise wohl schmeicheln. Allein der Tod beraubete ihn dieses Trostes. Diese Ausgabe ist nach der vorigen gemacht, nur daß sie die alten Fehler noch mit neuen vermehret hat.

Nach dieser kam die Amsterdammer (oder vielmehr Lyoner) von 1709 in 2 Fol. Selbige ist die erste Ausgabe, worin man fremde Zusätze gefunden. Der P. Martin, Predigerordens, ist deren

Ver-

Verfasser. Sie bestehen in einer grossen Anzahl Wörter, die Richelet vergessen hatte, und man findet darin zum wenigsten eben so viel spöttische und garstige Züge, als in der ersten. Voran findet sich ein Verzeichniß der angeführten Schriftsteller, welches so gar schlimm nicht ist. Wenn man die Sache recht besiehet; so weiß ich nicht, ob dieses nicht die beste vermehrte Ausgabe des Richelet ist. Sie ist ziemlich weitläuftig, und dennoch finden sich darin nicht so viele unnöthige Dinge, als in den folgenden.

Hierauf erschien eine 1719 zu Lyon in 2 Fol. Dieses ist die erste Ausgabe, die in Franckreich mit vorzüglicher Freyheit gedrucket worden ist. Sie ist nach der vorigen wörtlich abgedrucket, und man hat sich begnüget, ohngefehr 150 Stellen davon auszulassen.

Selbiger folgete die von Rouen von 1719 in 2 Fol., in welcher man den Richelet nicht mehr kennen wird, und wohinnein man ohne Bedencken alles gebracht, wodurch sie nur hat stärcker werden können, indem man die Wörterbücher der Seefahrer- und anderer Künste, die bisher herausgekommen waren, ausgeschrieben hat. So sind auch zu den französischen noch die lateinischen Wörter gesetzet worden.

An der Lyonner Ausgabe von 1728 in 3 Fol. haben zwo Personen gearbeitet. Die eine ist der Herr le Clerc, ein Sohn des berühmten Mahlers, und Prediger zu Saint Sulpice in Lyon, der das Verzeichniß der angeführten Schriftsteller so volständig gemacht, als es immer möglich gewesen ist. Es ist unter seinen Händen ein so weitläuftiges, als unrichtiges und mit herschender Leidenschaft geschriebenes Werck geworden. Dem ohngeachtet findet man darin so viele seltene Untersuchungen, daß es nicht zu verachten ist. Die andere Person, die selbst mit den Worten und dem innersten Grunde des Wörterbuches beschäftiget gewesen, ist der Herr Aubert, ein Sachwalter zu Lyon, und geschickter Mann. Der Herr Lancelot (7), dem man aufgetragen hatte, diese Zusätze zu untersuchen, saget (8), daß die meisten Betrachtungen merckwürdig, lehrreich, und zierlich geschrieben sind. „Der Verfasser, setzet er noch hinzu, „scheinet nicht nur in den Rechten, worauf er sich „am meisten geleget haben soll, sondern auch in „den schönen Wissenschaften erfahren zu seyn.

„Ich

(7) Dieses wurde ihm bey Gelegenheit eines Freyheitsbriefes aufgetragen, welchen die Buchführer zu Paris des zu Rouen 1719 gedruckten Richelets wegen ausgewürcket hatten, und weswegen sie denen von Lyon verwehren wolten, das Wörterbuch mit den Zusätzen des Herrn Aubert wieder aufzulegen.

(8) S. die Vorrede dieser Ausgabe, alwo das Urtheil des Herrn Lancelots der Länge nach mit eingerücket ist.

„Ich zweifele nicht, daß diese Zusätze der gelehrten „Welt nicht angenehm seyn solten. Ich möchte „nur wünschen, daß der Verfasser noch andere „Anmerckungen hinzugefüget, welche mir als eine „natürliche Folge seines Entwurfes vorkommen, „und daß er einige weggelassen hätte, die unnütze „zu seyn scheinen. Ich finde darin auch ein halb „Dutzend Namen der Oerter, und ich sehe doch „die Ursache nicht ein, warum sie da stehen. Er „hätte sie entweder gar weglassen, oder noch viel„mehr hinzusetzen müssen „.

Dictionnaire de la Langue Françoise ancienne et moderne de Pierre Richelet, augmenté de plusieurs additions d'Histoire de Grammaire, de Critique, de Jurisprudence, et d'une Liste alphabetique des Auteurs et des Livres citez dans le Dictionnaire: nouvelle edition augmentée d'un grand nombre d'Articles. Amsterdam, aux depens de la Compagnie, 1732, 2 Vol. in 4. pagg. 837. pour le I. et pagg. 939 pour le II.

Das ist:

Peter Richelets Wörterbuch der alten und neuen französischen Sprache, mit vielen Zusätzen aus der Geschichte,

te, der Sprachkunst, der Critic, der Rechtsgelehrsamkeit, und einem alphabetischen Verzeichnisse der in dem Wörterbuche angezogenen Schriftsteller und Bücher bereichert: neue, und mit einer grossen Anzahl von Wortsätzen vermehrte Ausgabe. Amsterdam, in Verlag der Gesellschaft 1732. 2 Bände in 4. *I* B. 857 Seit. *II* B. 939 Seiten.

In dem Vorberichte wird gemeldet, daß diese Ausgabe mit 6000 Wortsätzen (Artickeln) vermehret worden. Dieses ist eine Schadloshaltung derer unnützen Dinge, die man weggelassen hat. Ich verweise aber den Leser auf diesen Vorbericht selbst, als welcher wohl werth ist, daß man ihn lieset. Der Buchführer H. du Sauzet hat diese Ausgabe besorget.

IV. Les plus belles Lettres des meilleurs Auteurs François, avec des notes. Bailly 1687. in 12. pagg. 432.

Oder:

Auserlesene Briefe der besten französischen

schen Schriftsteller, mit Anmerckungen. Bailly 1687 in 12. 432 Seiten.

Der Text dieser Briefe hat verschiedene Fehler. Der erste ist, daß in allen Briefen die Meldung der Zeit ausgelassen, und der andere, daß der Text an einigen Oertern verändert worden. Es ist aber gewiß, daß, da diese Samlung deswegen gemacht, daß den Ausländern, auch so gar den Franzosen, einige Muster der Schreibart in Briefen gegeben würden, diese Fehler denen Lesern in Ansehung des Endzwecks, den der Herausgeber sich vorgesetzet, keinen Schaden bringet. Vorne an diesem Buche findet man vier Artickel, welche man als einen kurzen Entwurf eines viel grössern Werckes ansehen muß, das die Lebensbeschreibung derer Schriftsteller, woraus diese Briefe gezogen sind, nebst der Beurtheilung ihrer Schreibart enthalten sollen. Ob nun gleich diese vier Artickel sehr kurz sind, und sie Richelet recht ausgesuchet hat; so trift man doch darin einige Fehler an, und die hin und wieder beygefügten Anmerckungen sind auch davon nicht befreyet. Man kan dieses aus folgenden Beyspielen sehen. Wenn Voitüre an den Balzac schreibet, und ihm saget: „Ich wolte „nicht gerne, daß eure Feinde euch dieses vorzu„werfen hätten„; so bemercket Richelet, „daß „Theophile, und der P. Goulü die beyden grösten „Fein-

„Feinde des Balzac gewesen„. Voitüre lobet hierauf einige Wercke des Balzac: da denn Richelet bemercket, „daß Voitüre den Prinz, und den „Aristippus des Balzac verstehe, als in welchen „beyden Wercken dieses berühmten Schriftstellers „die meiste Beredsamkeit stäcke„. Hätte Richelet die untergesetzete Zeit mit etwas grösserer Aufmercksamkeit betrachtet; so würde er nicht vorgegeben haben, daß ein im Jahr 1625 geschriebener Brief zwo Schriften hätte zur Absicht haben können, davon die eine von 1631, die andere aber von 1658 ist. In eben dieser Anmerckung setzet Richelet den Tod des Cardinals von Richelieu ins Jahr 1648, welcher doch ohnstreitig im Jahr 1642 erfolget ist.

Les plus belles Lettres Françoises sur toutes sortes des sujets, tirées des meilleurs Auteurs, avec des notes, Paris 1698. 2 Vol. in 12. Paris 1705, 2 Vol. in 12.

Das ist:

Auserlesenste französische Briefe über allerhand Materien, aus denen besten Schriftstellern, mit Anmerckungen, Paris 1698, 2 Bände in 12. Paris 1705, 2 Bänd. in 12.

An-

Anſtatt der vier franzöſiſchen Briefartickel, die in der vorigen Ausgabe waren, finden ſich hierin fünfe, und überdem noch mehr Anmerckungen.

V. Dictionnaire des Rimes dans un nouvel ordre, ou ſe trouvent 1. les mots et les genres des noms. 2. un abregé de verſification. 3. des remarques ſur le nombre des ſyllabes des quelques mots difficiles, Paris 16 . . in 12. ibid. 1690 in 12 pagg. 561. ſans l'Abregé et les remarques. ibid. 1702, 1711, 1721.

Oder:

Reimwörterbuch in einer neuen Ordnung, worin man findet 1. die Wörter und Stammnamen, 2. einen kurzen Begrif der Verskunſt, 3. einige Anmerckungen über das Sylbenmaaß einiger ſchwehren Wörter, Paris 16.. in 12. eben daſelbſt 1696 in 12. 561 Seiten, ohne den kurzen Begrif und die Anmerckungen, eben daſelbſt 1702, 1711, 1721.

VI.

VI. La Connoiſſance des Genres François tirée de l'uſage et des meilleurs Auteurs, Paris 1691, in 12.

Das iſt:

Kentniß derer franzöſiſchen Geſchlechtswörter, aus dem Gebrauch und den beſten Schriftſtellern gezogen, Paris 1691, in 12.

VII. Recueil des plus belles Epigrammes des Poëtes François depuis Marot jusqu'à preſent, avec des notes hiſtoriques et critiques, et un Traité de la vraïe et fauſſe beauté dans les ouvrages d'eſprit, traduit du Latin des Mrs de Port-Royal (9). Paris 1698, 2 Vol. in 12. pagg. 302. pour le I, et 214 pour le ſecond, qui ne contient que les Poeſies de Racan.

Das heiſſet:

Samlung derer ſchönſten Epigrammaten der franzöſiſchen Dichter vom Marot an bis auf dieſe Zeit, mit

(9) Dies iſt die Abhandlung, die ſich vor dem Dilectus epigrammatum findet.

mit historischen und critischen Anmerckungen, nebst einer Abhandlung von der wahren und falschen Schönheit in den Wercken des Verstandes, aus dem Lateinischen der Herren von Port-Royal. Paris 1698, 2 Bände in 12. *I* Band 302 Seit. *II* B. 214 S., welcher nur die Gedichte des Racan enthält.

Derer Dichter, von denen Richelet Schriftstücke heraus gegeben hat, sind an der Zahl 29. Er hat auch ihre kurze Lebensbeschreibung beygefüget. Man muß aber nicht vergessen, daß in der Samlung eilfe von seinen eigenen Epigrammaten sind, und daß diese Samlung in den letzten Ausgaben sehr vermehret zum Vorschein gekommen.

Ungedruckte Wercke.

Ausser diesen bey des Richelet Lebzeiten gedruckten Wercken hat er auch noch, wie man weiß, verschiedene andere verfertiget, die er entweder selbst unterdrücket hat, oder die nach seinem Tode

verlohren gegangen sind. Dieienigen, die mir bekannt, sind folgende.

VIII. Le Dictionnaire Bourlesque.

Oder

Das kurzweilige Wörterbuch.

Dieses Werck solte alle Wörter und Redensarten in sich fassen, welche ehrliebende Leute Schamhaftigkeit und Wohlstandes halber zu gebrauchen sich scheuen. Amelot de la Houssaie redet davon in seinen Anmerckungen über den Tacitus, wo er bey Gelegenheit eines etwas zärtlichen Wortes saget: „Dieses wird man besser verstehen können, „wenn das milesische Wörterbuch, welches Richelet „zum Unterricht, oder vielmehr zur Verderbniß „derienigen verfertiget hat, welche die Wörter und „Redensarten nicht wissen, die die bürgerliche Ehrbarkeit, die Schamhaftigkeit, und der Wohlstand „aus der menschlichen Geselschaft verbannet hat, „einmal heraus kommen wird. Richelet, sage „ich, der, da er der Calepin der Lakayen ist, u. s. w„. Es ist wohl zu glauben, daß Richelet (10) in seinen

(10) Wie ich mich zu Genf aufhielt, sahe ich bey dem Buchführer

nen alten Tagen klüger geworden sey, und wohl begriffen habe, daß ein solches Werck viel Uebels anrichten könte, und zu nichts anders dienen würde, als ihm bey der Nachwelt einen Schandfleck anzuhängen. Diese weisen Ueberlegungen haben ihn ohne Zweifel bewogen, solches zu unterdrücken.

IX. Gedencket Herr Teißier annoch einer Lebensbeschreibung des Chapelain, und einer Samlung der Lebensbeschreibungen der berühmtesten französischen Wortforscher (11).

X. L'Histoire d'Abyssinie et d'Ethiopie tirée du grand Ouvrage de M. Ludolphe. Paris 1684, in 12.

Oder:

Geschichte von Abyßinien und Aethiopien, als ein Auszug aus dem grossen

rer Cramer gewisse vorgegebene Schriftstücke eines kurzweiligen Wörterbuches des Richelet. Man muß aber mit diesem Buche des Richelet das neue kurzweilige Wörterbuch eines gewissen Philibert le Roux nicht verwechseln. Dem Ansehen nach hat dieser in seinen gesamleten Unflätereyen mehr Verstand gebrauchet, und sind sie einer reinern Unreinigkeit (purioris impuritatis).

(11) Catalogus eorum, qui etc.

sen Wercke des Herrn Ludolph. Paris 1684 in 12.

Dieses Werck wird dem Richelet ohne Grund beygeleget, weil der Verfasser einer, Namens des Jouneaux ist.

XI. Man giebt auch vor, Richelet habe Anfangsgründe der Wörterkunst unserer Sprache unter dem Titel: Commencemens de la Grammaire Françoise geschrieben. Amsterdam den 30 Aug. 1736.

Geschichte
der
Eroberung
von
Florida.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Vorhaben des Verfassers. Grenzen von Florida. Von wem solches entdecket worden. Gewohnheiten dessen Einwohner. Zurüstungen des Ferdinand von Soto zu dessen Eroberung.

Das I. Hauptstück.

Vorhaben des Verfassers.

Ich habe mir vorgenommen, die Entdeckung von Florida, und die dabey vorgegangenen merckwürdigen Thaten zu beschreiben. Weil aber Ferdinand von Soto grosse Dinge dabey gethan, und diese Erzählung ihn vornemlich angehet; so will ich seine Geschichte aus ihrer ersten Quelle herholen. Soto war einer von den zwölf Eroberern von Peru, und nahm Theil an

der Gefangenschaft des Atahuallpa (1), welches der letzte König davon war. Dieser Fürst war ein natürlicher Sohn des Ynca Huayna Capac, und hatte das Königreich dem rechtmäßigen Erben, Namens Huascar, entrissen. Allein die Grausamkeiten dieses gewaltsamen Besitzers brachten die Völcker wieder ihn zum Aufstande, welches denn den Spaniern die Eroberung erleichterte, und ihnen grosse Reichthümer in die Hände spielete. Blos zum fünften Antheile bekam der Kayser zwo Millionen und dreymal hundert tausend Ducaten, und Ferdinand von Soto erhielt über hundert tausend. Dieser Kriegesheld bekam überdem noch viele Geschencke von den Indianern und dem Atahuallpa selbst, welcher ihm sehr kostbare gab, weil er der erste Spanier war, mit dem er geredet hatte. Wie sich nun Soto auf solche Art bereichert; kehrete er nebst einigen andern, die alle ihr Glück in Caramalca (2) gemacht hatten, wieder nach Spanien. Anstatt aber, daß er hätte darauf bedacht seyn sollen, sich ansehnliche Güter in seinem Vaterlande anzuschaffen, gab ihm das Andencken der so rühmlich verrichteten Thaten, eine grosse Unternehmung ein. Er begab sich also nach Valladolid, und bat Carl V. um Erlaubniß, die Eroberung von Florida zu unternehmen, versprach auch, die Unkosten dazu herzugeben, und zu des Reiches Ehre nichts zu sparen. Der gröste Bewegungsgrund zu dieser sehr hohen

(1) Diese geschahe im Jahre 1533. (In dem französischen Texte stehet Atabalipa. Weil ihn aber der Verfasser in seiner Geschichte der Yncas stets Atahuallpa nennet, und anzeiget, daß ihn die Spanier mit Unrecht Atabalipa nennen; so habe ich jenen Namen diesem vorgezogen.)

(2) Dieses ist ein geringer Ort in Peru, von welchem ein kleines Land seinen Namen hat. Er lieget nahe bey Quito, und dem Flusse Vagna. Hier wurde Atahuallpa 1533 geschlagen, und grausamer Weise hingerichtet.

hohen Unternehmung war, daß er sahe, wie er als Anführer noch nichts erobert, und daß Ferdinand Cortez sich von Mexico, Pizarro und Almagro aber von Peru Meister gemacht hatten. Denn da er ihnen weder an Tapferkeit, noch andern Vorzügen etwas nachgab; so konte er nicht wohl leiden, daß solchen das Glück gewogener war, als ihm. Er begab sich seiner an Peru habenden Ansprüche, und wante alle seine Gedancken auf die Eroberung von Florida, woselbst er auch nachmals gestorben ist. Auf eine solche Art haben sich grosse Kriegesmänner zum Vortheil ihrer Fürsten aufgeopfert. Oft finden sich unter uns Leute, die boshafter Weise vorgeben, Spanien hätte den grösten Theil der Länder der neuen Welt der Verwegenheit einiger iunger Thoren zu dancken. Allein sie bedencken nicht, daß sie selbst in Spanien für Kinder angesehen werden, und daß diese grosmüthige Mutter diejenigen, denen sie das Leben gegeben, nur deswegen erziehet, daß sie America erobern, und ihre Waffen in dem Ueberreste der Erden furchtbar machen sollen.

Das II. Hauptstück.

Grenzen von Florida.

Florida ist deswegen so genant worden, weil es im Jahre 1513, den 27ten Merz (3), am Palmsonntage (4) (Paques Fleuries) entdecket worden ist. Weil aber

(3) Es irren die meisten neueren Schriftsteller, wenn sie sagen, Ferdinand von Soto habe Florida diesen Namen gegeben, weil dieser erst im Jahre 1539 zu Ende des May dahin gekommen ist, in welchem Jahre der Palmsonntag auf den 30ten Merz gefallen.

(4) Ich weiß nicht, ob hier nicht ein Irthum vorgegangen. Denn im Jahre 1513 fiel Ostern den 27ten Merz ein, der Palmsonntag aber den 20ten desselben.

dieses Land gros ist, und nicht völlig erobert und bekant worden; so ist es schwehr, alle dessen Theile ganz genau zu beschreiben. Man weiß in der That nicht, ob Florida gegen Mitternacht (5) an Land, oder an das Meer stosset. So viel ist gewiß, daß es gegen Mittag den Meerbusen von Mexico und die Insel Cuba, gegen Morgen die an Africa stossende offenbahre See, und gegen Abend das ietzt so genante Neumexico zu Grenzen hat. An dieser Seite lieget die Landschaft der sieben Städte, welche vom Vasquez Coronado, der im Jahre 1539 auf die Entdeckung dieser Gegenden ausging, also genant worden ist. Weil sie aber nicht bevölckert werden können; so hat Antonio von Mendoza den Verdruß gehabt, alle Unkosten dieser Unternehmung vergeblich anzuwenden.

Das III. Hauptstück.

Von denenienigen, welche die Eroberung von Florida unternommen haben.

Juan Ponce von Leon (6) entdeckete Florida zuerst. Dieses war ein aus dem Königreiche Leon gebürtiger Edelmann, der Statthalter in der Insel Porto Rico gewesen war (7). Weil nun die Spanier damals auf nichts,

(5) Florida grenzet gegen Mitternacht an Canada, oder Neufranckreich. Daß aber der Verfasser schreibet, man wüste nicht, was Florida gegen Mitternacht für Grenzen hätte, thut er deswegen, weil er, wie alle andere Spanier, Virginien und Canada dazu rechnet.

(6) Noch vor dem Juan Ponce von Leon ist Florida durch Sebastian von Cabot entdecket worden, welchen König Henrich VII. von Engeland im Jahr 1496 aussante, eine Schiffahrt von Abend gegen Morgen zu suchen. Cabot bekam aber das Land nur zu sehen, ohne sich da aufzuhalten.

(7) Oder San Juan von Porto Rico, eine americanische Insel. Sie

nichts, als neue Entdeckungen dachten; so rüstete er zwo Caravellen aus, und gab sich alle Mühe, die Insel Bimini (8) zu entdecken, weil die Rede ging, daß alda ein Brunne wäre, der die Alten wieder jung machte. Allein nachdem er diese Insel vergeblich gesuchet hatte; warf ihn ein Sturm an die gerade gegen den mitternächtlichen Theil von Cuba übergelegene Seeküste: da er denn das feste Land Florida nante. Er bekümmerte sich weiter nicht darum, ob es eine Insel, oder ein festes Land wäre, sondern begab sich nach Spanien, bat sich die Erlaubniß aus, es erobern zu dürfen, und erhielt sie auch. Er rüstete also im Jahre 1513 drey Schiffe aus, und gelangete auch auf das entdeckete Land. Bey seiner Ankunft trieben ihn die Indianer tapfer zurück, und brachten fast alle seine Leute um, ausser sieben, worunter er selbst war, die sich nach Cuba retteten, alwo sie insgesamt an ihren Wunden starben. Dieses war nun das Ende des Ponce und seines Kriegeszuges. Allein von seiner Zeit an scheinet die Unternehmung auf Florida denenjenigen, die sich deren unterstanden haben, allemal gar übel abgelauffen zu seyn. Einige Jahre nach dieser unglücklichen Begebenheit machte sich der Steuermann Mirvelo, der eine Caravelle zu befehlen hatte, auf den Weg, um mit den Wilden Handlung zu treiben: wurde aber durch Sturm an die Küste von Florida geworfen, und so wohl aufgenommen, daß er vergnügt nach der Insel San Domingo zurückkehrete. Bey diesem Zufalle führete er sich aber nicht als ein kluger Seefahrer auf. Denn er vergaß,

(8) Eine von denen Inseln Lucayes gegen Südost von Florida. Sie ist wegen ihrer Sandbäncke, und weil es schwehr ist, dahin zu schiffen, berüchtiget.

Sie ist eine von den grossen Antillen, und lieget in dem mexicanischen Meere, sechzehen Meilen gegen Abend von Hispaniola.

die Höhe der Oerter zu nehmen, und dieser Fehler kam ihm, wie man bald sehen wird, theuer zu stehen.

Zu eben der Zeit traten zu San Domingo sieben von den reichesten Einwohnern in Gesellschaft, und santen zwey Schiffe nach den Inseln von Florida, um Indianer daher zu holen, welche in ihren gemeinschaftlichen Bergwercken arbeiten solten. Diese Schiffe landeten an einem Vorgebürge, welches darum Santa Helena genant wurde, weil sie am Tage dieser Heiligen da anlangeten. Von da kamen sie an einen Fluß, den sie nach dem Namen desienigen, der ihn entdeckete, Jordan nanten. An diesem Orte traten die Spanier ans Land: da denn die Einwohner dieser Gegend, die noch niemals Schiffe gesehen hatten, herzu kamen, und sie mit Erstaunen betrachteten. Sie verwunderten sich auch über die Kleidungen der Fremden, und daß sie bärtige Menschen sahen. Doch dieses hielt sie nicht ab, sie höflich zu empfangen. Denn sie schencketen ihnen Marderfelle, einiges Silber und Samenperlen (9). Die Spanier gaben ihnen dagegen andere Geschencke, und bewogen sie durch Schmeicheleyen, die Schiffe zu besehen. Die Indianer traueten dieser Scheinfreundschaft, und es traten ihrer hundert und dreyßig in die Schiffe. Sogleich zogen unsere Leute die Ancker auf, und giengen mit vollen Segeln nach San Domingo. Allein von denen beyden Schiffen kam nur eines in den Hafen, und sie konten sich nicht einmal ihres Raubes zu Nutze machen. Diese armen Wilden geriethen über die ihnen gespielete Betrügerey in Verzweifelung, ergaben sich also gänzlich ihrem Schmerze, und hungerten sich zu Tode.

So

(9) Samenperlen heissen sehr kleine Perlen, die nach dem Gewichte verkauffet werden.

So bald diese Zeitung zu San Domingo kund worden war, kam Vasquez Lucas von Aillon nach Spanien, und bat, daß man ihm vergönnen möchte, sich von Cicoria, einer Landschaft in Florida, Meister zu machen, und ihm die Statthalterschaft des eroberten Landes zu verleihen. Der Kayser (10) willigte in sein Begehren, und schenckete ihm noch dazu den Orden des heiligen Jacobs. So bald Aillon wieder zu San Domingo anlangete, rüstete er im Jahre 1524 drey Schiffe aus, und nahm den Mirvelo zu sich, daß er ihn in das Land bringen solte, wo dieser Steuermann gewesen war, weil man solches für fruchtbarer hielt, als alle diejenigen, die man bishero entdecket hatte. Weil aber Mirvelo sich des Ortes nicht mehr erinnern konte, wo er das erstemal angelandet war; so bemühete er sich vergeblich, dahin zu kommen. Dieses ging ihm so sehr zu Herzen, daß er darüber den Verstand und das Leben verlohr. Aillon ging dennoch weiter: und ob er gleich sein Admiralschiff im Jordan verlohr; so setzete er doch seinen Weg mit den beyden übrigen Schiffen fort, und warf nahe bey Cicoria an einer sehr angenehmen Küste, wo er gleich anfangs wohl empfangen wurde, die Ancker. Er bildete sich also ein, es würde ihm nicht schwehr fallen, sich dieses Landes zu bemächtigen, und schickete deswegen zweyhundert Mann aus, solches zu erkundigen. Die Indianer liessen sich ihr böses Vorhaben nicht mercken, sondern führeten sie ins Land hinein. Nachdem sie ihnen nun viel Freundschaft erwiesen; so erinnerten sie sich derjenigen Verrätherey, welche die andern Spanier an ihnen begangen hatten, überfielen sie, und hieben sie in Stücken. Hierauf griffen sie den Aillon und seine Gesellen, die in den Schiffen

(10) Dis ist der Kayser Carl V.

geblieben waren, mit grosser Wuth an, machten etliche nieder, verwundeten viele, und zwungen die übrigen, sich geschwinde wieder nach San Domingo zu begeben. Die Vornehmsten unter denen, die mit der Flucht davon gekommen, waren Aillon, und ein Edelmann von Badaioz, von dem ich in Peru die erst gemeldete Niederlage gehöret habe.

Dieses Unglück schreckte den Pamphilus von Narbaez nicht ab. Selbiger machte sich im Jahre 1529 (11) nach Florida, und nahm den jungen Mirvelo, einen Vetter des vorgedachten, mit sich. Allein ob selbiger gleich einige Erkentniß des Landes hatte, als die ihm seines Vaters Bruder beygebracht; so hatte er doch kein besser Glück, wie dieser. Narbaez kam selbst mit seinen Leuten, ausser dem Alvarez Nugnez Cabeza von Vaca, und vier seiner Gefährten, die wieder nach Spanien kehreten, und daselbst einige Statthalterschaften erlangeten, in dieser Schiffahrt um. Es hatten aber diese letzten auch dabey kein Glück. Denn sie verlohren sehr unglücklicher Weise ihr Leben, und Alvarez wurde gefangen nach Valladolid gebracht, alwo er seine Tage endigte. Nach diesem eben gemeldeten nahm sich Ferdinand von Soto vor, Florida zu erobern. Er langete daselbst im Jahre 1533 an, kam aber da endlich um seine Güter und um sein Leben. So bald sein Tod in Spanien ruchtbar wurde, baten sich verschiedene die Statthalterschaft von Florida, nebst der Erlaubniß, es weiter zu entdecken, aus. Allein Carl V. schlug es allen ab. Er sante aber im Jahre 1549 den Cancel Balbastro, einen Dominicaner, als Vorgesetzten derer-jenigen von seinem Orden, die den Einwohnern von Flori-

(11) Andere sagen im Jahre 1528.

Florida das Evangelium predigen solten, dahin. Wie dieser Pater in selbige Gegend kam, fing er an zu lehren. Jedoch die Indianer, die sich der von denen Spaniern erlittenen Beleidigungen noch erinnerten, brachten, anstatt ihn zu hören, ihn mit zweenen seiner Gefährten um. Die übrigen begaben sich ganz erschrocken wieder zu Schiffe, kehreten geschwinde nach Spanien um, und wanten zur Entschuldigung ihrer so baldigen Zurückkunft vor, die Barbaren hätten ein verstocketes Herz, und fünden kein Vergnügen, GOttes Wort anzuhören. Dreyzehen Jahre hernach versprach man die Statthalterschaft von Florida einem von denen Söhnen des Aillons, wenn er solches bezwingen könte. Wie er aber um seine Abfertigung bat, und man die Volziehung seiner Unternehmung von einem Tage zum andern aufschob; starb er für Verdruß. Pedro Melendez ging darauf nebst vielen andern nach Florida. Weil ich aber von ihren Verrichtungen keine hinlängliche Nachricht erhalten habe; so will ich davon weiter nichts melden.

Das IV. Hauptstück.

Von der Religion und den Gewohnheiten der Völcker in Florida.

Die Völcker von Florida sind abgötterisch, und halten die Sonne und den Mond für ihre Götter, doch ohne ihnen Gebete und Opfer (12) zu bringen. Sie haben zwar ihre Tempel; allein sie brauchen solche nur, ihre

(12) Unterdessen haben sie doch der Sonne einen Hirsch zum Opfer gebracht.

ihre Todten darein zu begraben, und ihre kostbarsten Güter dahin zu bringen. Sie stellen auch vor den Thüren dieser Tempel die von ihren Feinden erhaltene Beute anstatt der Siegeszeichen aus.

Diese Indianer nehmen gemeiniglich nur eine Frau, welche bey Strafe einer schimpflichen Züchtigung, oder auch bisweilen eines grausamen Todes, verbunden ist, ihrem Manne getreu zu verbleiben. Allein die Grossen haben aus einer vorzüglichen Landesfreyheit die Erlaubniß, so viele Frauen zu nehmen, als sie nur wollen. Nichtsdestoweniger haben sie doch darunter eine rechtmäßige Gemahlin, und die übrigen sind nur wie Beyschläferinnen. Daher gehen die von diesen letzten gebohrne Kinder zu den Gütern des Vaters mit denen Kindern der Gemahlin nicht zu gleicher Theilung.

Diese Gewohnheit ist auch in Peru. Denn ausser denen Yncas und denen Caciquen, die als Fürsten und Herren so viele Frauen haben, als sie nur wollen, oder ernehren können, dürfen die übrigen nicht mehr, als eine, nehmen. Diese Personen vom Stande behaupten, daß, da sie verbunden wären, in den Krieg zu ziehen, sie auch viele Frauen haben müsten, damit sie viele Kinder, die die Last mit ihnen theileten, zeugen könten; daß, weil die meisten von Adel im Treffen blieben, es nöthig sey, daß deren eine grosse Menge wären; und daß, weil das gemeine Volck an den öffentlichen Geschäften keinen Theil hätte, und denen Gefährlichkeiten nicht ausgesetzet würde, darunter immer Leute genug wären, die arbeiten, und die Last des Königreichs tragen könten.

Um aber wieder auf die Einwohner von Florida zu kommen; so haben solche kein Vieh. Anstatt des Bro-

des

des essen sie grossen Hirsen, und statt des Fleisches, Fische und Hülsenfrüchte. Doch da sie auf die Jagd zu gehen pflegen; so fangen sie oft Wild. Denn sie schiessen mit Pfeilen Hirsche, Rehböcke, und Gemsen, deren sie eine Menge haben, die grösser sind, als die spanischen. Sie fangen auch mancherley Vögel, womit sie einander beschencken, und deren bunte Federn ihnen zum Hauptschmucke, und zur Unterscheidung des Adels von dem gemeinen Volcke zu Friedenszeiten, und im Kriege des Soldaten von demienigen, der keine Waffen führet, dienen. Ihr Getränckе ist nur Wasser. Sie essen das Fleisch wohl gekochet, die Früchte, wenn sie recht reif sind, und die Fische gut gebraten, und spotten der Spanier, die es anders machen. Ich kan also denenienigen keinen Glauben beymessen, die da sagen, diese Völcker frässen Menschenfleisch. Zum wenigsten getraue ich mir zu behaupten, daß solches in denen Ländern, die Soto entdecket hat, nicht geschehen ist, und daß sie hergegen den äussersten Abscheu vor dieser Unmenschlichkeit haben. Denn wie einige Spanier einsmals an einem Orte kamen, allwo sie für Hunger sturben, und ihre Gefährten sie, so wie sie die Seele ausbliesen, auffrassen, auch nur einer davon übrig blieb; so wurden dadurch die Indianer so heftig beleidiget, daß sie die an einem andern Orte befindlichen Spanier umbringen wolten.

Die Völcker von Florida gehen fast ganz nackend, und tragen nur eine Art Hosen von Gems- oder Dammhirschfell. Diese Hosen sind bund, und dienen zur Bedeckung desienigen, was der Wohlstand zu entblössen verbietet. Sie bedecken sich mit einem Mantel, welcher ihnen von dem Halse bis auf die Waden gehet. Er

ist

ist gemeiniglich von feinem Marderfell, und hat einen sehr angenehmen Biesamgeruch. Bisweilen tragen sie auch welche von Katzen- Gemsen- Hirschen- Bären- Löwen- und gar Kühfellen, die sie so gut zubereiten, daß man sie als Zeuge tragen könte. Sie haben lange Haare, welche sie oben auf dem Kopfe zusammen knüpfen. Ihre Mütze bestehet aus einem gefärbeten Strickwercke, welches sie an der Stirne feste machen, so daß die beyden Enden bis unter die Ohren herab hangen. Ihre Weiber sind gleichfals mit Gems- oder Rehbocksfellen bekleidet, und ihr ganzer Leib ist auf eine ehrbare und sittsame Weise bedecket.

Die Indianer bedienen sich allerhand Arten von Waffen, haben aber weder Balester noch Flinten. Sie glauben, Bogen und Pfeile gäben ihnen eine ganz besondere Annehmlichkeit: daher führen sie solche auf der Jagd und im Kriege immer bey sich. Weil sie aber sehr groß von Leibe sind; so sind auch ihre Bögen sehr lang, und von ebenmäßiger Dicke. Sie sind insgemein von Eichen- oder andern dergleichem Holze. Daher lassen sie sich nicht leicht biegen, und kein Spanier hat die Stärcke, im Aufspannen die Hand nahe ans Gesicht zu bringen, anstatt daß die Indianer mit der Sayte des Bogens bis hinter das Ohr kommen können, und erstaunliche Schüsse thun. Die Sayte von ihrem Bogen ist von Hirschfell, welche sie auf folgende Art verfertigen. Sie schneiden von der Hirschhaut einen zween Finger breiten Riemen, und zwar vom Schwanze bis an den Kopf. Von diesem Riemen nehmen sie darauf die Hare ab, machen selbigen naß, drehen ihn zusammen, und binden das eine Ende an einen Ast, das andere aber an ein hundert, oder 120 Pfund schwehres Gewichs,

wicht, und lassen ihn so lange hangen, bis er die Gestalt einer dicken Darmsayte hat. Damit sie sich nun mit der Sayte, wenn sie herab gelassen wird, nicht den linken Arm verletzen mögen; so nehmen sie einen halben Arm voll grosser Federn, und bedecken solchen damit von dem Gelencke der Hand bis an den Ellenbogen, befestigen sie auch mit einem Riemen, den sie etlichemal um den Arm binden, und also lassen sie mit aller Macht die Sayte los.

Dies sind also kürzlich die Gebräuche der Einwohner von Florida. Weil ich aber auch mit wenig Worten von denenienigen, die es entdecket, geredet habe, und die Unternehmung des Soto die berühmteste unter allen ist; so will ich von seinen in diesem Lande verrichteten Handlungen etwas weitläuftiger reden. Ich werde also die alda entdeckeken Provinzen beschreiben, und die von seinen Soldaten geführten Thaten bis zur Zeit, da sie Florida verlassen, und sich nach Mexico begeben haben, erzählen.

Das V. Hauptstück.

Zurüstungen auf Florida.

Soto erhielt die Erlaubniß, Florida zu erobern, und in dem eroberten Lande ein Marquisat von dreyßig Meilen in die Länge, und dreyzehen in die Breite anzurichten. Der Kayser, der ihm diese Gnade erzeigete, gab ihm auch die Statthalterschaft von San Jago in Cuba, damit er aus dieser Insel dasienige hernehmen möchte, was er zu seinem Vorhaben nöthig hätte, und er ihn nachmals, wenn er alles glücklich ausgerichtet, zum Generalstatthalter von Florida machen könte.

Wie

Wie diese Neuigkeit in Spanien kund wurde, glaubte man, daß Ferdinand von Soto (13) neue Königreiche mit dieser Krone vereinigen würde. Weil er nun einer von denenienigen war, die Peru erobert hatten, und er auf diesen letzten Kriegeszug alle seine Güter wante; so bildete man sich ein, daß dieser den ersten weit übertreffen, und dieienigen sich sehr bereichern würden, die seinem Glücke folgeten. Dieses reizete nun viele Leute von allerhand Stande zu dieser Unternehmung an, welche alle in der Hofnung stunden, grosse Schätze daher zu holen. Sie verliessen also, was ihnen am liebsten war, und boten sich insgesamt an, den Soto zu begleiten. So schlugen sich auch sieben Edelleute zu ihm, welche von der Eroberung von Peru zurück kamen, und keinen andern Endzweck hatten, als Reichthümer zu erwerben. Weil sie mit dem, was sie bereits hatten, nicht zufrieden waren, und die Begierde, Schätze zu samlen, bey ihnen immer zunahm; so meyneten sie, ihrem Geitze in Florida eher ein Genügen thun zu können, als in Peru.

Soto machte also Kraft seiner habenden Gewalt den Anfang zur Ausrüstung einiger Schiffe, und was er sonst nöthig hatte, Befehle zu ertheilen. Er suchete sich einige aus, welche einen Theil seiner Mühe auf sich nehmen könten. Er warb Völcker an, und setzete Hauptleute und andere Officiers über sie. Unterdessen wurde dasienige, was er befohlen, mit solcher Geschwindigkeit ausgerichtet, daß alles binnen funfzehen oder sechzehen Monaten im Stande war, und nach San Lucar von Barrameda gebracht wurde. So begaben sich

(13) Fernand oder Ferdinand von Soto war ein Sohn eines schlechten Edelmannes von Xerez aus Badaioz in dem portugiesischen Estremadura.

sich auch die Kriegesvölcker mit einer Menge Stricke, Spaden, Schanzkörben und anderer zu ihrer Unternehmung dienlicher Dinge dahin, und gingen, wie man bald sehen wird, zu Schiffe.

Das VI. Hauptstück.

Wie sie nach Florida unter Segel gegangen.

Es wurden zu San Lucar über 900 Spanier versamlet, die nach Florida gehen solten, und alle in der besten Blüte ihrer Jahre waren, weil man Kräfte nöthig hat, die Abmattungen des Krieges zu ertragen, und die Mühseligkeiten, die in den Unternehmungen auf die Länder der neuen Welt vorkommen, zu überwinden. Weil aber unterdessen die Stärcke allein nicht hinlänglich ist; so befahl der General, Geld unter die Truppen auszutheilen, und dabey das Gefolge und die Geburt dererienigen, denen es gegeben wurde, in Betracht zu ziehen. Viele Officiers, die nicht ausgerüstet waren, empfingen diese Gewogenheit; andere aber, die die schwehren Kosten in Betrachtung zogen, welche Soto anzuwenden genöthiget wurde, schlugen sie aus, in der Meinung, es wäre grosmüthiger gehandelt, wenn sie ihre Güter zu seinen Diensten anwendeten, als wenn sie ihm beschwehrlich fielen.

Wie nun die Zeit zur Schiffahrt bequem war, wurden die Truppen auf die Schiffe gebracht, worunter sieben grosse und drey kleine waren. Der Feldherr begab sich mit seiner ganzen Familie auf das Schiff, der heilige Christoffel genant, welches mit Soldaten

und Vorrath wohl versehen war. Rugno Tovar, welcher Generallieutenant war, ging mit dem Carl Henriquez auf die Magdalena. Ludewig von Moscoso, Oberster über die Reuterey, befehligte das Schiff, die Empfängniß genant, welches über 500 Tonnen hatte. Andreas Vasconcelo war Hauptman über die Gallion zum guten Glück, und hatte eine Compagnie von portugiesischen Edelleuten, worunter einige in Spanien gedienet hatten. Diego Garcias bestieg das Schiff des heiligen Johannes, und Arias Tinoco das von der heiligen Barbara. Alonso Romo von Cardeniosa war auf der Gallion des heiligen Antonius, und hatte den Diego Arias Tinoco, obersten Fähndrich der Armee, bey sich. Pedro Calderon befehlichte eine sehr schöne Caravelle, und hatte in seiner Gesellschaft den Misser Espindola, Hauptman über sechzig Hellebardierer von der Leibwache des Generals. Ueber dies waren noch zwo Brigantinen, die zur Bedeckung dieneten, weil sie leichter, als die andern Schiffe waren. Es begaben sich auch einige Geistliche und Ordenspersonen (14), alles Leute von einer nachahmungswürdigen Frömmigkeit, mit zu Schiffe.

Mit diesem Kriegesheere vereinigte sich auch noch die nach Mexico bestimmete Flotte, welche aus fünf Schiffen bestund. Soto war darüber General, bis daß sie an die Insel Cuba kamen, allwo sich diese Flotte von ihm absondern muste, um nach Vera Crux zu segeln. Hierauf muste er den Befehl dem Gonzalo von Salazar übergeben, welches der erste Christ in der Stadt Granada gewesen, nachdem sie von den Mauren verlassen

(14) Francisco del Pozo, Dionysio von Paris, Ludewig von Soto, Johann von Gallego, Francisco von Rocha, Johann von Torres.

lassen worden (15). Dieser Ursache wegen hatten die catholischen Könige, die diesen Platz erobert, gemeldetem Edelmanne grosse Freyheiten ertheilet, und ihn mit Gnade überschüttet. Diese beyden Flotten brachen von San Lucar den 6sten April im Jahre 1538 mit aller Nothdurft wohl versehen auf. Denn es mangelte ihnen, vornemlich denen Truppen, die nach Florida gingen, an nichts.

Das VII. Hauptstück.

Was dem Kriegesheere von San Lucar bis nach Cuba begegnet.

Den Tag, an welchem die Flotte unter Segel ging, befahl Soto kurz vor dem Einbruche der Nacht dem Sylvester, seinem Vertrauten, die Wachten zu besuchen, und gab dem Hauptman über das grobe Geschütz Befehl, die Canonen bereit zu halten, damit, wenn ein oder das andere Schiff seine Schuldigkeit nicht beobachtete, man auf solches gleich Feuer geben könte. Dieses wurde den Augenblick ins Werk gerichtet. Allein um die Mitternacht wäre bald ein grosser Lerm entstanden. Die Bootsknechte auf dem Schiffe des Salazar wolten die Geschwindigkeit ihres Schiffes sehen lassen, oder nebst dem Schiffe des Generals voran segeln, oder sie hatten sich vielmehr von dem Schlafe überrumpeln lassen, und der Steuermann, der das Schiff führete, hatte keine Kentniß von denen Dingen, die bey dem Seevolcke beobachtet werden müssen: daher sich das Schiff einen Canonenschuß von der Flotte entfernete, und dem Schiffe des Soto, welches voran segelte, den

(15) Im Jahre 1492.

Vorgang abgewann. Weil aber Sylvester, dem der General den Befehl gegeben hatte, auf der Hut war, und das Schiff des Salazar gewahr wurde; so ermunterte er den Hauptman über das Geschütz, und frug ihn, ob das Schiff mit zu der Flotte gehörete: und wie er die Antwort bekam, daß dieses nicht wahrscheinlich wäre, weil die Bootsleute, die sich so weit hervorgewaget, den Tod verdienen würden; ließ er auf das Schiff Feuer geben. Gleich auf den ersten Schuß wurden die Segel entzwey geschossen. Ein ander traf das Schiff über dem Wasser, (les oeuvres mortes (16),) worauf man diejenigen, die im Schiffe waren, um Quartier bitten, und schreyen hörete, wie sie von der Flotte wären. Als nun unterdessen die übrigen Schiffe die Canonen lösen höreten, griffen sie zu den Waffen, und machten sich fertig, auf dieses Schiff Feuer zu geben, welches, indem es sich denen Winden überlassen muste, weil seine Segel zerschossen waren, unvermuthet auf das Admiralschiff stieß, von welchem es denn in die Flucht gejaget wurde. Dieses Unglück war fast noch grösser, als jenes. Die einen dachten in der Furcht und Verwirrung, worin sie sich befanden, mehr darauf, wie sie ihren Fehler entschuldigen, als ihr Schiff führen wolten; die andern hergegen, die in der Meinung waren, die That der Leute des Salazar wäre ein Kenzeichen der Verachtung, sannen auf nichts, als Rache, und gaben nicht acht, daß ihr Schiff von den Wellen fortgetrieben wurde. Endlich, wie sie gewahr wurden, daß diese beyden Schiffe aneinander stossen würden; griffen sie zu denen Stangen und Spiessen, um

(16) Man nennet Oeuvres mortes die Theile eines Schiffes, die über dem Wasser stehen, und Oeuvres vives die, so in dem Wasser sind.

um die Heftigkeit des Stosses aufzuhalten, und sich vor der Gefahr in Sicherheit zu stellen, und zerbrachen dadurch deren über dreyhundert. Sie konten aber dennoch nicht verhindern, daß sich diese Schiffe nicht in das Tauwerck verwickelten, und Gefahr lieffen, zu Grunde zu gehen. Kein einziges Schiff kam ihnen in dieser Verwirrung zu Hülfe. Der erschrockene Steuermann gab alle Hofnung auf, sich aus der Noth zu retten. Die Nacht verursachete, daß man nicht wuste, wozu man greiffen solte. Die Luft erschallete von dem Geschrey: und weil man vor dem Lerme nicht hören konte; so konnte weder der Hauptman befehlen, noch der Soldat gehorchen. In diesem Zustande waren die beyden Schiffe, als ihnen GOtt eingab, das Tauwerck an dem Schiffe des Salazar, welches an diesem ganzen Unglück Schuld war, entzwey zu hauen. So bald dieses geschehen, sahen sie sich ausser Gefahr, und das Schiff des Soto entfernete sich durch Hülfe des Windes von dem andern. Allein dieser General, den es verdroß, daß er in solche Gefahr gerathen, oder der da glaubete, daß dies Unglück eine Würckung der Verachtung des Salazar gegen ihn wäre, gab diesem einen heftigen Verweis, und es fehlete wenig, daß er ihm nicht den Kopf herunter hauen ließ. Doch Salazar entschuldigte sich mit aller Ehrerbietigkeit, und man unterstützete seine Gründe mit so grosser Geschicklichkeit, daß Soto endlich seine Entschuldigungen gelten ließ, und aus Grosmuth alles vorgegangene vergaß. Hingegen verhielt sich Salazar in etwas anders. Denn wie er in Mexico auf diesen Zufall etlichemal zu reden kam, bezeigete er einigen Verdruß gegen den Soto, und wünschete mit grossem Verlangen, Gelegenheit haben zu können, ihm die Klinge zu weisen, um die von diesem General

ihm geschehene Beleidigung zu rächen. Um aber wieder auf die Schiffe zu kommen, so hatten die Bootsknechte des Salazar kaum ihr Tauwerck wieder zu rechte gemacht, als die Armee zu Gomera (17) anckerte, und sich alda wieder erfrischete. Unterdessen fand der General an der natürlichen Tochter des Herrn dieser Insel so viele Annehmlichkeiten, daß er sich sie ausbat, mit dem Versprechen, sie in demienigen Lande, daß er erobern würde, reichlich auszusteuren. Dieser Herr, der des Soto Worten glaubete, vertrauete ihm seine Tochter an, die damals nur sechzehen Jahre alt war. Allein er gab sie vornemlich in die Hände der Isabella von Bovadilla, des Generals Gemahlin, und bat sie, diese iunge Person künftig als ihre Tochter zu halten. Hierauf brach Soto von Gomera auf: und weil er guten Wind hatte; so bekam er gegen das Ende des May die Insel Cube zu Gesichte (18). Damals erhielt Salazar Erlaubniß, sich von der Flotte zu trennen: da denn die Armee von Mexico nach Vera Crux (19) geführet wurde. Der General freuete sich, daß er seine Reise glücklich zu Ende gebracht hatte, war also zu allererst bedacht, sich in den Hafen zu begeben. Wie er nun eben im Begriff war, da einzulauffen, sahen die Truppen einen Reuter mit verhängtem Zügel auf sie zukommen, welcher aus allen Kräften dem Admiralschiffe zurief: Ababor

(17) Gomera ist ein Hafen und die Hauptstadt in der Insel Gomera, welches eine von denen im atlantischen Meere gelegenen Canarien ist.

(18) Cube ist eine Insel in America, und die gröste von denen Antillen.

(19) Dieses muß San Juan von Ulva seyn, das neue Vera Crux genant, eine kleine Stadt an dem Meerbusen von Mexico, alwo ein Hafen ist, in welchem alle Schiffe einlauffen, die aus Spanien nach Mexico gehen. Ich glaube aber nicht, daß es das alte Vera Crux sey, welches schlecht weg Vera Crux genant wird, und das die Spanier wegen seines unzugänglichen und unbequemen Hafens im Jahre 1519 verlassen hatten.

bor (20). Dieser Reuter war aus der Stadt San Jago abgeschicket, um zu machen, daß das Schiff des Generals an denen Sandbäncken und Klippen, die sich in der Gegend fanden, welche er ihnen zeigete, zerscheiterte. Und in der That kehreten die Bootsknechte, denen die Einfahrt des Hafens nicht alzu gut bekant war, das Vordertheil desselben dahin. So bald aber dieser Reuter erkante, daß es kein feindlich Schiff war, wante er wieder um, und schrie: A Estribor (21). Hierauf stieg er vom Pferde herunter, lief eilig herzu, und gab ihnen ein Zeichen, zur andern Seite zu fahren, wenn sie nicht wolten verlohren seyn. Die Leute auf dem Admiralschiffe, welche die Gedancken dieses Menschen verstunden, wanten sich alsobald zur Lincken. Allein so sehr sie sich auch in acht nahmen, stieß doch ihr Schiff dergestalt an einen Felsen, daß die Bootsknechte meineten, solches hätte einen Riß bekommen, und ihre Zuflucht zur Pumpe nahmen. Sie pumpeten aber anstatt des Wassers Wein, Eßig, Oel, und Honig heraus, weil dadurch viele damit angefüllete Fässer zerbrochen waren. Dieser Zufall vermehrete ihre Furcht so sehr, daß sie fast alle Hofnung verlohren, sich aus der Gefahr zu reissen, und das Boot ausseßeten, in welches sich des Generals Gemahlin, nebst ihrem bey sich habenden Frauenzimmer, und einigen jungen Leuten, die sich zuerst nach der Flucht umsahen, begaben. Soto führete sich bey dieser Gelegenheit ganz unerschrocken auf. Denn ohngeachtet ihn seine Leute inständig baten; blieb er doch stets im Schiffe, und munterte durch sein Beyspiel einige zur Arbeit auf, andere aber hielt er zurück. Kurz, er ordnete alles an, und ließ etliche unten ins Schiff steigen, da man denn fand, daß nichts, als nur die Fässer, zer-

(20) Zur Rechten. (21) Zur Lincken.

brochen war. Hierüber freuete sich das Kriegesvolck nicht wenig, und keiner war misvergnügt, als nur diejenigen, die mit dem Frauenzimmer entflohen waren, weil diese in der Gefahr so schlechte Standhaftigkeit hatten blicken lassen.

Das VIII. Hauptstück.

Seetreffen zweyer Schiffe.

Zehen Tage zuvor, ehe der General in dem Hafen von Cuba anlangete, war Diego Perez alda mit einem mit allem wohl versehenen Schiffe angekommen. Dieser Perez war von Sevilien, und trieb in denen Inseln der neuen Welt Handlung. Man weiß nicht eigentlich, von was für Stande er gewesen ist. Nur dieses weiß man, daß er sich in allen seinen Handlungen so rühmlich aufführete, daß man allein aus seinem Verhalten schliessen konte, er müste eine sehr edle Seele haben. Er war nur erst drey Tage in diesem Hafen gewesen; als alda ein französischer Seeräuber ankam, der ein sehr gutes Schiff hatte, und von ungemeiner Tapferkeit war. Weil aber auch der Spanier viel Herzhaftigkeit besaß; so hatten sie sich kaum für Feinde von Nation erkant, als sie einander angriffen, und sich so lange herum schlugen, bis sie die Nacht trennete. Hierauf santen sie einander mit grosser Höflichkeitsbezeigung Wein und Früchte zu, und gaben ihr Wort von sich, die Nacht in Ruhe zuzubringen, und von beyden Seiten keine Canone zu lösen. Sie sagten: „Man hätte keine Ehre davon: es „bestünde auch keine Herzhaftigkeit darin, sich mit „denen Canonen zu begrüssen. Es wäre weit rühmlicher, wenn man den Sieg nur seinem Arme und

„Degen

„Degen zu dancken hätte, und man bekäme noch dazu „die Sachen des Ueberwundenen, und ein vortrefliches „Schiff zur Beute„. Sie hielten auch ihr Wort heilig. Weil sie sich aber doch eines Ueberfalles befürchteten; so stelleten sie die Nacht Schildwachten aus. Mit anbrechendem Tage fingen sie ihren Streit von neuen mit solcher Hartnäckigkeit an, daß sie blos durch Müdigkeit und Hunger von einander getrennet wurden. So bald sie sich aber wieder erholet hatten; schlugen sie sich noch bis an den Abend herum: worauf sie wieder zu einander schicketen, einander Geschencke überreichen, und Genesungsmittel für die Verwundeten anbieten liessen.

Unter währender Nacht schrieb Perez an die Einwohner zu San Jago: „Es wäre nöthig, das Meer von „einem so fürchterlichen Seeräuber, als derienige wäre, „den er zu Grunde zu richten trachtete, zu reinigen. „Er bäte sie, in Betrachtung der Mühe, die er anwendete, ihnen nützliche Dienste zu leisten, höchlich, ihm zu „versprechen, daß, wenn es nicht gut für ihn ablauffen „solte, sie ihm, oder seinen Erben das Schiff bezahlen „wolten. Wenn sie ihm diese Gewogenheit erzeigen „würden; so wolte er entweder sterben, oder seinen Feind „überwinden. Er ersuchete sie aber darum, weil alle „seine Mittel in seinem Schiffe bestünden, und weil, „wenn er noch andere Güter besässe, er dasienige, was „er auf der See hätte, gar gerne zu ihren Diensten in „die Schanze schlagen wolte„. Allein die Stadt San Jago (22) war dem Perez gar übel zu Willen. Denn anstatt, daß sie ihm etwas bewilligen sollen, gab sie zur Antwort; „Er könte thun, was er wolte; sie würde „für nichts Bürge seyn„. Diesem Schifshauptman

(22) Dieses war vormals die Hauptstadt der Insel Cuba.

verdroß ihre Undanckbarkeit. Er setzete also seine Hofnung auf seine eigene Tapferkeit, und entschloß sich, so wohl für seine Ehre, als für sein Glück zu streiten.

In dieser Absicht machte sich Perez, so bald der dritte Tag angebrochen war, zum Treffen gefaßt, und grif seinen Feind eben so muthig, als zuvor, an. Der Franzose empfing den Spanier mit eben so grosser Standhaftigkeit, und dachte, entweder zu sterben, oder zu siegen. Es war aber vielmehr eine Würckung der Ehrbegierde, als der Gewinsucht, die diese Seehelden so aufmunterte, weil ausser ihren Schiffen, die etwas werth, ihre übrigen Mittel von keiner Beträchtlichkeit waren.

Unterdessen hingen sie sich an einander, stritten wie die Löwen, und liessen nicht eher ab, als wenn sie sich etwas erholen wolten. Hierauf fingen sie das Gefecht von neuen an, und wurden recht erbittert, daß sie einander nichts abhaben konten. Endlich schied sie die Nacht. Ein ieder zog sich mit seinen Verwundeten und Todten zurück, und sie liessen einander gewöhnlicher Weise durch Abgeordnete begrüssen. Dieses so ungewöhnliche Verhalten setzete die Stadt in Erstaunen. Sie sahe, daß zwo Personen, die ihr Glück sucheten, mit so grosser Herzhaftigkeit sich angelegen seyn liessen, einander die Hälse zu brechen, ohne daß sie weder die Pflicht, noch die Hofnung, von ihren Königen belohnet zu werden, dazu nöthigte, weil keiner unter diesen tapfern Männern auf Befehl seines Fürsten stritte.

Den vierten Tag, als Perez und der Seeräuber einander mit einigen Canonenschüssen begrüsset hatten, setzeten sie ihren Streit fort, und höreten nicht eher auf, als wenn sie in Ansehung ihrer Verwundeten einige Befehl austheilen wolten. Alsdenn schlugen sie sich mit solcher

cher Hitze wieder herum, daß sie nur die einbrechende Finsterniß trennete. Darauf wiederholeten sie die vorige Höflichkeit, und santen einander verschiedene Geschencke zu. Weil aber Perez an seinem Feinde einige Schwachheit bemercket hatte; ließ er ihn bitten, daß ihr Gefecht bald von neuen angehen, und sich nicht eher endigen möchte, als bis einer von ihnen den Sieg davon getragen hätte. Damit er ihn nun desto eher dazu bewegte, foderte er ihn nach Kriegesmanier heraus, und setzete noch hinzu: „Weil derienige, mit dem er zu strei„ten hätte, so grosse Hertzhaftigkeit blicken lassen; so hof„fete er, daß selbiger die Ausfoderung gerne annehmen „würde.„ Der französische Schifscapitain gab zur Antwort: Er liesse sich solches von Grund des Herzens gefallen, und würde an dem bestimmeten Tage entweder siegen, oder sterben. Er bat so gar den Perez inständig, er möchte doch die Nacht über neue Kräfte auf morgen samlen, und ihn nicht durch eine verstellete Ausfoderung hintergehen, weil er in seiner Person die Tapferkeit der französischen Völckerschaft zu zeigen wünschete. Nichtsdestoweniger wie er eine gelegene Zeit ersahe, sich mit der Flucht davon zu machen; ließ er insgeheim die Ancker aufheben, und segelte davon. Die spanischen Schildwachten höreten zwar einiges Geräusch; weil sie aber in den Gedancken stunden, ihr Feind machte sich zum Treffen fertig; so erregten sie keinen Lerm. Als aber der Tag angebrochen war, wurden sie sehr bestürzt, wie sie sahen, daß er die Flucht genommen hatte. Dem Perez ging diese Flucht sehr nahe, weil er den Sieg auf seiner Seite schon für gewiß gehalten; versahe sich also aus San Jago mit aller Nothdurft, und verfolgete den Seeräuber. Allein dieser war schon weit voraus: und in der That handelte er nicht übel,

daß

daß er es auf ein Treffen nicht weiter ankommen ließ, weil der Erfolg desselben für ihn ungewiß war.

Gewiß, das Verfahren dieser Seehelden ist werth, bemercket zu werden. Sie griffen einander als wahrhafte Feinde an, und nach dem Treffen schien es allemal, als wenn sie einander wie Brüder liebeten. Sie hatten gegen einander alle Ehrerbietung und Güte, und gaben gar berühmte Proben von sich, daß ihre Höflichkeit eben so groß, als ihr Muth, war, und sie waren beym Stillestande so wohl, als im Treffen gleich grosmüthig.

Das IX. Hauptstück.

Ankunft des Soto in Cuba.

Wie die von dem Treffen noch ganz bestürzten Einwohner von San Jago die Schiffe des Generals erblicketen, befürchteten sie, es möchte dieses der Seeräuber seyn, welcher mit andern wieder zurück käme, um ihre Stadt zu plündern. Dieses bewog sie also, sich gemeldeter massen zu bemühen, es dahin zu bringen, daß Ferdinand von Soto, wenn es nur immer möglich wäre, zu scheitern käme. So bald sie aber merckten, daß er es wäre; stunden sie von ihrem Vorhaben ab: worauf er denn auch glücklich anlandete. Das Volck lief ihm entgegen, versprach ihm allen Gehorsam, und gab ihm seine Wohlgewogenheit durch ein oft wiederholetes Freudengeschrey zu verstehen. Sie baten ihn darauf um Vergebung, daß sie ihn nicht gekant hätten, weil sie durch das mit angesehene Treffen bewogen worden wären, ihn für eine ganz andere Person zu halten. Weil sie aber von ihrer Aufführung gegen den Perez nichts meldeten, und man

dem

dem General insgeheim davon Nachricht gegeben hatte; rückete er ihnen ihre Undanckbarkeit vor. Er führete ihnen zu Gemüthe, wie dieser Seeheld sich zu ihrem Besten in die Gefahr gewaget hätte; wie es ihnen, da der Sieg zwischen ihm und seinem Feinde gleichsam in der Wage geschwebet, leicht gewesen wäre, durch Zusendung einer mit dreyßig Mann besetzeten Barcke ihm diesen Seeräuber in die Hände zu spielen; wie die Furcht, die sie abgehalten hätte, sich zu entschliessen, übel gegründet gewesen wäre, weil, wenn der Franzose den Sieg davon getragen, er sich an die Kaltsinnigkeit wenig gekehret haben würde, die sie gegen einen Mann gezeiget hätten, der um ihres Nutzens willen gestritten; und wie man endlich seine Parthey weder zu bald, noch mit zu grossem Eyfer nehmen, noch zu geschwinde sich von seinen Feinden befreyen können.

Die Einwohner wurden über diese Worte sehr betreten, versprachen, sich in Zukunft klüger und grosmüthiger aufzuführen, und setzeten ihre Lustbarkeiten fort. Doch ihre Freude verdoppelte sich durch die Ankunft des Ferdinand von Moza, ihres Bischoffes, welcher in dem Hafen bey nahe Schiffbruch gelitten hätte. Denn wie er aus dem Schiffe ins Boot steigen wolte; fiel er, weil solches sich vom Schiffe entfernete, ins Meer. Das gefährlichste aber hiebey war, daß, wie er wieder empor kam, er mit dem Kopfe an das Boot stieß. Allein die Bootsknechte sprungen ins Meer, und retteten ihn. Und gewiß der Verlust dieses Prelaten würde sehr empfindlich gewesen seyn. Denn man hielt ihn unter den Dominicanern, von deren Orden er war, für einen Mann von ausserordentlichen Verdiensten. Daher that das Volck von Cuba, welches sich glücklich schätzete, daß es diesen angesehenen Mann zum Bischoff, und zum

Befehls-

Befehlshaber einen berühmten Kriegesheld hatte, einige Tage hinter einander in der ganzen Stadt nichts anders, als daß es Spiele, Tänze, Gastereyen und Maskeraden anstellete. Es wurde auch ein Ringelrennen gehalten, wobey man eine Menge der schönsten Pferde von allerhand Farbe und Gestalt erblickete. Damit auch diese Lustbarkeit desto berühmter gemacht würde; so theilete man denenienigen, die sich am meisten dabey hervor thaten, gewisse Gewinste aus. Einige bekamen Ringe, andere aber seidene Stoffe. Hergegen wurden diejenigen bespottet, die weder Geschicklichkeit noch Muth hatten, sich der Hochachtung würdig zu machen. Diese Ehrenbelohnungen bewogen viele unter dem Kriegesheere befindliche geschickte Edelleute, sich unter sie zu mischen: und dieses vermehrete die Schönheit der Feyer, und verursachete der ganzen Stadt ein besonderes Vergnügen.

Das X. Hauptstück.

Verzweifelung einiger Einwohner von Cuba.

Die Soldaten, welche mit den Einwohnern der Stadt San Jago in gutem Vernehmen lebeten, und einander wechselsweise Gefälligkeiten erzeigeten, setzeten ihre Ergötzungen über drey Monathe fort. Inzwischen besahe der Statthalter alle Wohnplätze der Insel. Er bestellete daselbst Richter, die er zu seinen Verwesern machte, und kauffete Pferde auf, um sich deren zu seiner Unternehmung zu bedienen. Die vornehmsten Officiers folgeten diesem Beyspiele: weswegen er denn dadurch bewogen wurde, ihnen Geld reichen zu lassen, und die Einwoh-

wohner der Insel dahin brachte, ihm einige Pferde zu schencken. Denn sie hielten welche mit grosser Sorgfalt, und trieben damit ihren Handel nach Peru und Mexico. Es waren auch würcklich für sich lebende Leute in Cuba, darunter einige zwanzig, andere aber bey die funfzig bis sechzig hielten, weil damals die Insel reich, fruchtbar, und voll von Indianern war. Allein kurz nach der Ankunft des Soto hencketen sich die meisten auf. Die Ursache ihrer Verzweifelung war folgende. Die Einwohner von Cuba sind von Natur faul, das Erdreich aber ist sehr fruchtbar, und also gaben sie sich wenig Mühe, es zu bauen. Sie säeten nur etwas dicken Hirsen, und ernteten solchen zu ihres Lebens Unterhalt alle Jahre. Weil nun also diese armen Indianer mit dem, was die Natur zu ihrer Versorgung erfoderte, zufrieden waren, und sie zu ihrem Leben kein Gold nöthig hatten; so achteten sie solches auch nicht, und konten nicht leiden, daß sie die Spanier nöthigten, solches aus denen Oertern heraus zu bringen, alwo es zu finden war. Damit sie nun nicht weiter gezwungen würden, etwas zu thun, wovor sie einen so heftigen Abscheu hatten; so erhencketen sie sich fast alle, und man fand den andern Morgen in einem einzigen Dorfe funfzig Familien, die sich auf solche Art der Verzweifelung übergeben hatten. Die über dieses abscheuliche Schauspiel erschrockenen Spanier bemüheten sich, den Ueberrest dieser Barbaren von einer grausamen Entschliessung (23) abzuhalten: allein es war

(23) Ein ander Geschichtschreiber erzählet eine sehr sinnreiche That eines Spaniers, welcher bey dem Vasco Porcallo Oberaufseher war. Dieser nahm, um einige Indianer von Cuba von dem Erhencken abzuhalten, einen Strick in die Hand, gieng zu ihnen an denjenigen Ort, allwo er wuste, daß sie deshalber zusammen kommen solten, und sagte ihnen, er wolte sich mit ihnen aufhencken, um sie in jener Welt hundertmal mehr, als er zu dieser gethan, zu quälen.

Diese

war alles vergeblich. Der gröste Theil von den indianischen Einwohnern der Insel, und fast alle ihre Nachbaren, endigten ihr Leben durch eine gleiche Todesart: und daher komt es, daß noch ietzo die Schwarzen, die man in die Bergwercke bringet, sehr theuer erkauffet werden.

Das XI. Hauptstück.

Vasco Porcallo von Figueroa begiebt sich unter das Kriegesheer.

Um aber wieder auf den Soto zu kommen, so besorgete er, nachdem er unter Anführung eines von seinen Hauptleuten (24) Truppen über Meer gesant hatte, um die Stadt Havana wieder aufzubauen, welche von den französischen Seeräubern zerstöhret worden war, alles dasienige, was er zur Eroberung von Florida nöthig hatte, und Vasco Porcallo von Figueroa, von dem ich ietzt handeln will, half ihm in dieser Unternehmung. Porcallo war ein Edelman von vornehmen Geschlechte, besaß Mittel, und war sehr tapfer. Er hatte lange Zeit die Waffen geführet, und in Europa und America vieles ausgestanden. Weil er nun alt, und des Krieges müde war; so begab er sich nach Trinidad, einer in der Insel Cuba gelegenen Stadt. Wie er aber hörete, daß Soto zu San Jago mit einer Armee angekommen war, ging er zu ihm, und hielt sich bey ihm einige Tage auf. Weil er nun sahe, daß die Truppen gut, und die Zurüstun

Diese Rede machte, daß sie ihren genommenen Endschluß änderten, und mit ihm wieder zurück gingen, um alles zu thun, was er ihnen nur befehlen würde. Hieraus kan man sehen, wie sehr sie die Spanier hasseten.

(24) Mateo Arreituns.

stungen auf Florida prächtig waren; so bekam er, seines Alters ohngeachtet, Lust, die Waffen wieder zu ergreiffen. Er bot also dem General seine Dienste und alle seine Schätze an, und dieser nahm ihn mit Freuden auf, und lobete seine Herzhaftigkeit. Damit er nun die Anerbietung der Güter und der Person dieses Kriegeshelden mit einer zu seiner Ehre gereichenden Danckbarkeit erkennen möchte; so machte er ihn an die Stelle des Nugno Tovar, der sich wieder seinen Willen mit der Tochter des Herrn von Gomera vermählet hatte, zum Generallieutenant. Die Truppen wurden also mit der ganzen Begleitung des Porcallo vermehret, welches denn nicht wenig zuträglich war. Denn er hatte eine grosse Menge Spanier, Indianier, Schwarzen, viele Bediente, über achtzig Pferde, nemlich dreißig zu seinen eigenen Diensten, funfzig aber, die er unter die bey der Armee befindliche von Adel verschenckete, bey sich. Er hatte auch einen grossen Vorraht von Brod, eingesalzen Fleisch, und andere Sachen angeschaffet, und bewegte durch sein Beyspiel verschiedene in der Insel wohnende Spanier, daß sie dem General folgeten, welcher, nachdem er seine Dinge in Richtigkeit gebracht hatte, seinen Weg geschwinde nach Havana nam.

Das XII. Hauptstück.

Soto komt zu Havana an.

Der General reisete zu Ende des Augusts im Jahr 1538 in Gesellschaft von funfzig zu Pferde von San Jago nach Havana ab, und befahl dem übrigen Theil seiner Reuterey, der aus dreyhundert Mann bestund, ihm zu folgen, und sich in kleine Geschwader, iedes zu funf-

zig Mann, zu theilen, mit der Ordre, alle acht Tage eines nach dem andern aufbrechen zu lassen, damit sie, wenn sie in so geringer Anzahl fortzögen, ihre Nothdurft desto besser finden könten. Das Fußvolck aber nebst denen von seinem Hause musten an der Küste heraus den Weg nach Havana nehmen. So bald er daselbst ankam, und die Verwüstung der Stadt mit Augen angesehen hatte; theilete er unter die Einwohner reiche Geschencke aus, damit sie ihre von den Seeräubern zerstöhreten Häuser und Kirchen wieder aufbauen könten. Er befahl hierauf dem Juan von Aniasco, einem sehr versuchten Seefahrer, daß er zwo Brigantinin ausrüstete, um die Küsten von Florida zu entdecken, und von den Flüssen und Einwohnern Kundschaft einzuziehen. Aniasco gehorchete: und nachdem er viele an der Küste gelegene Oerter in zweenen Monaten durchstrichen hatte; kehrete er mit einem genauen Berichte von den gesehenen Sachen wieder zurück, und brachte zween Landeseinwohner mit. Soto war mit seinem Fleisse zufrieden, sante ihn also wieder aus, und befahl ihm, sich nach einem Orte umzusehen, alwo die Armee ans Land setzen könte. Aniasco begab sich dahero wieder fort, besahe die Küste, und bemerckete die Oerter, wo man landen konte. Allein auf dieser zweyten Fahrt, von welcher er mit zweenen andern Indianern wieder zurück kam, trug es sich zu, daß er und seine Gefährten, die sich in einer wüsten Insel von einander verirret hatten, in zweenen Monaten einander nicht wieder finden konten, und nur von Vögeln leben musten, die sie mit grossen Muscheln todt schmissen. Darauf lieffen sie auf dem Meere so grosse Gefahr, daß, wie sie in Havana ankamen, sie bey dem Aussteigen aus denen Schiffen auf die Knie fielen, bis sie an die Kirche kamen. Nachdem

dem sie nun darin GOtt gedancket hatten, daß er sie aus der Gefahr errettet; wurden sie von dem Kriegesheere mit desto grösserer Freude empfangen, weil man geglaubet hatte, daß sie alle Schiffbruch gelitten hätten.

Unterdessen bekam der Feldherr, der sich seine Unternehmung einzig und allein angelegen seyn ließ, Nachricht, daß Mendoza, der Unterkönig von Mexico, werben liesse, um Florida zu erobern. Weil er nun befürchtete, es möchte ihre unvermutete Begegnung Uneinigkeiten verursachen; so nahm er sich vor, ihm von denen vom Kayser habenden Begnadigungsbriefen Eröfnung zu thun. Er fertigte also iemand an den Mendoza ab, der ihn bitten muste, keine Werbungen, die ihn in der vorhabenden Eroberung beunruhigen könten, vorzunehmen. Der Unterkönig gab hierauf zur Antwort: „Soto „könte nur sicher seine Reise fortsetzen. Er sende seine „Truppen an Oerter, die denenienigen, wohin er seine „Flotte führen wolte, gerade entgegen wären. Flori„da wäre ein weitläuftiges Land. Sie könten beyde „alda Gelegenheit genug finden, ihrer Ehrbegierde ein „Genügen zu thun. Er wäre weit von denen Gedan„cken entfernet, dem Soto zu schaden. Er wünschete, „daß ihm das Glück Gelegenheit gäbe, ihm Dienste zu „leisten, und würde daher weder Gut noch Vermögen, „welches er als Unterkönig hätte, schonen„. Der Feldherr war mit dieser Antwort zufrieden, und danckete dem Mendoza für seinen geneigten Willen.

Unter währender dieser Zeit waren die Reuter, denen befohlen worden, von San Jago nach Havana aufzubrechen, daselbst angelanget, und hatten etwas über zweyhundert Meilen, als so weit eine Stadt von der andern entfernet ist, zurück geleget. Wie Soto nun

sahe, daß sich seine Reuterey und sein Fußvolck mit einander vereiniget hatte, und die Jahreszeit, sich auf das Meer zu begeben, heran nahete; überließ er den Befehl in seiner Abwesenheit der Isabella von Bovadilla, seiner Gemalin, und gab ihr zu einem Rath den Juan von Rochas zu. Er bestellete auch über die Stadt San Jago den Francisco Guzman. Denn diese beyden Edelleute hatten vor seiner Ankunft den Befehl im Lande, und er bestätigte sie auf die Nachricht von ihrem Wohlverhalten in ihren Aemtern. Zu gleicher Zeit kauffete er ein schönes Schiff, das in Havana eingelauffen war, und das Admiralschiff damals abgegeben hatte, wie Zuniga den Fluß de la Plata (25) entdecket. Dieses Schiff wurde die heilige Anna genant, und war von solcher Grösse, daß es achtzig Pferde nach Florida führete.

Das XIII. Hauptstück.

Zufall des Ferdinand Ponce in Havana.

Unterdessen da der Feldherr auf guten Wind laurete, um unter Segel zu gehen, wolte Ferdinand Ponce, der damals auf dem Meere war, bey die vier bis fünf Tage durchaus nicht in Havana einlauffen: allein der Sturm brachte ihn mit Gewalt dazu. Er wolte sich aber deswegen nicht in den Hafen begeben, weil er und Soto, als dieser von Peru nach Spanien reisete, mit einander abgeredet hatten, Glück und Unglück gemein zu haben. Soto war, wie er Peru verließ, Willens, wieder zurück zu kommen, um daselbst die Belonungen zu genieſſen, die

(25) Dieses ist einer von denen grösten Flüssen des mitternächtlichen America.

die seine bey der Eroberung dieses Königreichs geleisteten Dienste werth waren. Wie er aber nachmals anders Sinnes wurde; erhielt Ponce auf kayserlichen Befehl von dem Pizarro ein Land, woselbst er viel Gold, Silber, und Edelgesteine zusammen scharrete. Er ließ sich auch einige Schulden bezahlen, welche ihm Soto angewiesen: und nachdem er sich genug bereichert hatte; trat er die Reise nach Spanien an. Doch wie er zu Nombre de Dios hörete, daß sich Soto fertig machte, Florida zu erobern; wolte er seinen Weg weiter fortsetzen, weil er befürchtete, er möchte gezwungen werden, mit ihm zu theilen, und daß sich Soto unter dem Vorwande seiner vorhabenden Unternehmung wo nicht aller, doch eines Theils seiner Schätze bemächtigen würde.

So bald Ponce in den Hafen war; ließ ihm der Feldherr seine Empfehlung machen, und seine Dienste anbieten. Er besuchete ihn hierauf selbst, um ihn zu bewegen, daß er auf dem Lande frische Luft schöpfete. Nachdem sie nun mit einander sehr höflich geredet hatten, sagte Ponce zu ihm: „Er befünde sich nach dem „Sturm so übel, daß er die Kraft nicht hätte, aus dem „Schiffe zu steigen: so bald er aber ein wenig wieder „gestärcket worden, wolte er kommen, und ihm für seine „ihm gethane verbindlichen Anerbietungen Danck abstatten„. Soto nöthigte ihn aus Gefälligkeit nicht weiter. Weil er aber einiges Mißtrauen gegen ihn hatte; so wolte er ihn auf die Probe stellen. Unterdessen war Ponce, der nur seinem Geitze folgete, und dem General gleichfals nicht trauete, nur darauf bedacht, es so zu machen, daß dieser von seinen aus Peru mitgebrachten Reichtümern almählig die Kentniß verlöre. Er befahl also, daß man gegen die Mitternacht das Gold,

die Perlen, und die Edelgesteine, welche über 40000 Thaler werth waren, aus dem Schiffe in das Haus eines seiner guten Freunde brächte, oder sie nahe an dem Ufer des Meers einscharrete, damit man sie im Fall der Noth gleich wieder bekommen könte, ohne daß es Soto erführe. Doch dieses gelung ihm nicht. Denn wie diejenigen, die auf des Ponce Leute acht hatten, ein Schiff gewahr wurden; versteckten sie sich in der Stille mit grosser Sorgfalt. Als sie nun sahen, daß der Schatz aus dem Schiffe heraus war, und die Leute, die ihn bey sich hatten, näher kamen; griffen sie sie an, schlugen sie in die Flucht, bemächtigten sich der Beute, und brachten sie dem Feldherrn, welcher alles so lange heimlich zu halten befahl, bis er sähe, wie sich der mißtrauische Ponce dabey aufführen würde.

Den Tag darauf kam Ponce, welcher seine Betrübniß über den Verlust seines Schatzes verbarg, zu dem Feldherrn ins Haus: da sie denn erst von allerhand gleichgültigen Dingen eine lange Unterredung hielten. Wie sie aber almählig auf das die vorige Nacht sich zugetragene Unglück zu reden kamen, beklagte sich Soto über das vom Ponce gegen ihn gehegte Mistrauen. Damit er ihm auch zeigte, daß er Ursache hätte, sich über ihn zu beschwehren; so ließ er die Edelgesteine herbringen, stellete sie ihm wieder zu, und versicherte ihn dabey, daß, wenn ihm einziger daran fehlete, er solchen ihm wieder hergeben wolte, damit er daraus abnähme, daß, da er von gemeinschaftlichen Gütern nichts entwendete, er sich ganz anders, als er, aufführete. So hätte er auch die Kosten, die er auf die zur Eroberung von Florida erhaltene Erlaubniß verwant hätte, aus keiner andern Absicht gewaget, als daß er allen daraus zu hof-

fen-

fenden Nutzen mit ihm theilen möchte. Er habe sein Wort in Gegenwart einiger Leute von grossem Ehransehen von sich gegeben, und doch stünde es bey ihm, mit nach Florida über zu gehen. Und wenn er es verlangete, so wolte er sich gar der ihm verliehenen Ehrentitel verzeihen, und es ihm Danck wissen, wenn er ihm zu ihrer beyder Vortheil einen guten Rath mittheilete. Endlich so würde er auch bey ihm alle Aufrichtigkeit finden, welche man von einer grosmüthigen Person verlangen könte.

Ponce würde über seine bezeigete Aufführung ganz beschämet, erstaunete aber noch mehr über die Art, mit welcher der Feldherr allererst zu ihm geredet hatte, bat also, ihm seinen Fehler zu vergeben, und ihn ferner zu lieben. Er beschwuhr ihn auch, daß er es sich gefallen lassen möchte, daß ein ieder von ihnen seine Reise fortsetzete, und ihre Geselschaft zu erneueren, indem er zu dem Ende der Isabella von Bovadilla 10000 Thaler so wohl an Golde, als Silber in die Hände liefern wolte, damit sich deren der General zum Besten der Geselschaft bedienen könte. Dieses Verfahren schien so edelmüthig, daß man ihn seiner Bitte gewährete. Da nun hierauf die Zeit zur Schiffahrt bequem zu seyn schien; ließ Soto den Kriegesvorrath und 250 Pferde zu Schiffe bringen, welche Schiffe ohne die Bootsknechte 1000 Mann, alles schöne und wohlausgerüstete Leute, an Bord hatten: so daß man in Westindien niemals eine so grosse, noch so schöne Ausrüstung gesehen hatte. Sie gingen den 12ten May des 1539ten Jahres unter Segel. Unterdessen aber, da diese der Gewalt der Winde überlassen werden, will ich noch erzehlen, was Ponce in dem Hafen gemacht hat. Dieser Hauptman blieb unter dem Vorwande, sich zu erfrischen, und eine gelegene Zeit zu seiner Rückreise

nach Spanien abzuwarten, nach dem Abzuge des Feldherrn zu Havana, und übergab dem Rochas, welcher an diesem Orte das Richteramt führete, acht Tage darnach eine Bitschrift, worin er ihm vorstellete, daß er, ohne dem Soto etwas schuldig zu seyn, und aus blosser Furcht, daß dieser alles, was er aus Peru mitgebracht, an sich reissen möchte, dessen Gemalin 10000 Thaler an Golde und Silber gegeben hätte, und bat, daß man ihm entweder diese Summe wieder zustellete, oder er wolte deswegen bey dem Kayser Klage erheben. Auf diese übergebene Schrift gab gemeldete Dame zur Antwort: „Ponce und ihr Mann stünden in Rechnung mit „einander, weil sie unter sich einen Gesellschaftscontract „geschlossen hätten. Ponce wäre über 50000 Ducaten „schuldig, und sie bäte, ihn so lange gefänglich anhalten „zu lassen, bis sie die Wahrheit ihrer Abrechnung, die „sie in Kurzem beybringen wolte, dargethan hätte„. Ponce, welcher in der That der Gesellschaft viel schuldig geblieben, wurde über diese Antwort bestürzet, und ging augenblicklich unter Segel. Man konte ihn also nicht erhaschen: und weil er sich da in eine sehr schlimme Sache verwickelt hatte; so war er so klug, daß er sie nicht weiter trieb. Auf solche Art verblendet der Geitz die Menschen, und verursachet ihnen nur Mühe und Beschämung.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

Was sich bey der Entdeckung der acht ersten Landschaften zugetragen hat.

Das I. Hauptstück.

Ankunft des Ferdinand Soto in Florida.

Nachdem Soto wegen der schlimmen Witterung neunzehen Tage auf dem Meere zugebracht hatte; entdeckete er Florida erst gegen das Ende des Maymonats, und anckerte in einem sehr schönen Meerbusen (26), welchen man den Meerbusen des heiligen Geistes nante. Weil es aber schon sehr spate war; stieg keiner ans Land: den andern Morgen wurden die Böte ausgesetzet, welche denn wilde Trauben zurück brachten, die damals noch ganz grün waren. Denn die Indianer, die sie wenig achten, geben sich keine Mühe, sie zu bauen: doch essen sie davon, wenn sie reif sind. Der Feldherr nahm diese Frucht mit Freuden zu sich, weil sie

(26) Samson nennet diesen Meerbusen den Fluß des heiligen Geistes, und setzet den Meerbusen dieses Namens gegen Abend von diesem.

denen spanischen Weintrauben gleichete, und er deren weder in Mexico noch Peru gefunden hatte. Weil er nun darnach die Vortreflichkeit des Erdreichs von Florida beurtheilete; so gab er an dreyhundert Mann Befehl, solches im Namen des Kayfers in Besitz zu nehmen. Diese begaben sich so gleich ans Land: und nachdem sie den ganzen Tag marschiret hatten; ruheten sie wegen der ausgestandenen Mühseligkeiten die Nacht aus. Allein den andern Morgen griffen die Indianer sie tapfer an, schlugen sie in die Flucht, und trieben sie bis an das Meer. Porcallo kam ihnen mit einigen Truppen zu Hülfe, und würde die Feinde in Stücken gehauen haben, wenn nicht seine Soldaten, darunter einige verwundet worden, wegen ihrer schlechten Erfahrung in Unordnung gerathen wären. Nichts destoweniger brachte er sie wieder zu Hauffe, sprach ihnen einen Muht ein, fiel die Barbaren von neuen an, drang hitzig auf sie ein, trieb sie in die Flucht, und kehrete darauf wieder ins Lager, alwo sein Pferd, welches von einem Pfeile mitten durch den Wanst geschossen worden, todt nieder fiel.

Der Feldherr nahm sie so gleich wieder ins Schiff. Nachdem sie sich nun neun Tage erquicket hatten; hinterließ er einige zur Verwahrung derer Schiffe, und ging ohngefehr zwo Meilen ins Land hinnein, bis an die Hauptstadt Hirriga (27), welche ihren Namen von der Landschaft und ihrem Landesherrn hat, weil in Florida die Provinz, die Hauptstadt, und der Cacique insgemein einerley Namen führen. Wie nun der Feldherr so weit gekommen war; verließ der in der Hauptstadt befindliche Cacique, welcher auf die Spanier sehr erbittert war, weil sie ihm vor dem die Nase abgeschnitten, und seine Mutter denen Hunden vorgeworfen hatten, er auch über-

(27) oder Hirrihigua.

überdem durch die Ankunft so vieler Menschen in Bestürzung gerieht, den Platz, und zog sich in einen Wald, woraus man ihn nicht wieder bringen konte, so eine gute Begegnung man ihm auch versprechen ließ. Denn er gab denenjenigen, die man an ihn abgeschicket hatte, um ihn zum Bündniß mit denen Christen zu bewegen, ganz erzürnet zur Antwort: „Er wolte nicht allein nichts „mit ihnen zu thun haben, sondern seine Ehre litte es „auch nicht einmal, davon reden zu hören. Sie wären „nichtswürdige und treulose Leute. Man könte ihm „keinen grössern Gefallen thun, als wenn man ihm ihre „Köpfe brächte, und dieses wäre eine Gewogenheit, de„ren Grösse er niemals genug erkennen könte„. So mächtig sind die Beleidigungen, die Herzen der Beleidigten zur Rache zu bewegen! Damit man aber noch besser erkennen möge, wie weit sich der Cacique zum Zorn bringen ließ; so will ich die Grausamkeiten erzählen, die er an vier Spaniern ausübete.

Es war seit der Abreise des Narbaez aus der Landschaft Hirriga schon eine geraume Zeit verstrichen; als eines von seinen Schiffen, welches zurück geblieben war, und ihn suchete, auf der Rhede sich blicken ließ. So bald der Cacique davon Nachricht bekam; beschloß er, die Leute auf dem Schiffe gefangen zu nehmen. Er ließ ihnen also sagen, daß ihm ihr Hauptman die Befehle, wornach sie sich richten solten, wenn sie von ohngefehr in den Hafen vor Ancker zu liegen kämen, hinterlassen hätte. Er zeigete ihnen auch einige Blätter weiß Papier, und die Briefe, die er vom Narbaez, als er noch mit ihm in Freundschaft stund, erhalten hatte. Doch dieses war vergeblich. Denn sie waren beständig auf ihrer Hut, und wolten das Land nicht betreten, bis Hirriga ihnen viere von seinen vornehmsten Unterthanen

zu

zu Geiseln übersante. Diese List glückete ihm, und es stiegen eben so viele Spanier in das Fahrzeug, in welchem die Indianer, welche die Geiseln brachten, waren. Als der Cacique sie sahe, ärgerte er sich über ihre geringe Anzahl, und wolte anfänglich noch mehr verlangen. Er bedachte sich aber wieder, weil er befürchtete, es möchten die Angekommenen seine Absicht mercken, und ihm entwischen. Wie sie nun ans Land getreten waren, und die Geiseln mercketen, daß ihre Feinde in der Gewalt ihres Herrn waren; sprungen sie nach dem von ihm erhaltenen Befehle ins Meer, und retteten sich, weil sie sich gar wohl zu verstellen wusten, durch Schwimmen. Unterdessen da die Spanier sahen, daß sie ihre Gefährten unglücklicher Weise aufgeopfert hatten, lichteten sie die Ancker, und nahmen aus Furcht, es möchte ihnen noch etwas schlimmers begegnen, mit vollen Segeln die Flucht.

Das II. Hauptstück.

Tod dreyer Spanier, und von der Marter, die Juan Ortis ausgestanden hat.

Hirriga ließ die Gefangenen wohl verwahren, um durch ihren Tod die Schönheit eines Lustfestes, welches nach Gewohnheit des Landes binnen wenig Tagen gefeyert werden solte, zu vermehren. Wie die Feyerzeit herbey gekommen war; befahl er, die Spanier ganz nackend öffentlich herbey zu führen, und sie zu zwingen, wechselsweise von einem Ende der Stadt bis ans andere zu lauffen, auch von Zeit zu Zeit mit Pfeilen auf sie zu schiessen, damit sie dadurch eines desto langsamern Todes stürben, ihre Qual um so empfindlicher würde, und

ihre

ihre Lustbarkeit desto berühmter, und von längerer Dauer seyn möchte. Man gehorchete ihm den Augenblick, und der Cacique, der bey dem Schauspiele gegenwärtig war, sahe mit Vergnügen dreye von diesen Spaniern von einer Seite zur andern lauffen, und vergeblich ihrem Tode zu entgehen suchen. Was den vierten betraf, welcher Juan Ortis hieß, und nur achtzehen Jahre alt war, auch sehr wohl aussahe; so baten die Gemalin und Töchter des Caciquen für ihn. Sie sagten: „Sein Alter verdienete, daß man Mitleiden mit ihm hätte. Er „hätte keinen Theil an der Treulosigkeit seiner Völckerschaft gehabt, und man müste ihn also, weil er kein „Verbrechen begangen, wodurch er das Leben verwürcket, blos zu einem Leibeigenen machen„. Der Cacique bewilligte solches. Allein diese Gnade dienete weiter zu nichts, als dem Ortis einen tausendfachen Tod anzuthun. Man zwang ihn, beständig Holz und Wasser zu tragen. Er aß und schlief sehr wenig, und muste so viele Streiche leiden, daß, wenn ihn die Furcht vor GOtt nicht zurück gehalten, er sich selbst ums Leben gebracht hätte. Die Barbaren verdoppelten seine Qual bey den öffentlichen Lustbarkeiten, und nötigten ihn, ganz nackend auf einem grossen Platze herum zu lauffen, alwo sie mit ihren Bögen bereit stunden, ihn zu durchschiessen, wenn er nur die geringeste Mine machte, einzuhalten. Er fing mit der Sonnen Aufgang zu lauffen an, und hörete nicht eher auf, als bis die Nacht anbrach, und so gar, wenn der Cacique speisete, litte man nicht, daß er seinen Lauf unterbrach. Er war also, wenn sich der Tag neigete, in einem erbärmlichen Zustande, und lag, mehr todt, als lebendig, auf der Erde ausgestrecket. Die Gemalin und Töchter des Hirriga trugen ein grosses Mitleiden mit ihm, und warfen ihm alsdenn einige

Klei-

Kleider zu, kamen ihm auch zu so gelegener Zeit zu Hülfe, daß sie ihn vom Tode erretteten, wiewohl ihr Erbarmen ihm grausam war: denn es vermehrete nur die Unbarmherzigkeit des Caciquen, welcher fast rasend wurde, daß Ortis so mancherley Ermüdungen ausstehen konte. Er befahl also an einem gewissen Feyertage, mitten auf dem Marckte ein Feuer anzuzünden, und über die glühenden Kohlen einen Bucan (28) zu setzen, auch seinen Leibeigenen darauf zu legen, damit er bey lebendigem Leibe verbrant würde. Dieses wurde so gleich ins Werck gerichtet, und Ortis blieb auf dem Roste so lange liegen, bis die Töchter des Caciquen, welche durch sein Geschrey herbey gelocket wurden, ihm zu Hülfe kamen. Sie beschwuren den Caciquen, daß er doch in seiner Rache nicht weiter gehen möchte, rückten ihm seine Unbarmherzigkeit vor, und trugen den armen Ortis halb verbrant weg. Denn das Feuer hatte an seinem Leibe schon grosse Blasen gezogen, worunter einige aufgingen, und ihn ganz mit Blute bedeckten, wodurch denn die meisten Zuschauer zum Mitleiden bewogen wurden. Darauf liessen ihn diese liebreichen Töchter in ihr Haus bringen, und verbanden ihn daselbst mit Kräuter, deren sich die Indianer in ihren Kranckheiten bedienen, weil sie weder Aerzte noch Wundärzte haben. Endlich wurde Ortis nach einigen Tagen von seinen Wunden geheilet, und man sahe davon weiter nichts, als nur die Narben. Der Barbar freuete sich, daß er ihn wieder im Stande sahe, noch mehr zu leiden. Damit er nun seine Rachbegierde noch länger ersättigen möchte; so erfand er zu seiner völligen Genugthuung, und um sich von der Ungestümigkeit seiner Töchter auf einmal zu befreyen, eine neue Art von Leibesstrafe. Er befahl

(28) Dieses ist eine Art von Rösten.

befahl ihm nemlich, Tag und Nacht die todten Leichnahme der Einwohner der Stadt zu bewachen. Diese lagen mitten in einem Walde (29) in hölzernen mit Brettern bedeckten Särgern, welche mit nichts befestiget waren, sondern nur von einigen darunter gelegten Steinen oder hölzernen Balcken gehalten wurden. Weil aber die Löwen, deren es in dieser Gegend eine grosse Menge giebt, bisweilen kamen, die Körper aus den Särgern zogen, und mit sich fortschleppeten; so befahl ihm der Cacique bey Strafe, lebendig verbrant zu werden, daß er dahin sehen solte, daß selbige sie nicht wegschleppeten, und gab ihm vier Wurfspiesse, um sich damit wieder die wilden Thiere zu vertheidigen. Der Spanier empfing diesen Befehl mit Freuden, weil er hoffete, ein weit glücklicher Leben zu führen, als vorhin. Er ging also in den Wald, und that, insonderheit bey Nachtzeit, da er am wenigsten zu fürchten hatte, was ihm befohlen war. Einsmals aber, wie er für Mattigkeit in einen tieffen Schlaf gefallen war, machte ein Löwe einen Sarg auf, zog ein Kind heraus, und nahm es mit sich fort. Der Leibeigene erwachete von dem Falle der Bretter, stund also geschwinde auf, lief nach dem Sarge, fand aber darin nichts, und hielt endlich sein Leben für verlohren. Weil ihn nun Furcht und Schmerz ganz eingenommen hatten; so suchete er den Löwen auf, um entweder mit ihm streitend zu sterben, oder ihm seinen Raub wieder abzuiagen. Er wuste, daß mit anbrechendem Tage die Unterthanen des Hirriga kämen, um nach denen Särgern zu sehen, und daß er, wenn sie das Kind nicht finden würden, grausamer Weise

(29) Diese Gewohnheit, die Todten in einen Wald zu begraben, war bey den Völckern der Landschaft Hirriga allein gebräuchlich.

Weise würde verbrant werden. Indem er nun aus Furcht bald hier bald dahin lief; kam er mitten im Walde auf eine Heerstrasse, und hörete ein Geräusch, nicht anders als wenn ein Hund an einen Knochen naget. Er spitzete die Ohren: und weil er glaubete, daß dieses der Löwe wäre; so schlich er sich mitten durch die Gesträuche, und erblickete ihn vermittelst des Mondscheins, wie er eben seinen Raub verschlang. Er fassete also ein Herz, und warf mit einem Spiesse nach ihm. Da er aber nicht hörete, daß er die Flucht nahm; so hielt er dafür, er habe ihn getödtet. Damit er nun dessen gewiß würde; blieb er alda so lange, bis der Tag anbrach, und bat GOtt mit Thränen, daß er ihn doch in seinem Elende nicht verlassen möchte.

Das III. Hauptstück.

Ortis rettet sich durch die Flucht.

So bald es Tag geworden, fand Ortis den Löwen todt. Er raffete für Freuden ganz ausser sich das, was von dem Kinde noch übrig geblieben war, zusammen, legte es wieder in den Sarg, fassete den Löwen bey der Tatze, und schleppete ihn, ohne ihm den Spieß aus der Wunde zu ziehen, nach Hirriga. Weil es nun in diesem Lande, worin doch die Löwen nicht so grimmig, als in Africa, sind, etwas sehr seltsames war, daß ein solches Thier getödtet wurde; so hielt ihn die ganze Stadt in grossen Ehren, und der Cacique wurde von seinen Töchtern inständig gebeten, diesen tapfern Leibeigenen in Diensten zu nehmen, und wegen einer so schönen That seinen Zorn zu unterdrücken. Bey dieser Gelegenheit ließ der Barbar einige Gefälligkeit sehen, und

hielt

hielt den Ortis eine Zeitlang etwas besser. Weil aber die empfangenen Beleidigungen immer einigen Haß zurück lassen; so dachte auch er allemal, wenn ihm der von denen Spaniern wiederfahrne Schimpf in den Sinn kam, auf nichts anders, als sich in der Person des Ortis an dieser Nation zu rächen, und sein Zorn, welcher ganz fort zu seyn schien, brach auf einmal mit noch grösserer Gewalt aus. Weil er nun die ihn völlig beherrschende Rachbegierde nicht bezwingen konte; so gab er seiner Gemahlin und Töchtern zu verstehen, daß, weil das Anschauen seines Sclaven das Andencken der erlittenen Beschimpfung erneuerte, er ihn bey dem ersten Feste mit Pfeilen todt schiessen lassen wolte, und sie sich bey Strafe einer ernstlichen Ahndung nicht unterstehen solten, für ihn zu bitten: und obgleich nicht zu leugnen wäre, daß er einigen Muth blicken lassen; so wäre doch dies nicht genug, seinen Zorn zu überwinden. Seine Gemahlin und Töchter, die ihn wohl kanten, richteten sich nach seiner Gemüthsneigung, und bezeugeten ihm, wie er wohl thäte, daß er sich von einem Menschen befreyete, vor dem er einen so grossen Abscheu hätte, und dessen Gegenwart ihn nur misvergnügt machte. Unterdessen beschloß doch die älteste Tochter, den Ortis zu retten, und gab ihm also von allem, was vorgegangen war, Nachricht. Wie er aber über dieser Zeitung halb todt zu seyn schien; sagte sie zu ihm: „Er „möchte den Muth nicht sincken lassen. Sie wolte ihn „von der Gefahr befreyen, wenn er nur Herz genug „hätte, zu fliehen. Die folgende Nacht würde er zu „der Stunde und an dem Orte einen Indianer finden, „der ihr ganz getreu wäre. Dieser Mensch würde ihn „bis an eine gewisse Brücke bringen, welche zwo Meilen von der Stadt gelegen wäre. So bald er dahin

„gekommen, würde der Indianer noch vor anbrechen-
„dem Tage wieder an Ort und Stelle seyn„. Sie setzete noch hinzu, „daß er sieben Meilen ienseits der Brücke „eine Stadt (30) finden würde, deren Herr, Namens „Mucozo, ein Auge auf sie geworfen hätte, und sie hei-„rathen wolte. Diesem solte er sagen, daß sie ihn ab-„geschicket hätte, damit er ihn in seinen Schutz nähme, „weil sie versichert wäre, daß ihn Mucozo in Ansehung „ihrer beschützen würde. Im übrigen solte er den „GOtt, den er anbetete, um Hülfe anrufen: weiter „aber könte sie auf ihrer Seite nichts thun„. Kaum hatte sie aufgehöret zu reden, als sich Ortis zu ihren Füssen warf, und ihr für die gegen ihn gehabte Gnade unterthänigsten Danck abstattete. Die folgende Nacht machte er sich zur Flucht fertig: und wie des Hirriga Leute in ihrem ersten Schlafe waren; suchete er seinen Wegweiser auf, fand ihn an dem bestimmeten Orte, und reisete heimlich mit ihm fort. So bald sie aber bey der Brücke angekommen waren; bat ihn Ortis, daß er ihn auf den rechten Weg bringen, und alsdenn wieder nach Hause gehen möchte. Hierauf danckete er ihm, gab ihm tausend Versicherungen seiner Dienste, und ging eilend nach Mucozo.

Das IV. Hauptstück.

Grosmuth des Caciquen Mucozo.

Ortis kam noch ehe es Tag worden nahe bey der Stadt Mucozo an. Unterdessen unterstund er sich aus Furcht, es möchte ihm etwas schlimmes begegnen, nicht, vor der Sonnen Aufgang hinnein zu gehen. Hierauf kamen

(30) Diese lieget in der Landschaft Mucozo.

kamen zween Indianer, die ihn entdecket hatten, heraus, und machten sich gefaßt, auf ihn zu schiessen. Er setzete sich ebenfals in den Vertheidigungsstand. Denn die Ehre, bey einem schönen und grosmüthigen Frauenzimmer in Gunst zu stehen, machte ihn kühn, und bewog ihn, zu sagen, daß er von einer vornehmen Dame an den Mucozo abgesant worden. Die Indianer näherten sich also ihm, kehreten mit ihm zurück, und berichteten ihrem Herrn, wie ein Leibeigener des Hirriga ihn sprechen wolte. Mucozo kam hierauf aus seinem Hause heraus, und ging zu ihm, um zu hören, was er ihm wolte. Als Ortis ihn sahe, näherte er sich ihm ehrerbietig, und sagte zu ihm: „Hirriga hätte beschlossen, „ihn bey dem ersten Feste grausamer Weise hinzurichten. „Seine Töchter unterstünden sich nicht mehr, für ihn „zu bitten. Die älteste darunter hätte ihn bewogen, „die Flucht zu nehmen, und ihm einen Wegweiser mit„gegeben. Diese hätte ihm befohlen, sich ihm in ihrem „Namen zu zeigen. Sie liesse ihn um seiner gegen sie „tragenden Liebe Willen bitten, ihn in seinen Schutz zu „nehmen, wofür sie ihm sehr verbunden seyn würde„. Nachdem Mucozo den Ortis geneigt angehöret hatte; beklagte er ihn, und indem er ihn umarmete, sagte er zu ihm: „Er solte sich vor nichts fürchten. Er würde in „seinem Lande ganz anders leben können, als er vorhin „gethan. Er wolte ihn in Betrachtung der Schönen, „die ihn abgeschicket hätte, öffentlich in Schutz nehmen, „und so lange er lebete, würde sich niemand unterstehen, „ihm etwas zu nahe zu thun„. Mucozo hielt dem Ortis sein Wort, und begegnete ihm besser, als er iemals hoffen können. Er verlangete ihn Tag und Nacht bey sich im Zimmer zu haben. Allein er überschüttete ihn völlig mit seiner Gnade, als er vernahm, daß er mit

einem Wurfspiesse einen Löwen umgebracht hätte. Inzwischen bekam Hirriga Nachricht, daß sein Leibeigener bey dem Mucozo wäre, und ließ ihn durch einen Caciquen (31), der ihrer beyder Freund war, abfodern. Allein Mucozo gab zur Antwort: Weil Ortis in seinem Hause Schuß gesuchet hätte; so wolte er niemals zugeben, daß man ihn da wieder wegnähme, und müste dem Hirriga der Verlust eines Menschen, den er umbringen wolte, nicht nahe gehen. Auf diese Antwort kam Hirriga selbst zum Mucozo: doch war auch dieses vergeblich. Denn nach einigen gewechselten Höflichkeiten bezeugete ihm Mucozo: „Es wäre sehr unanständig, daß er ihn zwingen wolte, etwas wieder seine Ehre zu thun, und würde er der nichtswürdigste Mensch von der Welt seyn, „wenn er eine Person, die unter seinem Schuße stünde, „verlassen wolte„.

Diese Antwort brachte den Caciquen wieder den Mucozo sehr auf, welcher aber eher seiner Liebe absagen, als sein Wort brechen wolte: daß also Ortis bey diesem Herrn blieb, und seiner ferneren Wohlgewogenheit sich zu erfreuen hatte. Er hielt sich auch so lange bey ihm auf, bis Soto in Florida kam, und lebete überhaupt zehen Jahre unter den Indianern, anderthalb Jahre bey dem Caciquen, der ihm so viel Marter anthat, und die übrige Zeit bey demjenigen, von dem ihm alle gute Begegnung wiederfuhr. In der That führete sich auch Mucozo sehr wohl wieder den Ortis auf, und sein Verhalten beschämet gewisse christliche Fürsten, die diejenigen schändlicher Weise verraten, denen sie doch ihre Treue zu halten verpflichtet sind. Doch muß man glauben, daß die Grosmuth des Caciquen bey solchen einigen Eindruck finden werde. Seine That entsprang würcklich

(31) Urribaracuri.

lich aus einer grosmüthigen Sele. Je mehr man die Person, für die er so viel gethan, diejenigen, denen er sich wiedersetzet, und seine Liebe zu der Tochter des Hirriga betrachtet, desto mehr Lob verdienet er, daß er seine Gebieterin und seine Freunde seiner Ehre aufgeopfert hat. Also gefält es GOtt, in barbarischen Ländern ausserordentliche Personen entstehen zu lassen, um die Christen zu beschämen, die in Ländern, wo die Wissenschaften und die Religion herschen, als Barbaren leben.

Das V. Hauptstück.

Der Feldherr lässet den Ortis abholen.

Als Soto in der Stadt Hirriga war; erfuhr er die Begebenheiten des Ortis, davon er von einigen Indianern, die Aniasco in seine Gewalt bekommen, als er die Küste von Florida entdeckete, und die des Caciquen Hirriga Unterthanen waren, zu Havana schon etwas vernommen hatte. Weil aber derienige, der diese Nachricht von dem Ortis gab, Orotis für Ortis sagte; so glaubten die Spanier, ohngeachtet ihres Dollmetschers, dieser Barbar behauptete, sein Vaterland wäre mit Golde überflüßig versehen, und freueten sich, da sie das Wort Orotis höreten, weil ihre Absicht nur war, Florida aufzusuchen.

Wie nun dem Feldherrn versichert wurde, daß Ortis bey dem Mucozo wäre; so hielt er sich für verbunden, ihn abfodern zu lassen, so wohl um ihn zu befreyen, als auch sich seiner zum Dollmetscher zu bedienen. Er befahl also dem Balthasar von Gallego, Sergeantmaior bey der Armee, zum Mucozo zu gehen, und ihm

zu sagen: „Daß die Spanier Theil an der dem Ortis „erzeigten Gnade nähmen; daß, da sie sich auf die gegen „sie gehabte Güte verliessen, sie ihn sehr bäten, ihnen „diesen Leibeigenen verabfolgen zu lassen, weil sie seiner „besonders benöthiget wären; daß sie in Ansehung die„ser zu hoffenden neuen Gewogenheit alles für ihn „wagen wolten; daß, wenn er sich die Mühe gäbe, zu „ihnen zu kommen, er finden würde, daß er mit keinen „Undanckbaren zu thun hätte; und daß sie sich endlich, „nachdem er so viele Proben der Grosmuth von sich „gegeben, eine grosse Freude daraus machen würden, ihn „kennen zu lernen, und zum Freunde zu haben„.

Gallego brach sogleich mit sechzig Speerreutern auf, und damals erfuhr Mucozo, daß die spanischen Truppen nach Hirriga gekommen, um das Land zu erobern. Weil er sich nun vor diesem Kriegesheere fürchtete; so redete er mit dem Ortis davon, und sagte ihm: „daß er „seinethalben sich mächtige Caciquen zu Feinden ge„macht; daß sich iezt eine gute Gelegenheit zeigete, ge„gen diese Gewogenheit nicht undanckbar zu seyn; daß „er ihn in der That verpflichtet hätte, ohne etwas da„gegen zu hoffen; daß es aber schiene, als wolte das „Glück haben, daß seine guten Dienste, die er den Spa„niern in seiner Person erwiesen hätte, vergolten wür„den; und daß er also Willens wäre, ihn mit funfzig „von seinen vornehmsten Unterthanen an den Feldherrn „zu schicken, um ihm ein Bündniß anzutragen, und ihn „zu bitten, daß er sein Land in seinen Schutz nehmen „möchte„. Ortis freuete sich über diese Neuigkeit ungemein; gab also dem Mucozo zur Antwort: „Es „wäre ihm sehr lieb, daß er ihm seine Erkentlichkeit zei„gen könte. Er wolte bey den Spaniern seine Gros„muth

„muth bekant machen, und seine Landesleute, die einen „besondern Gefallen daran hätten, wenn man ihren Leu„ten Gutes thäte, würden ihn beständig hochachten, „und würde er die Früchte seiner gegen ihn gehabten „Güte gewiß geniessen„. Kaum hatte er aufgehöret zu reden, als die funfzig Indianer, denen befohlen worden, sich zu seiner Begleitung fertig zu machen, ankamen. Sie nahmen ihren Weg von Mucozo nach Hirriga, und reiseten an eben dem Tage fort, da Gallego das Lager verließ, um sich zu dem Caciquen zu begeben. Nachdem sie aber drey Meilen auf der Heerstrasse zurück geleget hatten; kam es dem Wegweiser der Spanier auf einmal in den Kopf, er dürfte sie den rechten Weg nicht führen. Er betrachtete sie also als Feinde, die gekommen wären, Westindien in ihre Gewalt zu bringen, und die Einwohner ihrer Güter und Freyheit zu berauben. Dieser Ursachen wegen nahm er einen andern Weg, folgete dem ersten, den er antraf, und führete die Spanier fast den ganzen Tag irre. Er wante sich mit ihnen nach dem Meere zu, um sie in einen Morast zu verwickeln, worin sie umkämen. Und weil sie von dem Lande gar keine Kentniß hatten; so merckten sie die Bosheit des Barbars nicht eher, als bis einer von ihnen zwischen den Eichbäumen des Waldes, worin sie waren, die Masten von ihren Schiffen erblickete. Man gab darauf dem Gallego von der Bosheit des Wegweisers Nachricht, und dieser machte sich gefaßt, ihn mit einer Lanze über den Hauffen zu stossen. Der ganz erschrockene Indianer gab aber durch Zeichen zu verstehen, daß er die Spanier wieder auf den rechten Weg bringen wolte. Er hielt auch sein Wort: doch wurden sie genöthiget, wieder umzukehren.

Das VI. Hauptstück.

Wie Ortis und Gallego einander begegnet.

Indem nun Ortis von Mucozo nach Hirriga ging, kam er auf eben den Weg, den Gallego genommen, und merckete an den Fußtapfen der Spanier, daß ihr Wegweiser sie aus Bosheit irre geführet. Damit er nun allen Lerm, den sie in der Stadt verursachen würden, wenn sie dahin kämen, bevor sie ihn gesprochen hätten, verhüten möchte; nahm er sich vor, ihnen mit seinem Hauffen zu folgen. Nachdem er nun einige Zeit marschiret hatte; entdeckete er den Gallego und dessen Gefährten auf einer grossen Ebene, an deren einer Seite ein dicker Wald lag. Die Indianer gaben so gleich den Rath, sich in den Wald zu begeben, weil man Gefahr lieffe, von den Christen übel begegnet zu werden, wenn sie von ihnen nicht für Freunde erkant würden, bevor sie ihnen nahe kämen. Allein Ortis bildete sich, ohne diesem Rath zu folgen, ein, es wäre genug, daß er ein Spanier wäre, und seine Landesleute würden ihn wohl kennen. Weil er aber auf Indianisch gekleidet war, nemlich mit einer mit Federn besteckten Müße, und einer kleinen Hose, nebst einem Bogen und Pfeilen in der Hand; so lief die Sache ganz anders ab, als er sich vorgestellet hatte. Denn so bald die Spanier ihn mit seinen Leuten sahen; verdoppelten sie ihren Marsch, verliessen ihre Ordnung, und stürmeten, ohne dem Gallego, der sie zurück rief, zu gehorchen, auf die Barbaren, die Ortis anführete, ein, und trieben sie mit ihren Lanzen in den Wald. Da aber die Indianer nicht Stand hielten;

ten; so wurde nur ein einziger durch einen Lanzenstoß in die Lende verwundet. Dieser Wilde, der seine Herzhaftigkeit sehen lassen wolte, war mit dem Ortis hinten geblieben, welchem denn Nieto mit der Lanze tapfer auf die Haut ging, ob er wohl anfänglich die Stösse mit seinem Bogen abhielt. Als iedoch Nieto, der hitzig und starck war, von neuen auf ihn eindrang; befürchtete Ortis, er möchte zu kurz kommen, fing also an, zu rufen: Xibilla, da er Sevilla sagen sollen. Er machte auch mit seinem Bogen das Zeichen des Kreutzes, damit man ihn für einen Christen erkennete, weil er solches in spanischer Sprache nicht sagen konte. Er hatte, seitdem er unter den Indianern war, seine Sprache so sehr verlernet, daß er nicht einmal den Namen Sevilien, aus welcher Stadt er gebürtig war, aussprechen konte. Eben dieses ist mir selbst begegnet. Denn weil ich niemand in Spanien angetroffen, mit dem ich meine Landessprache, nemlich die peruvianische, hätte reden können; so ist sie mir nun dergestalt aus dem Gedächtnisse gekommen, daß ich nicht einmal sechs bis sieben Worte nach einander vernemlich zu sprechen weiß. Unterdessen habe ich doch vormals mich in der indianischen Sprache so wohl ausdrücken können, daß sie, ausser den Yncas, die sie am besten reden, niemand zierlicher aussprach, als ich.

Um aber wieder auf den Ortis zu kommen, so hatte Nieto das Wort Xibilla kaum von ihm gehöret, als er ihn frug, wer er wäre. So bald er nun geantwortet, er wäre Ortis; nahm er ihn bey dem Arme, warf ihn hinter sich auf sein Pferd, und brachte ihn voller Freuden zum Gallego, der seine Leute, die in der Verfolgung der Indianer noch begriffen waren, wieder zusammen brachte. Ortis ging darauf selbst in den Wald, rief

seine Gefährten, und schrie ihnen mit vollem Halse zu, sie könten ganz sicher nur wieder zurück kommen. Allein einige, die in grosses Schrecken gesetzet worden, flohen nach der Stadt Mucozo, alwo sie alles, was vorgegangen war, berichteten; die übrigen aber, die nicht so furchtsam waren, und sich so weit nicht weg begeben hatten, gingen, wie sie den Ortis rufen höreten, einer nach dem andern aus dem Walde heraus. Sie verwünscheten alle seine übele Aufführung so sehr, daß sie ihm, wenn unsere Leute nicht gegenwärtig gewesen wären, Gewalt angethan hätten. Damit sie aber in etwas ihre Lust büsseten; schimpfeten sie ihn mit Worten, welche aber Ortis gegen die Spanier, die ihn ebenfals schalten, und Befehl gaben, daß man den verwundeten Indianer verbinden solte, aufs beste auslegete. Inzwischen fertigte er einen Boten an den Caciquen Mucozo ab, um ihm die Sorge zu benehmen, worein ihn die Flüchtlinge gesetzet hatten, und sie nahmen hierauf alle den Weg nach dem Lager zu.

Das VII. Hauptstück.

Mucozo besuchet den Feldherrn.

Es war schon ziemlich weit in die Nacht hinein, als Gallego im Lager ankam. Der Feldherr bestürzete über eine so geschwinde Wiederkunft, meinete also, es hätte sich ein grosses Unglück zugetragen. Er erholete sich aber gar bald wieder, als er den Ortis sahe, welchen er sehr höflich empfing, und ihm ein Wammes von schwarzen Sammet gab, welches doch Ortis nicht anziehen konte, weil er gewohnet war, nacket zu gehen. Er trug also nur ein blosses Hemd, eine Hose von Leinwand,

vand, eine Mütze, und Schuhe, und blieb in diesem Zustande zwanzig Tage, bis er almählig sich wieder zu kleiden gewöhnete. Soto empfing auch die Indianer sehr höflich, und sante hierauf iemand an den Caciquen ab, der ihm Danck abstatten muste, daß er ihm den Ortis zugeschicket hätte. Er befahl auch, selbigem zu sagen, er wäre ihm für das geschehene Anerbieten, daß er sich unter den Schutz der Spanier begeben wolte, sehr verbunden, und wolte es im Namen Carl V. seines Herrn, welches der vornehmste christliche Fürst wäre, mit Freuden annehmen.

Unterdessen kamen die Spanier zum Ortis, nahmen ihn in den Arm, wünscheten ihm Glück zu seiner Ankunft, und brachten die Nacht in Fröhligkeit zu. Endlich rief ihn der Feldherr zu sich, um sich bey ihm nach Florida umständlich zu erkundigen, und zu vernehmen, was er bey den Caciquen für ein Leben geführet hätte. Ortis erzählete ihm also, wie grausam er von den Hirniga gemartert worden, zeigete ihm die Narben, da man denn so gar Würmer aus denen Löchern kommen sahe, die ihm das Feuer gebrant hatte. Er sagte aber auch dabey, daß ihm Mucozo sehr wohl begegnet hätte. Unterdessen hätte er sich nicht unterstanden, sich weit zu entfernen, weil er befürchten müssen, daß ihn die Unterthanen dieses Caciquen umgebracht hätten, so daß er fast gar keine Erkentniß von selbigem Lande hätte, und nur so viel wüste, daß, ie tieffer man in solches hinein käme, desto fruchtbarer es wäre.

Währender Zeit, da Ortis mit dem Feldherrn redete, berichtete man ihm, daß sich Mucozo in Gesellschaft vieler Indianer dem Lager näherte. Man sahe ihn auch würcklich fast eben so bald ankommen, als es gemeldet wur-

wurde. Man führete ihn darauf zum Feldherrn, der er, wie alle übrige Officiers von der Armee nach einem jeden ihm von dem Ortis angedeuteten Range, grüssete. Hierauf wartete er dem Feldherrn auf, der ihn wegen der gegen den Ortis gehabten Güte mit vieler Freundschaft empfing. Allein Mucozo bezeugete: „Man wäre ihm wegen desienigen, was er gethan hätte, gar „nicht verbunden, weil er dazu als Cacique verpflichtet „gewesen. Er hätte darin nur auf sich gesehen, und „den Ortis nur deswegen abgeschicket, damit er verhinderte, daß die Truppen in seinen Landen keine Verwüstung anrichteten. Es wären daher seine Dienste „von schlechter Wichtigkeit. Inzwischen wäre er erfreuet, daß der Feldherr seine Aufführung wohl auslegte, da er für ihn besondere Hochachtung hätte. Er „bäte ihn bey dem Eyfer und der Grosmuth, die den „Spaniern so natürlich wären, daß er ihn in seinen „Schutz nehmen möchte. Er würde von nun an Carl V „und den Ferdinand von Soto für seine rechtmäßige „Herren erkennen. Er würde schon über sein Verdienst „belohnet, wenn er ihr Vasalle wäre, und wolte ihnen in Zukunft nach allem Vermögen dienen„. Porcallo und die übrigen Hauptleute verwunderten sich über den guten Verstand dieses Caciquen, erzeigeten ihm viele Ehre, und beschencketen ihn und sein ganzes Gefolge.

Das VIII. Hauptstück.

Die Mutter des Mucozo komt ins Lager.

Zween Tage nach des Mucozo Ankunft kam seine Mutter, die bey seiner Abreise von Hause nicht gegenwär-

wärtig gewesen war, und nimmermehr gelitten haben würde, daß er sich in der Spanier Gewalt übergeben hätte, den Soto zu besuchen. Die Traurigkeit leuchtete aus ihrem Gesichte hervor, und sie schien für Bekümmerniß, die sie ihres Sohnes wegen hatte, so voller Unruhe zu seyn, daß sie sich dem Feldherr nahete, und ihn beschwuhr, ihr den Mucozo wieder zu geben, weil sie befürchtete, man möchte ihm eben so begegnen, als dem Hirriga: wäre er aber zu dieser Ausschweiffung entschlossen; so wäre sie bereit, für ihren Sohn zu sterben. Der Feldherr empfing sie sehr höflich, und gab ihr zur Antwort: „Er wäre gar nicht Willens, dem „Mucozo das geringeste zu Leide zu thun, als welcher „alle gute Begegnung verdienete. Er wolte auch befehlen, daß man eines so grosmüthigen Sohnes wegen dessen Mutter alle Ehrerbietung erwiese. Sie „hätte deswegen nichts zu fürchten, sondern könte alles von der Grosmuth der Spanier hoffen„. Diese Worte gaben der guten Mutter wieder ein wenig Muth, und bewogen sie, im Lager zu bleiben. Allein sie war so mistrauisch, daß, wenn sie an des Feldherrn Tafel speisete, sie aus Furcht, vergiftet zu werden, eher von nichts aß, als bis es Ortis gekostet, und sie versichert hatte, daß keine Gefahr zu befürchten wäre. Dieses bewog einen Edelman des Generals, zu sagen: „Er „verwundere sich, daß sie sich für ihren Sohn zu sterben „erboten, da sie das Leben so lieb hätte„. Diese Dame, der man solches anzuhören gab, versetzete: „Es „wäre wahr, daß sie ihr Leben ganz ungemein lieb hätte; doch liebte sie ihren Sohn noch mehr, und würde „für dessen Erhaltung alles aufopfern. Daher bäte sie „den Feldherrn inständig, er möchte ihn zum Gegenstande aller seiner Inbrunst machen. Sie trüge ein

„hef-

„heftiges Verlangen, ihn mit sich zu nehmen. Und „kurz, sie könte ihr Gemüth nicht bezwingen, der Chri„sten ihren Worten zu glauben.

Der General erwiederte: „Es stünde in ihrem Be„lieben, sich weg zu begeben. Was aber ihren Sohn „beträfe; so fünde er einiges Vergnügen, unter den „Spaniern zu bleiben, als von welchen die meisten mit „ihm in einem Alter wären. Wenn er aber Lust be„kommen solte, wieder zurück zu kehren; so würde ihm „niemand darin entgegen seyn. Endlich betheure er „noch, daß ihr Sohn eher Ursache haben solte, sich „glücklich zu schätzen, als zu beklagen.

Auf diese Versprechungen verließ des Caciquen Mutter das Lager, bat aber zuforderst den Ortis, er möchte sich dessen erinnern, was er ihrem Sohne zu dancken hätte, und ihm in der Gefahr, worin sie ihn hinterliesse, gleiches mit gleichen vergelten. Der Feldherr muste nebst seiner ganzen Gesellschaft über dieses Mistrauen lachen, welches doch Mucozo mit solchem Verstande auszulegen wuste, daß die Lust dadurch noch grösser wurde. Damit er auch zeigen möchte, daß er den Spaniern gar wohl trauete; so blieb er noch acht Tage bey dem Soto, und unterredete sich mit ihm und seinen Officiers. Bald frug er nach dem Kayser, bald nach dem Frauenzimmer, bald aber nach den Gebräuchen und den Grossen von Spanien. Nachdem aber diese Zeit verflossen war, nahm er einen anständigen Vorwand, um wieder nach Hause zu kehren, und beurlaubete sich von den Spaniern mit vieler Höflichkeit. Allein er besuchete sie nachher wieder etliche mal, und beschenckete sie alle auf mancherley Weise.

Muco-

Mucozo war damals sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt. Er sahe von Gesichte wohl aus, war von schöner Leibesgestalt, und ließ in allen seinen Handlungen etwas grosses blicken, wodurch er denn aller derer-jenigen Hochachtung und Freundschaft erwarb, die ihn zu sehen und zu sprechen bekamen.

Das IX. Hauptstück.

Zurüstungen, um weiter ins Land zu dringen.

Unterdessen, da dieses vorging, sorgete der Feldherr für alles. Denn nachdem er den Mund- und Kriegesvorrath aus den Schiffen nach Hirriga, welche Stadt dem Meerbusen des heiligen Geistes am nächsten gelegen war, bringen lassen, sante er seine grösten Schiffe wieder nach Havana, und überließ seiner Gemahlin die völlige Gewalt darüber. Die übrigen behielt er auf den Nothfall zurück, und machte den Pedro Calderon, einen wachsamen und erfahrnen Kriegesmann, zum Befehlshaber derselben. Er suchete hierauf den Caciquen Hirriga zu gewinnen, weil er meinete, daß es keine Mühe kosten würde, die übrigen Herren des Landes, denen die Spanier nichts zu Leide gethan hatten, auf seine Seite zu bringen, und daß er sich überdem bey den Indianern dadurch in ein gutes Vertrauen setzen, auch unter seinen Landesleuten in grösseres Ansehen kommen würde. Wenn er also einige Gefangene bekam; so schickete er sie mit Geschencken dem Hirriga wieder zu, und ließ ihm sagen, daß er seine Freundschaft herzlich wünschete, und ihm wegen der erlittenen Beleidigungen alle Genugthuung verschaffen wolte. Allein der

Caci-

Cacique gab nur dieses zur Antwort: der ihm angethane Schimpf wäre so groß, daß er den Spaniern kein Gehör geben könte. Nichts destoweniger war doch dieses Verfahren des Soto von guter Würckung. Denn weil die bey der Armee befindlichen Knechte unter einer Bedeckung von dreißig bis vierzig Soldaten alle Tage auf Fütterung ausgiengen; so geschahe es einsmals, daß, wie sie nicht wohl auf ihrer Hut waren, die Indianer sie mit grossem Geschrey anfielen, sie in Unordnung brachten, einen Spanier, Namens Graiales, gefangen nahmen, und sich darauf wieder zurück zogen. Inzwischen sammelten sich aber unsere Leute wieder, und liessen dem Feldherrn von dem vorgegangenen Nachricht geben, welcher denn alsobald einige zu Pferde dem Feinde nachschickete. Nachdem sie nun zwo Meilen fortgeritten waren, trafen sie ihn an einem mit Schilfe umgebenen Orte an. Weil nun diese Barbaren blos darauf bedacht waren, sich mit ihren Weibern und Kindern lustig zu machen; so traten unsere Soldaten voller Wuth hinein, brachten sie in Schrecken, iugen sie in die Flucht, und nahmen die Weiber und Kinder gefangen. Graiales, welcher in dieser Verwirrung die Stimme seiner Landesleute vernommen hatte, lief mitten unter sie. Anfänglich kanten sie ihn nicht so gleich, weil er schon auf Indianisch gekleidet war. Wie sie aber sahen, daß er es war; so kamen sie mit den Gefangenen voller Freuden ins Lager zurück. Soto ergötzete sich hierüber ungemein, und frug nach den Umständen dieses Scharmützels. Graiales erzählete ihm also: „Die „Indianer wären nicht Willens gewesen, den Spa„niern Schaden zuzufügen, und hätten nur deswegen „mit Pfeilen geschossen, um sie in Schrecken zu setzen. „Weil sie nun selbige in Unordnung angetroffen hätten;

„so

„so wäre es ihnen leicht gewesen, einen Theil davon zu „tödten: doch hätten sie sich nur mit einem Gefangenen „begnügen lassen. Sie hätten ihm nicht allein gar „kein Leid gethan, sondern ihm noch dazu sehr höflich „begegnet, und ihn, nachdem sie ihm wieder einen „Muth gemacht, ganz verbindlich zum Essen genötiget„. Der Feldherr ließ also augenblicklich seine Gefangene vor sich kommen, und schickete sie, nachdem er sich für ihre ienem erzeigete gute Begegnung bedancket hatte, wieder zurück. Er betheurete ihnen aber auch noch, daß sie von den Spaniern nichts zu befürchten hätten, und bat sie, daß sie gegen seine Leute sich eben so bezeigen, und sie mit einander in gutem Einverständniß leben möchten. Denn er wäre nicht deswegen in ihr Land gekommen, daß er sich ihren Haß auf den Hals laden wolte, sondern um ihre Freundschaft zu erlangen. Diese Worte begleitete der Feldherr mit einigen Geschencken: die Indianer aber traten ihren Rückweg vergnügt wieder an.

Einige Zeit darauf trafen eben diese Indianer zween Spanier an, denen sie so viele Freyheit liessen, daß sie sich mit der Flucht davon machen konten. Ohne Zweifel war dieses Volck auf solche Art besänftiget worden, daß Soto ihrem Caciquen viele Höflichkeiten erwiesen hatte, und es hat auch nichts einen so grossen Eindruck in die Gemüther derer Menschen, als die Gewogenheiten, die man mit guter Art erzeiget.

Das X. Hauptstück.

Verfolg der Entdeckung.

Nachdem nun Ferdinand von Soto mit seinen Zurüstungen, um tieffer ins Land hinein zu dringen, ohngefehr drey Wochen zugebracht hatte; befahl er dem Gallego, mit sechzig Lanzknechten und eben so vielen Büchsenschützen nach der Landschaft Urribaracuri zu gehen. Gallego machte sich also dahin auf den Weg, und begab sich nach Mucozo, alwo ihn der Cacique mit Freuden empfing. Dieser beherbergete die Spanier eine Nacht, und that ihnen recht was zu gute. Wie sie aber den folgenden Morgen wieder aufbrechen wolten, baten sie ihn um einen Wegweiser. Allein Mucozo sagte ihnen: „Sie wären alzu ehrliebende Leute, als „daß sie sich seiner Freundschaft dazu bedienen wolten, „ihn zu nötigen, etwas wieder seine Ehre zu thun. Weil „Urribaracuri sein Vetter wäre; so würde ihn alle Welt „tadeln, wenn er ihnen iemanden zugeben wolte, der sie „in dessen Länder führete. Und wenn auch dieser Caci„que sein Verwanter nicht wäre; so dürfte er ihnen „doch darin nicht dienen, weil man ihn sonst für einen „Verräther des Vaterlandes halten würde, und wolte „er eher sterben, als ein solches einer Person von seinem „Stande so ungeziemendes Verbrechen begehen„. Ortis, welcher der Spanier Anführer war, gab ihm auf Befehl des Gallego zur Antwort: „Sie wolten seine „Freundschaft nicht misbrauchen. Sie verlangeten von „ihm nur einen Indianer, in welchen Urribaracuri ein „Vertrauen seßete, damit sie ihm sagen lassen könten, „wie er sich von ihrer Ankunft nichts Böses zu befürch„ten hätte; daß, wenn er auch weder Frieden, noch

„Bünd-

„Bündniß mit ihnen schliessen wolte, sie dennoch Befehl „hätten, seine Landschaft in Betrachtung des grosmüthi„gen Mucozo, dessen Freunde und Verwante sie hoch „hielten, nicht zu verwüsten; und daß sie aus Liebe zu „ihm auch in dem Lande ihres geschwornen Feindes, „des Caciquen Hirriga, keinen Unfug verübet hätten„. Mucozo versetzete hierauf: „Er wäre den Spaniern „sehr verbunden: und weil er ihre Absichten nun wüste; „wolte er ihnen einen Wegweiser nach ihrem Verlan„gen mitgeben„. Sie brachen also mit dem Caciquen sehr wohl zufrieden von Mucozo auf, und kamen in vier Tagen in das Land Urribaracuri, welches ohngefehr siebenzehen Meilen von Mucozo gelegen war. Weil nun Urribaracuri mit seinen Unterthanen in die Wälder geflohen war; so fertigten die Spanier ihren Wegweiser an ihn ab, und liessen ihm ein Bündniß anbieten. Allein nachdem er ihn ganz leutselig angehöret hatte, sante er ihn wieder zurück, ohne das geringste zu beschliessen.

Unter Weges, welcher von Hirriga bis Urribaracuri fünf und zwanzig Meilen lang ist, trafen sie viele Weinstöcke, Fichten, Maulbeer- und andere den spanischen ähnliche Bäume an. Sie kamen auch durch einige Länder, worin sie verschiedene Moräste, Hügel, Hölzer, und sehr angenehme Ebenen fanden. Gallego sante davon an den Feldherrn eine genaue Erzälung, und berichtete ihm, daß die Armee drey bis vier Tage um Urribaracuri Lebensmittel finden könte. Unterdessen aber, daß der Bote sich nach dem Soto verfüget, wollen wir erst melden, was sich in dem Lager zugetragen hat.

Das XI. Hauptstück.

Was dem Porcallo für ein Unfall begegnet.

Auf die Nachricht, daß Hirriga in einem nahe bey dem Lager gelegenen Walde wäre; nahm sich Porcallo wieder die von dem Feldherrn ihm geschehene Vorstellungen vor, diesen Caciquen in seine Gewalt zu bringen. Er begab sich also mit einigen Reutern und Fußvölckern fort, und hoffete, ihn entweder in seine Gewalt zu bekommen, oder ihn zu zwingen, um Frieden zu bitten. Wie Hirriga von dieser Unternehmung Nachricht erhielt; ließ er den Porcallo etlichemal warnen, sich nicht weiter zu begeben, weil ihn die Moräste und andere Beschwerlichkeiten des Weges, den er bis zu ihm zurück legen müste, bedeckten: Er riethe ihm dieses nicht aus Furcht, sondern aus Erkentlichkeit über das ihm gemachte Vergnügen, daß man seiner Länder geschonet, und seine Unterthanen nicht mishandelt hätte. Allein Porcallo verachtete diese Warnung und glaubete, der Cacique fürchte sich, und könte ihm nicht entgehen. Dieserwegen verdoppelte er seinen Marsch, sprach seinen Soldaten einen Muth ein, und gelangete darauf an einen sumpfichten Ort, woselbst er, als die andern Schwürigkeit machten, hinnein zu gehen, seinem Pferde die Sporren gab, und im Fortreiten viele von seinen Leuten nötigte, ihm zu folgen. Allein er war noch nicht weit gekommen, als seinem Pferde die Kräfte entgingen, und es zu Boden fiel. Weil er nun mit seiner schwehren Rüstung unter das Pferd zu liegen kam, und man ihm wegen der Tieffe des Moraſtes nicht helfen konte; so war es ein ungewöhnliches Glück für ihn, daß er nicht

um-

umkam. Wie er also sahe, daß er, ohne einmal zum Treffen zu kommen, und ohne Hofnung, den Caciquen gefangen zu nehmen, überwunden worden; kehrete er voller Zorn wieder um, indem er überlegte, was er für ein ruhiges Leben zu Trinidad führen könte, und was für Beschwerlichkeiten die Spanier, die nur noch im Anfange ihrer Eroberung wären, würden erdulden müssen. So bedachte er auch, daß er Ehre genug erworben, und er sich in seinem Alter nicht so liederlicher Weise der Gefahr blos geben müste: daher er denn glaubte, es würde ihm nicht schimpflich seyn, wenn er sich von der Armee trennete, und die Ehre der Unternehmung den iungen Leuten überliesse, indem diese es nötig hätten, durch die Waffen Ruhm zu erlangen. Sein Unglück ging ihm auch in der That so sehr zu Herzen, daß er davon so wohl, wenn er allein war, als wenn er iemand um sich hatte, redete. Er sprach ganz laute den Namen Hirriga und Urribaracuri aus. Er versetzete auch bisweilen deren Buchstaben, und schrie Huri Harri Siga Siri Bartacora Huri, und sagte dabey: „Er wünschete das Land zu allen Teufeln, in welchem die ersten „Namen, die er gehöret hätte, so fürchterlich wären. „Man müste sich von denenienigen nichts gutes vermuthen, die solche führeten. Ein ieder könte immerhin „sich seines Nutzens wegen Mühe geben: was aber ihn „beträfe; so ginge ihn das Glück weiter nichts an „. In dieser Unruhe kam Porcallo wieder ins Lager. Nachdem er nun alda um Erlaubniß gebeten, wieder nach Trinidad zu kehren; so gab man ihm ein Schiff. Bevor er dieses aber würcklich bestieg, theilete er seine Ausrüstung unter einige Soldaten, die er liebete, aus. Den Truppen ließ er allen ihm gehörigen Mund- und Kriegesvorrath, und wolte, daß sein natürlicher Sohn

Suarez von Figueroa, den er sehr wohl ausstaffierete, den Soto in seiner Unternehmung begleitete. Figueroa gehorchete seinem Vater mit Freuden, und ließ keine Gelegenheit vorbey, Proben seiner Herzhaftigkeit zu geben. Allein es begegnete ihm das Unglück, daß ihm die Indianer seine Pferde tödteten, und ihn verwundeten, und von der Zeit an ging er beständig zu Fusse, wolte auch weder von dem Feldherrn, noch seinen Hauptleuten etwas annehmen. Diese Aufführung misfiel dem Soto sehr, der ihm oft nachdrücklich zuredete, von ihm so viel anzunehmen, daß er sich wieder beritten machen könte. Doch Figueroa zog sich dieses für einen Schimpf an, und man konte ihn zu nichts bewegen.

Das XII. Hauptstück.

Bericht des Gallego.

Es war ohne Zweifel ein Zeichen der Leichtsinnigkeit, daß Porcallo die Armee verließ, so wie er seine Ehrbegierde hatte blicken lassen, als er mit Hinterlassung seines Hauses und seiner Ruhe dem Feldherrn gefolget war. So gewiß ist es, daß die Entschliessungen, die man in wichtigen Sachen ohne vorgängige Ueberlegung nimt, denen, die sie ausüben, zur Beschämung gereichen. Hätte Porcallo sich, ehe er etwas vorgenommen, wohl bedacht; so würde er nicht einen Theil seiner Güter und seiner Ehre verlohren haben. Allein oft bilden sich reiche Leute ein, daß sie andere eben so sehr am Verstande, als an Glücksgütern übertreffen, und in dieser irrigen Meinung nehmen sie von keinem Menschen einigen Rath an.

Kaum

Kaum war Porcallo fortgereiset, als der Bericht des Gallego ankam. Dieser verursachete im Lager eine grosse Freude, weil er die Eroberung von Florida hoffen ließ. Unter andern war auch darin angemerket, daß drey Meilen ienseits Urribaracuri ein sehr gefährlicher Morast wäre: worüber aber die Spanier noch muthiger wurden. Sie sagten, GOtt habe den Menschen Muth und Geschicklichkeit gegeben, die Hinderniße zu überwinden, die sich ihren Absichten entgegen stelleten. Auf diese Nachricht ließ der Feldherr kund machen, daß man sich innerhalb dreyen Tagen zum Aufbruch bereit halten solte, und fertigte dreißig zu Pferde unter dem Befehl des Sylvesters ab, die dem Gallego melden solten, daß er ihm bald folgen würde. Inzwischen besetzete er die Stadt Hirriga mit vierzig Lanzknechten und achtzig Büchsenschützen. Nachdem er nun alda zur Bewahrung der Schiffe und des Kriegesvorraths den Calderon bestellet hatte; befahl er ihm, mit seinen Nachbaren den Frieden zu unterhalten, mit dem Mucozo das gute Vernehmen fortzusetzen, und ohne seinen Willen den Platz nicht zu verlassen. Hierauf brach der Feldherr mit den übrigen Völckern von Hirriga auf, nahm seinen Weg nach Mucozo, und entdeckete den dritten Tag des Morgens diese Stadt. Als der Cacique von seiner Ankunft Nachricht bekam, ging er ihm entgegen, nahm ihn mit Freuden auf, und bot ihm sein Haus an. Weil aber der Feldherr befürchtete, er möchte ihm beschwehrlich fallen; so versicherte er ihn, daß er unmöglich sich aufhalten könte. Nachdem er ihm nun die Besatzung zu Hirriga empfohlen hatte; danckete er ihm für alle Güte, die er gegen die Spanier gehabt. Mucozo küssete ihm mit grosser Ehrerbietung die Hände, und sagte zu ihm mit thränenden Augen, er könte nicht hin-

länglich zu erkennen geben, welches von beyden ihm empfindlicher wäre, das Vergnügen, ihn gekant zu haben, oder das Misvergnügen, ihn abreisen zu sehen, ohne ihm folgen zu können. Er beschwuhr ihn auch, ihn in gutem Andencken zu behalten, und legete auch den vornehmsten Officiers bey der Armee seine Höflichkeiten ab. Der Feldherr verfolgete seinen Weg nach Urribaracuri, ohne daß ihm etwas merckwürdiges begegnet wäre, und marschirete beständig von Norden nach Osten. Unterdessen muß ich gestehen, daß mir sein genommener Weg nicht so genau bekant ist, daß man bey dessen Bemerkung niemals einen oder den andern Fehler antreffen solte. Die Ursache davon ist aber nicht diese, daß ich mich nicht bemühet hätte, die Landeshöhe zu erkundigen, sondern weil ich von solchen keine so genaue Nachricht, als ich wohl gewünschet, erhalten können, indem die Spanier mehr bedacht gewesen, Gold und Silber in Florida zu suchen, als die Lage der Oerter zu nehmen.

Das XIII. Hauptstück.

Uebergang über den Morast.

Als der Feldherr zu Urribaracuri, alwo Gallego seiner wartete, ankam; hörete er, daß der Cacique in die Wälder geflohen wäre. Er schickete so gleich zu ihm, und ließ ihn bitten, ein Bündniß mit den Spaniern zu errichten. Wie aber dieser Barbar von nichts hören wolte; ließ Soto einen grossen und breiten Morast, der ihm im Wege lag, erkundigen. Hier erfuhr er nun, daß der Grund seiner Ufer nichts taugete, und in der Mitte so viel Wasser wäre, daß man zu Fusse nicht durchkom-

kommen könte. Nichtsdestoweniger suchete man so lange, daß man nach acht Tagen einen Weg fand. Als nun der Feldherr sich mit der Armee dahin begab, war es ihm leicht, durchzukommen. Weil aber dieser Weg enge und lang war; so brachte er mit dem Uebergange einen ganzen Tag zu, und schlug eine halbe Meile von da in einer grossen Ebene sein Lager auf. Den folgenden Tag ließ er nach dem Wege Erkundigung einziehen, da er denn die Nachricht erhielt, daß man wegen des grossen Wassers, das alle Felder überschwemmet hätte, nicht weiter kommen könte. Hierauf nahm er hundert Reuter und eben so viele Fußvölcker zu sich, und ließ seine übrigen Truppen unter dem Befehle des Moscoso, seines Obersten, zurück, setzete wieder über den Morast, und ließ einen andern Uebergang suchen. Unterdessen griffen die in einem Walde verstecketen Indianer den Soto und seine Leute an, schossen auf sie, und zogen sich so gleich in den Wald zurück. Die Spanier aber verfolgeten sie, und tödteten immer einige, oder nahmen welche gefangen. Diejenigen, die sich also in Feindes Gewalt sahen, wolten sich aus ihren Händen wieder los wickeln, erboten sich derowegen, den Spaniern den Weg zu zeigen, und führeten sie mitten durch den Hinterhalt der Barbaren, welche mit Pfeilen heftig auf sie einschossen. Diese Bosheit wurde aber endlich entdecket, und es wurden viere, die darunter am strafbarsten waren, den Hunden vorgeworfen. Dieses erschreckete die übrigen dergestalt, daß sie anfingen, ihre Schuldigkeit besser in acht zu nehmen, und die Leute des Feldherrn auf einen Weg brachten, auf welchem sie, nachdem sie vier Meilen zurück geleget hatten, über dem grossen Moraste an einen Durchgang kamen, dessen Anfang und Ende trocken war. Allein eine Meile hatten sie Wasser

bis unter die Arme, und in der Mitte, alwo die Durchfahrt hundert Schritte lang war, war der Weg auch nicht gar angenehm. Denn die Feinde hatten an diesem Orte eine sehr schlechte Brücke von zweenen dicken ins Wasser gefallenen Bäumen, welche von einigen in die Erde geschlagenen Pfählen unterstützet wurden, und von etlichen quer über gelegten Stücken Holz, nebst einer Art von Geländern gemacht.

So bald der Feldherr diese Brücke gewahr wurde; befahl er dem Pedro Moron, und dem Diego von Oliva Metis, welches vortrefliche Schwimmer waren, daß sie hingehen, und die Zweige der Bäume, welche die Brücke nur verwirreten, abhauen, auch alles das thun solten, was sie nur zur Bequemlichkeit des Ueberganges für nötig befinden würden. Diese richteten den Befehl sehr wohl aus. Wie sie aber mitten in ihrer Arbeit waren; kamen die Indianer, die sich zwischen dem Schilfe versteckt hatten, in einigen Nachen zum Vorschein, und schossen auf sie. Moron und sein Gefährte sprungen von der Brücke herunter, und schwummen in die Kreuß und in die Quere; wurden aber dabey leicht verwundet, ob sie gleich noch glücklich davon kamen. Unterdessen erstauneten doch die Indianer über die Herzhaftigkeit dieser beyden Männer, und erkühneten sich nicht, sich weiter blicken zu lassen; die Spanier aber brachten die Brücke zu Stande. Zween Büchsenschüsse höher hinauf trafen sie einen Ort an, da die Reuterey übersetzen konte. Der Feldherr ließ seinem Obersten, dem Moscoso Nachricht davon geben, mit dem Befehle, den übrigen Theil der Armee auch marschieren zu lassen, und ihm geschwinde Lebensmittel zuzuschicken. Dem Sylvester, welchen man deswegen dahin sante, wurde

auf-

aufgetragen, den Vorrath unter einer Bedeckung von dreißig Speerreutern abzuholen, und den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen. Denn Soto versprach, seiner zu warten, und sagte ihm, daß, ob er gleich einen weiten und beschwehrlichen Weg hätte, er dennoch alles von ihm hoffete. Sylvester setzete sich also auf ein vortreffliches Pferd, welches man für ihn bereit hielt, und traf den Lopez Cacho an, dem er im Namen des Feldherrn befahl, ihn zu begleiten. Cacho entschuldigte sich, daß er ganz matt wäre, und bat ihn, einen andern dazu zu erwählen. Weil ihm aber Sylvester immer heftiger zuredete; so gab er nach, setzete sich zu Pferde, und reisete mit ihm, wie die Sonne eben untergehen wolte, fort.

Das XIV. Hauptstück.

Sylvester überbringet den Befehl des Feldherrn den Moscoso.

Sylvester und Cacho, welche beyde nicht über zwantzig Jahre alt waren, verachteten mit grosser Herzhaftigkeit alle Gefahr, die ihnen zustossen konte. Anfänglich legten sie, weil sie schönen Weg hatten, und keine Indianer antrafen, vier bis fünf Meilen ungehindert zurück. Endlich aber fanden sie wegen des Morastes sehr beschwehrliche Wege, aus welchen sich heraus zu wickeln sie alle Hofnung verlohren. Sie kanten die Gegend des Landes nicht, musten also auf gerathe wohl fortreiten, und sich bemühen, sich derer jenigen Oerter wieder zu erinnern, wohin sie das erstemal mit ihrem Feldherrn gekommen waren, und hierin thaten ihnen ihre Pferde gute Dienste. Denn diese, die ihren eigenen

Trieb

Trieb zum Wegweiser hatten, nahmen den Weg wieder, den sie vorhin gekommen waren, und bückten den Kopf nieder, um ihren Hufstritt zu erkennen. Cacho und sein Gefährte, die dieses nicht merketen, hielten sie fest im Zügel. Allein ihre Pferde suchten nach ihrer Art den Weg immer wieder. Sie schnaubeten, wenn sie ihn verlohren hatten, so heftig, daß zu befürchten war, es möchte ihr Geräusch die auf ihnen sitzende Reuter entdecken. Des Sylvesters Pferd führete sie am aller sichersten. Es war solches vortreflich gezeichnet. Die Farbe war Castanien braun, der lincke Forderfuß weiß, und es hatte an der Stirne einen weissen Flecken. Des Cacho Pferd war gelbroth, mit schwarzen Füssen, doch war es so gut nicht, als des Sylvester seines. Dieser, nachdem er seines Pferdes Handlung bemerket hatte, ließ es darauf nach seiner Fantasie gehen. In solchem Zustande, welcher sich ohne Zweifel besser vorstellen, als beschreiben lässet, warem nun Sylvester und Cacho.

Diese Reuter marschiereten also die ganze Nacht, ohne einen gewissen Weg zu halten, und waren ganz matt und müde. So plagte sie auch der Hunger, weil sie in zween Tagen nichts, als nur ein wenig Hirsen, gegessen hatten. Ueberdem waren auch ihre Pferde ganz Kraftlos, weil sie seit dreyen Tagen keinen Augenblick Ruhe gehabt, und ihnen der Zügel nicht vom Halse gekommen war, als nur auf eine gar kurze Zeit, da man sie weiden lassen. Die Vorstellung des Todes, welchen die beyden Reuter vor Augen sahen, bewog sie, ihren Pferden immer die Sporn zu geben, und alle Schwührigkeiten zu überwinden. Auf beyden Seiten ihres Weges fanden sich Hauffen von Indianern, welche sie vermittelst des Feuers gewahr wurden, das diese

Bar-

Barbaren, die wechselsweise aufsprungen, und ein grosses Geschrey machten, angezündet hatten. Man weiß nicht, ob sie damals eben ein Fest gefeyert haben, oder es nur ein schlechter Schmauß gewesen, ob sie gleich die ganze Nacht schrien, und dadurch machten, daß sie die Pferde nicht vernahmen, und auf ihre Hunde nicht acht gaben, die ein ungewöhnliches Gebelle anfingen. Denn hätten sie den Sylvester und Cacho entdecket; so würden sie sich ohne Zweifel Mühe gegeben haben, sie in ihre Gewalt zu bekommen.

Nachdem nun diese Reuter mit grosser Furcht und Mühe zehen Meilen zurück geleget hatten; bat Cacho den Sylvester, er möchte ihm entweder das Leben nehmen, oder ihn schlafen lassen, und betheurete ihm, daß er unmöglich weiter kommen, noch sich länger auf dem Pferde halten könte. Sylvester gab ihm trotzig zur Antwort: „Er möchte denn immer schlafen, weil er „mitten in der Gefahr, die ihnen drohete, nicht einmal „die Macht hätte, sich eine Stunde des Schlafes zu „erwehren. Sie wären ia nicht weit mehr von dem „Uebergange des Morastes, und hätten ohnstreitig den „Tod zu gewarten, wenn sie solchen nicht noch vor an„brechendem Tage zurück legten„. Cacho fiel hierauf, ohne zu hören, was man ihm sagte, nicht anders, als ein todter Mensch, vom Pferde herunter. Sylvester grif alsobald dem Pferde seines Reisegefährten in den Zügel, und nahm dessen Lanze. Allein in dem Augenblicke wurde es sehr finster, und es fing sehr stark an zu regnen, welches aber den Cacho doch nicht ermunterte, so grosse Gewalt hatte der Schlaf über ihn. So bald der Regen vorbey war, klärete sich das Wetter auf, der Tag brach an, und Sylvester war in der äuserstenVer-

zwei-

zweifelung, daß er den Anbruch des Tages nicht eher gewahr worden. Unterdessen aber, da sein Gefährte der Ruhe genoß, wäre er selbst bald auf dem Pferde eingeschlafen. Hiebey erinnere ich mich, daß ich einen Ritter gekant habe, der bey die vier Meilen im Schlafe marschirete, und nicht aufwachete, ob man gleich mit ihm redete, und er so gar in Gefahr stund, von seinem Pferde getödtet zu werden. So bald nun Sylvester den Tag erblickete, rief er dem Cacho, stieß ihn, um ihn aufzuwecken, mit dem äussersten Ende der Lanze an, und sagte zu ihm, daß, weil er alzulange geschlafen hätte, es fast unmöglich wäre, denen Händen der Barbaren zu entgehen. Cacho stieg also wieder zu Pferde, und ritte mit dem Sylvester im kurzen Galoppe weiter. Allein der Tag entdeckete sie, und alsobald hörete man auf beyden Seiten des Moraستes nichts, als Schreyen, Trompeten, Trommeln, und andere Instrumente. Die Indianer kamen zwischen dem Schilfe in kleinen Nachen hervor, verlegten den Weg, und erwarteten die beyden Spanier, welche aber, anstatt den Muth zu verlieren, sich durch das Andencken derienigen Gefahr, deren sie sich kurz zuvor blos gestellet hatten, wieder ermunterten, und sich mit grosser Kühnheit ins Wasser, wo sie durch musten, warfen. Man schoß zwar einen ganzen Hagel von Pfeilen hinter ihnen her: weil sie aber tapfer darauf los ritten, und wohl bewafnet waren; so kamen sie ohne Wunden davon. Dieses war ein ganz besonderes Glück, weil man sehr heftig auf sie losschoß. Unterdessen höreten die nicht gar weit von dem Moraste entferneten Truppen den von den Barbaren gemachten Lerm: und da man deswegen sogleich ein Misdüncken bekam; so wurden dreißig Reuter abgeschicket, die sich darauf nach dem Durchwege verfügeten.

Tovor

Tovor ritte vor solchen auf einem schönen Pferde her. Dieser hatte Herz, und war ehrbegierig. Denn ob er gleich wohl wuste, daß er bey dem Soto nicht gut angeschrieben war, und seine Thaten in keine Betrachtung kommen würden; so unterließ er doch nicht, sich wohl zu halten. Doch dieses brachte ihn dennoch bey dem Feldherrn nicht wieder in Gnaden: vielmehr hatte es das Ansehen, daß es diesen verdroß, so viele Tapferkeit bey einem Menschen zu erblicken, den er so sehr verabscheuete. Tovor hätte auch besser gethan, wenn er des Soto Dienste verlassen hätte, als daß er darauf bestund, dessen Freundschaft wieder zu erlangen. Denn die Grossen vergeben selten, wenn sie sich überreden, daß man sie beleidiget habe.

Das XV. Hauptstück.

Sylvesters Zurückkunft.

Als nun die Indianer die beyden Spanier ausser dem Wasser verfolgeten; wurden sie den Entsatz gewahr, und zogen sich aus Furcht, daß man ihnen sehr übel mitspielen würde, zurück. Sylvester kam also im Lager an, alwo ihn Moscoso empfing, welcher, nachdem er des Feldherrn Befehl vernommen hatte, mit grosser Sorgfalt Lebensmittel aufsuchen ließ, und dreißig Reuter zur Bedeckung befehligte. Unterdessen hielt sich Sylvester ohngefehr drey Viertelstunden da auf, binnen welcher Zeit er etwas Käse genoß, weil man daselbst nichts anders haben konte. Wie nun alles bereit war; trat er mit seiner Bedeckung den Rückweg an, und nahm zween mit Käse und Zwieback beladene Mauleſel mit sich. Tacho, der keinen Befehl hatte, wieder zurück zu kommen,

men, blieb bey dem Moscoso, welcher seinen Leuten be-
fahl, sich marschfertig zu halten. Unterdessen setzete Syl-
vester mit seiner Bedeckung über den Morast, ohne daß
der Feind Mine gemacht hätte, sie anzugreiffen, und sie
kamen zwo Stunden in die Nacht an dem Orte, wo der
Feldherr ihrer warten solte, an. Als sie ihn aber da
nicht mehr funden, wurden sie sehr verdrießlich, und
richteten ihr Lager auf folgende Art ein. Einen Theil
der Nacht musten zehen Reuter auf Kundschaft ausge-
hen. Eine gleiche Anzahl hielt die Wachte, und ließ
die Pferde mit Sattel und Zeuge weiden; die übrigen
aber schlieffen unterdessen ein wenig, damit ein ieder
wechselsweise arbeiten, und der Ruhe geniessen könte,
und man von dem Feinde nicht überfallen würde. So
bald der Tag angebrochen war, entdeckete man den
Weg, den der Feldherr über den Morast (32) genom-
men hatte. Sie gingen also, noch ehe die Indianer den
Weg besetzen konten, gleichfals über. Denn hätten sich
diese dessen erst einmal bemächtiget; so würden die
Spanier Mühe gehabt haben, ihn wieder zu gewinnen,
weil sie gezwungen gewesen wären, im Wasser bis an
die Achseln zu streiten, ohne sich einmal zurück ziehen,
oder mit Vortheil angreiffen zu können, dahingegen die
Feinde, die mit Kähnen, welche sie sehr geschwinde zu
führen wusten, versehen waren, nach ihrem Gefallen in
der Nähe und Ferne schiessen können. Unterdessen lies-
sen sie doch diese Gelegenheit aus denen Händen, ob
man gleich dessen Ursache nicht weiß, es wäre denn, daß
das seine Richtigkeit hätte, was man von ihnen behau-
ptet, daß sie nemlich gewisse glückliche Stunden in acht
nehmen, in welchen sie sich in ein Treffen einlassen.
Nachdem sie nun endlich sechs Meilen marschiret waren,
fand

(32) Der Morast war nemlich an einigen Orten trocken.

fand die Bedeckung den Soto in einigen Thälern, die voller Hirsen (33) stunden, welcher so hoch war, daß man ihn zu Pferde abschneiden konte. Weil sie nun sehr hungerig waren; assen sie ihn rohe, und dancketen GOtt, daß sie noch so glücklich gewesen waren. Der Feldherr empfing den Sylvester mit Freuden: und als er von ihm vernahm, was er für Beschwerlichkeiten ausgestanden, lobete er ihn öffentlich, und versprach ihm, seine Dienste zu vergelten. Er sagte ihm hierauf, er wäre deswegen an dem bestimmeten Orte nicht geblieben, weil sich seine Leute des Hungers nicht länger erwehren können, und er geglaubet, daß ihn die Barbaren auf dem Wege umgebracht hätten. Wie er nun aufgehöret hatte, zu reden, berichtete man ihm, daß Moscoso über den Morast gegangen wäre, ohne daß sich der Feind dawieder gesetzet hätte, und daß, nachdem er in dreyen Tagen an eine auf der andern Seite gelegene Strasse gelanget wäre, er noch drey Tage solche, weil sie lang und voll Wasser gewesen, zurück zu legen zugebracht hätte. So bekam er auch Nachricht, daß Moscoso und seine Truppen Mangel an Lebensmitteln litten. Er sante ihnen also Hirsen zu, und setzete sie dadurch in grosse Freude: worauf diese sich in die Landschaft Acuera begagen, alwo sich der Feldherr damals befand.

Das XVI. Hauptstück.

Von der Landschaft Acuera.

Das Land Acuera lieget in Ansehung der Landschaft Urribaracuxi, von welcher es ohngefehr zwanzig Meilen ent-

(33) Vermuthlich verstehet der Verfasser durchgehends in dieser Geschichte unter dem Namen: Hirsen, oder grossen Hirsen, das so genannte indianische Korn.

entfernet ist, gegen Mitternacht. Weil aber der Cacique von Acuera auf die Ankunft der Truppen in seine Provinz die Flucht genommen hatte; so wurden einige gefangene Indianer an ihn abgefertiget. Diese hatten Befehl, ihn dahin zu bewegen, daß er mit den tapfern Spaniern, die seine Länder und Unterthanen zu Grunde richten könten, ein Bündniß machte. Sie hätten sich aber bis dahin noch dessen enthalten, weil ihre Absicht nur wäre, die Landeseinwohner mit Gelindigkeit unter den Gehorsam des Königs von Spanien, ihres Herrn, zu bringen, und dieserwegen verlangeten sie, mit ihm zu reden, und ihm von dem aufhabenden Befehle, sich mit denen Caciquen in Handlung einzulassen, Nachricht zu geben. Acuera gab hierauf zur Antwort: „Da die „Spanier schon ins Land gekommen wären; so erkennete „er sie für blosse Landstreicher, die sich vom Raube neh„reten, und dieienigen umbrächten, die ihnen nichts zu „Leide thäten. Mit einer so abscheuligen Völckerschaft „verlange er weder Friede, noch Umgang und Handlung „zu haben. Sie würden, so tapfer sie sich auch hielten, „doch Leute finden, die ihnen nichts nachgäben. Er „kündigte ihnen von nun an den Krieg an, und wolte „sich doch in keine Schlacht mit ihnen einlassen. Er „wolte ihnen aber so manchen Hinterhalt stellen, daß sie „dadurch gänzlich würden aufgerieben werden. Er hätte „so gar befohlen, daß man ihm alle Woche zween Chri„stenköpfe liefern solte, durch welches sichere Mittel er „sie um desto leichter zu vertilgen gedächte, da sie keine „Weiber hätten. Was den Gehorsam beträfe, den sie „ihrem Prinzen geleistet wissen wolten; so müsten sie „wissen, daß es für freye Leute sehr niederträchtig wäre, „sich unter eine fremde Botmäßigkeit zu begeben. Er „wolte mit allen seinen Unterthanen eher das Leben, als

„die

, die Freyheit verlieren, und würden sie von einem un-
, unterworfenen Herrn keine andere Antwort zu erwar-
, ten haben. Sie möchten also nur geschwinde sein
, Land meiden. Sie wären elende Leute, daß sie sich
, um eines andern Willen aufopferten. Er schätzete
sie also seiner Freundschaft unwürdig, und wolte weder
, von ihren Befehlen wissen, noch sie länger in seinen
, Länder leiden „. Der Feldherr erstaunete über diesen
Stolz, und suchete auf mancherley Weise, den Caciquen
u gewinnen, obgleich alles vergeblich war. Die Armee
lieb zwanzig Tage in dieser Landschaft, welche sehr
ruchtbar befunden wurde, und man versahe sich daselbst
nit nötigen Lebensmitteln, um den Zug weiter zu neh-
nen. Unter dieser Zeit lagen die Indianer den Spa-
iern so in denen Eisen, daß kein Soldat sich auf hun-
ert Schritte vom Lager entfernen konte, der nicht getöd-
t wurde. Alsdenn hieben sie, wenn man sie nicht
eschwinde wegtrieb, ihm augenblicklich den Kopf ab,
nd brachten ihn ihren Caciquen. Sie waren in der
That sehr erbittert. Denn sie gruben bey Nachtzeit die
odten Leichname der Christen wieder auf, viertheileten
e, hingen sie oben an die Bäume, und richteten die
Befehle ihres Herrn mit solcher Herzhaftigkeit ins
Werck, daß sie ihm achtzehen Soldatenköpfe brachten,
ieienigen nicht einmal mit gerechnet, die sie mit
Pfeilen erschossen und verwundeten. Sie selbst aber
etteten sich, nachdem sie den Anfall gethan, sehr oft
nit der Flucht, und unsere Leute tödteten ihrer nicht
nehr, als ohngefehr funfzig.

Das XVII. Hauptstück.

Einzug der Spanier in die Landschaft Ocaly.

Die Armee brach von Acuera auf, ohne daß sie etwas anders ausgerichtet hätte, als daß sie einige Indianer umgebracht. Sie nahm ihren Weg nach der Landschaft Ocaly, welche von iener zwanzig Meilen gelegen war, und marschirete immer Nordost. Sie muste durch eine zwischen beyden Ländern gelegene Wüste, welche ohngefehr zwölf Meilen lang, und voller Nußbäume, Fichten, und anderer in Spanien unbekanten Bäume war, die aber von einander in so gleicher Weite gesetzet waren, daß sie mit Fleiß so gepflantzet zu seyn schienen, und also einen angenehmen Lustwald machten.

Man fand in Ocaly lange nicht so viele Sümpfe und böse Wege, als in denen andern Ländern. Denn weil dieses Land weit höher, und von der Seeküste mehr entfernet war; so konte das Meer dahin nicht kommen. Da aber die andern Landschaften selbigem näher, und auch niedriger waren; so wurden sie von dem Meere an einigen Oertern auf dreißig, an andern auf vierzig, funfzig, sechzig, bisweilen auch hundert Meilen überschwemmet. Es machte alda grosse Moräste, und das Erdreich war so unsicher, daß man fast unmöglich darüber hingehen konte. Die Spanier sind in der That auf so schlimme Wege gekommen, daß, so bald sie nur einen Fuß auf die Erde setzeten, diese sich zwanzig bis dreißig Schritte umher bewegete, und doch ließ es, als wenn ein Pferd darüber hin galoppiren könte. Man würde nimmermehr geglaubet haben, daß dieses etwas

anders

anders gewesen wäre, als verhärteter Schlamm, unter welchem sich Wasser und Koth gefunden. Unterdessen war es doch gewiß, daß, wenn die Oberfläche einbrach, Mann und Pferde hinunter suncken, und ohne Hülfe ersäuffet wurden. Man hatte also sehr vieles auszustehen, wie man über diese Oerter gehen muste.

Um aber wieder auf das Land Ocaly zu kommen, so fanden die Spanier alda mehr Lebensmittel, als in den übrigen Provinzen. Das Erdreich war da besser, und das Land mehr angebauet. Sie bemerketen auch, daß, je weiter die Länder vom Meere lagen, desto bevölckerter und an allerhand Früchten reicher sie waren.

Wie nun die Truppen die zwischen den beyden Landschaften gelegene Wüste durchzogen hatten, hatten sie noch sieben Meilen. Unter Weges trafen sie einige hin und wieder zerstreuete Häuser an, und kamen darauf in die Hauptstadt, die auch Ocaly genant wurde, alwo der Cacique Hof hielt. Allein er hatte sich mit seinen Unterthanen und der besten Habseligkeit in die Wälder begeben. Die Stadt Ocaly hatte sechshundert Häuser, welche die Spanier bezogen, weil sie darin viele Hülsengewächse, Nüsse, trockene Weintrauben, und andere Früchte funden. Der Feldherr ließ so gleich durch einige abgesante Indianer den Caciquen bitten, Freundschaft mit ihm zu machen. Er entschuldigte sich aber, daß er so bald nicht kommen könte. Allein sechs Tage darauf kam er zur Armee. Ob er nun schon sehr wohl empfangen wurde, und man mit ihm wegen eines Bündnisses handelte; so konte man doch wohl abnehmen, daß er böse Absichten hatte. Man stellete sich aber, als wenn man nichts merkete, weil man in Furcht stund, man möchte ihn gar abschrecken. Man wird aber aus

demienigen, was ich nunmehro melden will, leicht erkennen, daß man ihn nicht ohne Ursache in Verdacht hatte. Es befand sich bey Ocaly ein tiefer Fluß, dessen jähe Ufer zwo Piken hoch waren. Unterdessen muste man doch über diesen Fluß hinüber: und weil er keine Brücke hatte; so wurde verabredet, daß die Indianer eine von Holz darüber machen solten. Der Cacique und der General erwähleten also einen Tag, um in Gesellschaft vieler Spanier einen Ort auszusuchen, da man diese Brücke anlegen konte. Wie nun der Entwurf gemacht wurde; rücketen bey die fünfhundert Barbaren, die sich an der andern Seite des Flusses in den Gebüschen versteckt hatten, hervor, und schrien den Spaniern zu: „Ihr nichtswürdigen Räuber, ihr wollet eine Brücke „haben; allein wir werden euch keine bauen„. Hierauf schossen sie eine Menge Pfeile auf sie ab, und dieses bewog den Feldherrn, zu sagen, daß, weil man ein Bündniß geschwohren hätte, diese That bestrafet werden müste. Der Cacique wante zu seiner Entschuldigung vor, daß, so bald seine Unterthanen gesehen, wie er sich auf der Spanier Seite geneiget hätte, sie ihm nicht mehr gehorchen wollen, und daß es nicht mehr in seiner Gewalt stünde, sie zu bestrafen, man ihm auch ohne Ungerechtigkeit ihren Fehler nicht beymessen könte.

Auf das Geschrey der Barbaren riß sich ein Windhund, den man Brutus nante, welchen ein Page des Feldherrn hinter sich herleitete, los, und sprang ins Wasser. Die Spanier riefen ihn zwar bey Namen; doch dieses trieb ihn an, gerade auf die Indianer zuzuschwimmen, welche ihn wohl mit funfzig Pfeilen am Kopfe und auf dem Rücken verwundeten. Nichts destoweniger kam er ans andere Ufer, fiel aber beym Heraus-

steigen

steigen todt zu Boden. Die Christen wurden darüber empfindlich gerühret, weil er ihnen, wie ich gleich erzählen will, viele Dienste gethan hatte.

Eines Tages kamen nemlich vier Indianer aus Vorwitz ins Lager, um die Truppen, deren Waffen, und vornemlich ihre Pferde, vor welchen sie sich am meisten fürchteten, zu sehen. Der Feldherr, der ihre Absicht merkete, und dem auch nicht unbekant war, daß sie die angesehensten in ihrem Lande waren, empfing sie ganz höflich, gab ihnen Geschencke, und befahl, ihnen in einem besondern Zimmer anzurichten. Wie sie sich nun satt gegessen hatten, und sahen, daß niemand auf sie acht hatte; flohen sie mit solcher Geschwindigkeit davon, daß die Spanier alle Hofnung verlohren, sie einholen zu können, und sie deswegen auch nicht verfolgeten. Indem kam Brutus dazwischen, spürete den Indianern, die in einer Reihe herlieffen, nach, holete sie ein, lief vor dreyen vorüber, ohne sie anzufallen, und warf den forderſten zur Erde. Unterdessen ließ er auch den folgenden heran kommen, warf ihn zu Boden, und machte es mit den übrigen, wie sie ihm nahe kamen, eben so, so daß sie alle an einer Stelle lagen: und wie der erste Mine machte, wieder aufzustehen; so sprang er in die Höhe, und hielt ihn mit seinem Gebelle zurück. Hierauf brachte er sie in solche Verwirrung, daß er sie so lange abhielt, bis die Spanier herzu liefen, sich ihrer bemächtigten, und sie wieder ins Lager brachten. Alda wurden sie so gleich von einander abgesondert, und um die Ursache einer so unvernünftigen Flucht befraget, da sie denn antworteten: „Sie wären deswegen davon geflohen, weil sie geglaubet „hätten, es würde ihnen bey ihren Landesleuten zum „Ruhm gereichen, daß sie auf die Art den Händen derer

„Christen entgangen wären, und daß daher Brutus sie „einer grossen Ehre beraubet hätte„. Man erzählet auch noch von diesem Windhunde, daß, wie die Indianer und Spanier einsmals an dem Ufer eines Flusses beysammen gewesen wären, ein Indianer mit seinem Bogen einen Spanier geschossen hätte, und darauf mit den übrigen Barbaren ins Wasser gesprungen wäre, da aber Brutus, der dieses gesehen, ihn verfolget, und angepacket, auch mitten im Wasser die Kähle zugedrücket hätte.

Auf solche Art haben bey der Eroberung der neuen Welt die Windhunde bisweilen wundernswürdige Dinge gethan. Becerillo that in der Insel Porto Rico seine Dinge so gut, daß die Spanier in Ansehung seiner seinem Herrn die Helfte von allem ihrem Gewinste gaben. Nugnez von Balboa befahl auch, mit fünfhundert Goldstücken desienigen Hundes gute Dienste zu vergelten, welcher dem Leoncillo gehörete, und sich bey der Entdeckung des stillen Meers sehr wohl gehalten hatte.

Das XVIII. Hauptstück.

Von der Landschaft Vitachuco.

Soto, welcher nun sahe, daß der Cacique im Lager nichts nütze war, sagte zu ihm: „Er befürchte, daß, „wenn er daselbst noch länger bliebe, seine Unterthanen „gar einen Aufstand erregten, oder daß sie in den Wahn, „als wenn man ihn wie einen Gefangenen zurück behielte, noch immer mehr würden aufgebracht werden. „Er bäte ihn also, wieder zurück zu kehren: doch würde „es ihm viele Ehre seyn, wenn er ihn wieder besuchen „wolte„. Ocaly antwortete: „Er wünschete nur des-

„wegen

„wegen bey seinen Unterthanen zu seyn, damit er sie „bewöge, sich dem Feldherrn zu unterwerfen, und wür„de er, wenn er sie so weit nicht bringen könte, nicht un„terlassen, wieder zu kommen, und der ganzen Armee „seine Gewogenheit zu zeigen„. Hierauf ging er weg, hielt aber keine einzige von seinen Zusagen. Alsdenn brachten die Spanier durch Hülfe eines genuesischen Ingenieurs, Namens Franciscus, eine Brücke von Pfählen mit quer übergelegten dicken eichenen Brettern, die mit Stricken befestiget wurden, zu Stande. Weil es ihnen nun an Holze nicht fehlete; so erreicheten sie ihren Endzweck so wohl, daß Mann und Pferd ganz bequem übergehen konten. Ehe sie aber noch über den Fluß setzeten, befahl der Feldherr seinen Leuten, sich in einen Hinterhalt zu legen, um einige Indianer gefangen zu bekommen. Sie erwischeten auch deren dreißig, die sie mit Versprech- und Drohungen nötigten, sie in eine sechzehen Meilen von Ocaly gelegene Landschaft zu führen. Das Land, wo sie durch kamen, war unbewohnet, doch angenehm, eben, voll Bäume und Flüsse, und schien sehr fruchtbar zu seyn.

Die Armee legte acht Meilen in zween Tagen zurück: und nachdem sie am dritten bis an den Mittag marschiret war; ging Soto mit hundert zu Pferde, und eben so vielen zu Fusse, voraus, setzete seinen Weg den übrigen Theil des Tages und die ganze Nacht fort, und kam gegen Morgen nach Ochile, einer in der Landschaft Vitachuco gelegenen Stadt. Dieses Land war fast zweyhundert Meilen lang, und es hatten sich drey Brüder darin getheilet. Vitachuco, der älteste, führete den Namen von der Landschaft und der Hauptstadt, und besaß von zehen Theilen, die dieses Land ausmach-

ten, ganzer fünfe. Der andere, dessen Name unbekant ist, hatte drey: und der dritte, den man nach dem Namen derjenigen Stadt, die er in Besitz hatte, Ochile nante, hatte zween davon. Man weiß die Ursache dieser Theilung nicht eigentlich. Denn in den übrigen entdeckten Landschaften waren die Erstgebohrnen die einzigen Erben derselben. Vielleicht aber sind diese Stücke durch eine Heyrath noch hinzu gekommen, und nachmals unter die Kinder vertheilet worden, oder es haben auch einige ohne Erben verstorbene Verwante sie dem Vater dieser drey Brüder mit der Bedingung hinterlassen, daß er sie unter seine Söhne theilen solte, um also das Andencken ihres Wohlthäters zu erhalten. So sehr ist das Verlangen, sich unsterblich zu machen, dem Menschen angebohren, und ist auch so gar bey den Gemüthern der wildesten Völckerschaften von grosser Kraft.

Die Stadt Ochile bestund aus funfzig Häusern, welche, um ihren Nachbaren zu wiederstehen, genugsam befestiget waren. Denn die meisten Landschaften von Florida leben mit einander in Feindschaft. Der Feldherr kam mit List in Ochile, indem er, die Indianer zu erschrecken, die Trompeten blasen ließ. Es verliessen auch in der That viele, die von einem so unvermutheten Lerm ganz in Furcht gebracht wurden, ihre Häuser, um sich mit der Flucht zu retten, geriethen aber den Spaniern in die Hände, die, nachdem sie einige gefangen genommen hatten, des Caciquen Wohnung anfielen. Dieses war ein ziemlich schönes Gebäude, welches eigentlich nur einen Saal hatte, der 120 Schritte lang, und ohngefehr vierzig breit war, nebst vier Thüren an den vier Seiten, und vielen Zimmern um herum, in welche man durch den Saal ging.

Der

Der Cacique, der Feinde auf dem Halse hatte, befand sich in diesem Hause mit einigen Kriegesleuten, mit denen sich geschwinde seine meisten Unterthanen vereinigten, so bald sie nur sahen, daß die Spanier Meister von ihrer Stadt waren. Sie griffen also insgesamt augenblicklich zu den Waffen, und setzeten sich in den Vertheidigungsstand: allein vergeblich. Man hatte sich der Thore schon bemächtiget, und suchete sie damit zur Ergebung zu bringen, daß man sie bald zu verbrennen drohete, bald aber versprach, sie wohl zu halten. Nichts destoweniger blieb doch der Cacique standhaft, bis daß einige von seinen gefangenen Unterthanen zu ihm gebracht wurden. Diese versicherten ihn, daß der Spanier so viele wären, daß er nicht dencken solte, ihnen zu wiederstehen, und daß sie bis dahin noch keinen Menschen beleidiget hätten, und er klug handeln würde, wenn er ihren Versprechungen Glauben beymässe. Der Cacique ließ sich überreden, und wurde von dem Soto höflich empfangen, welcher ihn denn auch bey sich behielt, und allen andern Indianern die Freyheit schenckete. Weil er aber an der andern Seite der Stadt ein Thal sahe, welches mit vielen starck bewohneten und etwas von einander abgesonderten Häusern angefüllet war; so hielt er es für gar nicht sicher, die Nacht zu Ochile zu bleiben, weil, wenn die in dieser Gegend befindlichen Wilden sich mit ihren Nachbaren vereinigten, sie ihm den Caciquen leicht wieder wegnehmen würden. Er kehrete also geschwinde wieder zu seinen Truppen, welche drey Meilen von da stunden, und über seine Abwesenheit bekümmert waren. Allein ihre Betrübniß verwandelte sich in Freude, als sie ihn wieder sahen, und er den Ochile mit vielen Bedienten und indianischen Soldaten, die gleiches Schicksal mit ihm ausstehen wolten, zu ihnen brachte.

Das

Das XIX. Hauptstück.

Der Bruder des Ochile komt ins Lager, und sendet iemand an den Vitachuco.

Den Tag darauf, als Soto bey seinen Truppen wieder angelanget war, gingen sie mit vorangestelleten Trommelschlägern und Trompetern, die mit ihrem Geräusch alles umher erfülleten, in Schlachtordnung in das Land Ochile hinein. So bald nun die Völcker unter Dach gebracht worden, bat der Feldherr den Ochile, er möchte an seine Brüder schicken, um solche zum Frieden zu bewegen. Der Cacique ließ also seine Brüder wissen, daß die Christen in ihre Länder gekommen wären; daß solche keine andere Absicht hätten, als mit den Völckern Freundschaft zu stiften; daß, wenn man sie aufnähme, sie nicht den geringesten Unfug begingen, und sich blos mit Lebensmitteln begnügeten, welche man, wenn sie nicht alles verheeren, und mit Feuer und Schwerd verwüsten solten, ihnen zu ihrem Unterhalte reichen müste, und daß er sie deswegen bäte, mit ihnen ein Bündniß zu machen.

Der zweyte Bruder gab zur Antwort: „Er dancke„te dem Ochile für die gegebene Nachricht, und trüge „Verlangen, die Spanier zu sehen, und kennen zu ler„nen. Er würde aber nicht eher, als nach dreyen Ta„gen, ins Lager kommen, weil er sich erst in den Stand „setzen wolte, vor solchen sich sehen lassen zu können. „Er könte sie aber seines beständigen Gehorsams ver„sichern, und in seinem Namen die angebotene Freund„schaft annehmen„. Es kam auch dieser Cacique würcklich drey Tage hernach zur Armee, und hatte die anseh-

ansehnlichsten und vornehmsten von seinen Unterthanen in seinem Gefolge. Er grüssete den Soto ganz höflich, und redete zu den Officiers mit solchem Verstande, daß man hätte sagen sollen, er wäre schon lange Zeit mit ihnen umgegangen. Die Spanier empfingen ihn auf ihrer Seite mit grossen Liebesbezeugungen. Sie liessen auch nichts ausser Acht, womit sie sich die Caciquen, mit denen sie in ein Bündniß zu treten verlangeten, verpflichten konten. Sie unterstützeten ihre Vortheile mit grossem Nachdruck, und litten nicht, daß man in ihren Ländern den geringesten Unfug verübete.

Vitachuco, der dritte Bruder, gab keine Antwort, und behielt die Abgeordneten bey sich. Seine beyden Brüder fertigten auf des Soto Zureden andere Personen an ihnen ab, die ihn beschwuren, den ihm von den Spaniern angebotenen Frieden anzunehmen. Sie stelleten ihm vor: „Er müste nicht glauben, daß man sie „überwinden könte. Sie kämen ursprünglich vom Him„mel, und wären wahrhafte Söhne der Sonnen und „des Mondes. Sie ritten auf gewissen Thieren (34), „die von solcher Geschwindigkeit wären, daß man ihnen „nicht entlauffen könte. Sie bäten ihn, er möchte doch „die Augen aufthun, und das Unglück sehen, das ihm be„vor stünde, und die Verwüstung seines Landes nebst „dem Untergange seiner Unterthanen abwenden„. Vitachuco gab hierauf eine so hochmüthige Antwort, daß man niemals eine seinen stolzen Worten gleiche Prahlerey gehöret hat. So viel man sich aber davon noch hat erinnern können, bestund die seinen Brüdern gegebene Antwort in folgenden. Er befahl nemlich ihren Abgeordneten, ihnen zu sagen: „Sie führeten sich auf, als

(34) Dieses sind die Pferde.

„als junge Leute, die weder Ueberlegung, noch Erfah-
„rung hätten. Sie legten ihren Feinden eine eingebil-
„dete Geburt und Tugend bey. Die Spanier wären
„weder Söhne der Sonnen, noch so tapfer, als sie ihn
„solches überreden wolten. Seine Brüder wären Fei-
„gemämmen, daß sie sich in ihre Hände übergeben hät-
„ten. Seit dem sie die Knechtschaft der Freyheit vor-
„gezogen, redeten sie als Leibeigene, und lobeten Leute,
„vor welchen sie doch gar keine Achtung haben solten.
„Sie bedächten nicht, daß diejenigen, deren Verdienste
„sie so herausstrichen, eben so grausam seyn würden,
„als die andern von dieser Völckerschaft gewesen wären,
„die man im Lande gesehen hätte. Es wären alle Ver-
„räther, Mörder, Räuber, und kurz, rechte Teufelskin-
„der. Sie entführeten die Weiber, raubeten andern
„ihre Güter, bemächtigten sich bewohnter Länder, und
„erhielten sich mit fremder Leute Arbeit. Wären sie so
„tugendhaft, wie man vorgäbe; so würden sie ihr Land
„nicht verlassen, sondern es vielmehr bebauet, und sich
„durch ihre Räubereyen nicht aller Menschen Haß über
„den Hals gezogen haben. Man könte ihnen nur von
„seinetwegen sagen, daß sie ja in seine Länder nicht kom-
„men möchten, weil sie sonst den Weg nicht wieder zu-
„rück finden würden. Sie würden alle darin umkom-
„men, und er wolte sie alle unbarmherziger Weise ver-
„brennen„.

Nachdem nun diese Antwort vom Vitachuco gege-
ben worden; sante er viele von seinen Unterthanen
nach dem Lager der Spanier aus. Bald kamen zween,
bald viere, die in die Trompete bliesen, und noch schreck-
lichere Drohworte hören liessen, als die ersten. Denn
dieser Barbar meinete, durch die vielfältig angedroheten
Todesarten unsern Leuten ein Schrecken einzujagen.

Bis-

Bisweilen ließ er ihnen sagen, er wolte, wenn sie sein Land beträten, der Erde befehlen, daß sie sich aufthun, und sie verschlingen solte; denen Bergen, zwischen welchen sie durchmarschiren würden, daß sich zusammen thäten, und sie zerschmetterten; denen Winden, daß sie die Wälder, durch welche sie gehen müsten, umrissen, und sie auf sie würfen; und den Vögeln, daß sie Gift in den Schnabel nähmen, und solches auf seine Feinde schütteten, um sie damit hinzurichten. Ein andermal wolte er die Wasser, die Kräuter, die Bäume, und selbst die Luft dergestalt vergiften, daß Menschen und Pferde davon sterben, und also die Spanier andern zum Beyspiel dienen solten, daß sie künftig wieder seinen Willen in seine Länder zu kommen nicht gedächten. Diese Grosprahlereyen, aus welchen man die Gemüthsbeschaffenheit des Vitachuco satsam abnehmen konte, bewegten die Christen, seiner nur zu spotten. Unterdessen wurden sie doch in dem Lande seiner beyden Brüder, die sie beschencketen, und ihnen wechselsweise ihre Dienstbegierde blicken liessen, dadurch acht Tage aufgehalten. Weil aber diejenigen, die solche an ihren ältesten Bruder abgesant hatten, ihn nicht überreden konten; so beschlossen sie, selbst zu ihm zu gehen. Sie thaten ihr Vorhaben dem Feldherrn zu wissen, der es denn billigte, und ihnen Geschencke an den Vitachuco mit gab. Diesem Barbar ging die Gegenwart seiner Brüder, die ihm sagten, daß die Truppen wieder sein Land im Anzuge wären, und solches gänzlich verwüsten könten, zu Herzen; sahe es also für gut an, seinen Haß zu verbergen, und meinete, daß er schon einmal Gelegenheit finden würde, solchen öffentlich ausbrechen zu lassen, und die Spanier, wenn sie sich auf die ihnen zu schwörende Freundschaft verlassen würden, alle zu vertilgen, ohne daß er für

seine

seine Person die geringste Gefahr liesse. Dieserwegen sagte er zu seinen Brüdern: „Er hätte sich bisher „noch nicht vorstellen können, daß die Spanier von „solcher Tapferkeit und Verdiensten wären. Weil „er aber nun davon überredet wäre; so wolte er ihr „Bündniß mit Freuden annehmen: doch verlangete „er erst zu wissen, wie lange sie in seinen Landen blei„ben würden, und wie viele Lebensmittel er ihnen bey „ihrem Abzuge zu liefern hätte„. Die beyden Brüder liessen diese Antwort geschwinde im Lager bekant machen. So bald der Feldherr davon Nachricht erhielt, bat er sie, ihren ältesten Bruder zu versichern, daß sich die Truppen in seinem Lande nicht aufhalten würden, und könte er ihnen so viele Lebensmittel zukommen lassen, als er wolte, weil die Spanier nichts, als die Ehre seiner Freundschaft, zu haben wünscheten, indem sie mit solcher alles im Ueberfluß zu besitzen glaubeten.

Das XX. Hauptstück.

Ankunft des Vitachuco.

Vitachuco war mit der Antwort des Feldherrn zu frieden; versicherte also, um sein Vorhaben desto listiger zu verbergen, wie er merkete, daß sich das Verlangen, die Spanier zu sehen, bey ihm vermehrete. Er befahl seinen vornehmsten Landesunterthanen, sich fertig zu halten, um mit ihm nach dem Lager zu gehen, Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten zusammen zu bringen, und sie nach der Hauptstadt zu führen, damit er daselbst die Christen mit Anstand empfangen könte. Hierauf reisete er in Begleitung seiner Brüder, und fünfhundert wohlbewafneter Männer, auch in sehr guter

guter Ordnung fort. Nachdem er aber zwo Meilen zurück geleget hatte; traf er den Soto an, welcher, um ihn zu empfangen, ihm entgegen geeilet war, und erwieß diesem mit grossen Freundschaftsbezeugungen alle Höflichkeit. Er bat ihn auch um Vergebung desjenigen, was er aus Uebereilung wieder die Spanier geredet hätte, und sagte: „Er wäre von ihrer Aufführung „übel berichtet worden. In Zukunft würde er ihnen „die verdiente Ehre erweisen. Damit er auch, kurz zu „sagen, die begangene Beleidigung wieder gut machen „möchte; so wolte er den General für seinen Herrn „erkennen, und seine Unterthanen wären bereit, ihm „blindlings zu gehorchen„. Auf diese Worte umarmete ihn Soto, und versetzete: „Er hätte das vergan„gene bereits vergessen. Er dächte nur an die Gewo„genheit, die er ihm dadurch erwiese, daß er ihn lieb„te, und wolte aus Danckbarkeit für diese Gunst ihm „alle Dienste leisten„. Hierauf kamen der Oberste und die Hauptleute, um ihm ihren Grus abzulegen, und über seine Ankunft ihre Freude zu bezeugen: da denn nach einigen gewechselten Höflichkeiten die Truppen in guter Ordnung in die Hauptstadt, Vitachuco genant, ihren Einzug hielten. Diese hatte etliche hundert grosse wohlverwahrete Häuser, und einige andere kleinere, welche die Vorstädte ausmachten. Die Armee würde in die am meisten befestigte Häuser verleget. Die Caciquen und der Feldherr mit seiner Leibwache und seinem Geschleppe kehreten bey dem Landesherrn ein. Nachdem sie nun drey Tage beysammen geblieben waren, und sich lustig gemacht hatten; baten die beyden Brüder um Erlaubniß, wieder nach Hause zu kehren. Soto bewilligte ihnen solches, und beschenckete sie: da sie denn sehr vergnügt von einander gingen. Vitachuco unter-

hielt die Spanier noch vier Tage, damit sie desto sicherer würden, und er dasienige, was er wieder sie im Schilde hatte, desto besser ausführen könte. Allein dieses Vorhaben nahm ihm den Kopf dergestalt ein, daß er darüber ganz verblendet wurde, und er seine treuen Freunde, anstatt sie in den Rath zu nehmen, flohe, auch seine Gedancken nur einigen Schmeichlern entdeckete. So machen es insgemein alle diejenigen, die ihnen selbst alzuviel zutrauen, und sich auch iederzeit die verdiente Strafe ihrer Unvorsichtigkeit über den Hals ziehen.

Endlich ließ Vitachuco, welcher seiner Neigung, die Truppen ins Verderben zu stürzen, nicht länger widerstehen konte, fünf Tage nach der Abreise seiner Brüder vier Indianer, die dem Feldherrn zu Dollmetschern dieneten, vor sich kommen. Diesen entdeckete er: „Wie „er sich vorgenommen hätte, die Spanier nieder zu „machen, und er seinen Endzweck leicht erreichen könte, „weil sie seiner Freundschaft traueten, und nicht das „geringste Mißtrauen blicken liessen. Er hätte über „10000 von seinen Unterthanen versamlet, welches alle „herzhafte und hurtige Leute wären. Selbigen hätte „er befohlen, ihre Waffen in den nächsten Wald zu ver„bergen, und mit Holz und Lebensmitteln beladen in „die Stadt zu kommen, auch unter dem Vorwande, „den Feinden zu dienen, wieder hinauszugehen, damit „diese, die sich nichts Böses vermuthen wären, sich ihrer „Sicherheit gänzlich überliessen„. Er setzete auch noch hinzu: „Er wolte alle seine Unterthanen auf einer grossen „Ebene in Schlachtordnung stellen, und den Feldherrn „bitten, solche in Augenschein zu nehmen. Hierauf „wolte er zwölfen von den stärckesten und herzhaftesten „Indianern gebieten, diesen Befehlshaber, unter dem

„Vor-

„Vorwande, ihm eine Ehre anzuthun, zu begleiten, und „ihn bey sich eräugender guter Gelegenheit mitten aus „dem Hauffen zu entführen. Inzwischen solten die „übrigen auf die Spanier, welche für Erstaunen über „eine so verwegene That nicht Zeit haben würden, weder „einen Muth zu fassen, noch sich zur Gegenwehr zu stel„len, einen Anfall thun„. Hierauf sagte er ferner, nicht anders, als wenn seine Absichten schon einen glücklichen Ausgang erreichet hätten: „Er wolte allen, die „in seine Hände gerathen würden, die ihnen gedroheten „Marter und Strafen anthun, und dazu Feuer, Gift, „und Foltern gebrauchen, und es solte, mit einem Wor„te, keine Todesart seyn, der er sich nicht bedienen wol„te, sie zu quälen„.

Nachdem Vitachuco dieses geredet hatte, befahl er den Dollmetschern, ihm ihre Meinung zu sagen, und verbot ihnen, sein Geheimniß zu entdecken, versprach ihnen auch, daß, wenn er seine Rache gekühlet hätte, er ihnen ansehnliche Aemter verleihen, und, wenn sie in seinen Ländern bleiben würden, auch sehr bemittelte Weiber geben wolte. „Wolten sie aber, sagte er weiter, „nicht bleiben; so würde er sie doch in ihr Vaterland „geleiten lassen, und mit Gnade überschütten. Sie „möchten bedencken, daß sie von den Spaniern als Leib„eigene gehalten würden, und in so entfernte Länder „würden geschleppet werden, daß sie alle Hofnung auf„geben müsten, ihr Vaterland iemals wieder zu sehen. „Sie würden ihnen so wohl, als dem ganzen Lande, „Schaden zufügen. Sie hätten keine andere Absicht, „als sie ihrer Freyheit, ihrer Güter, ihrer Weiber und „Kinder zu berauben, und sie alle Tage mit neuen „Lasten zu beschwehren. Man müste sich also ihrer

„Gewaltthätigkeit herzhaft wiedersetzen: und endlich, da „sein Vorhaben nur auf die Ehre und den Nutzen der „Völcker abzielete, bäte er sie um alles dessen, was ihnen „am liebsten wäre, ihm mit ihrem guten Rathe an die „Hand zu gehen „.

Die Dollmetscher gaben hierauf zur Antwort: „Seine „Unternehmung wäre rühmlich, und einem grossen „Muthe anständig. Seine Maaßregeln schienen sehr „wohl genommen zu seyn. Seine Hofnung würde ihm „ohnfehlbar eintreffen. Das Land würde ihm seine „Erhaltung, und die Völcker ihre Ehre, Güter, und „Leben zu dancken haben. Dieserwegen schwühren sie „ihm zu, daß sie sein Geheimniß bey sich behalten, und „seinen Befehlen blindlings folgen wolten. Kurz, weil „sie zu dem erwünscheten Ausgange einer so rühmlichen „That weiter nichts, als ihre guten Wünsche, beytra„gen könten; so bäten sie die Sonne und den Mond, „sie zu beglücken „.

Das XXI. Hauptstück.

Verfolg der Unternehmung des Vitachuco.

Vitachuco und die Dollmetscher nahmen von einander einen recht vergnügten Abschied. Diese hofften, sich in kurzem in Freyheit zu sehen, zu Ehrenstellen erhoben zu werden, und eine besonders reiche Heyrath zu treffen: Vitachuco aber bildete sich ein, er habe seine Absichten zu einem rühmlichen Zweck gebracht, seine Nachbaren beteten ihn an, und alle Landeseinwohner würden ihn für ihren Befreyer erkennen. Er meinete gar, schon die Lobsprüche zu hören, welche man in Betrachtung einer

so

so vortreflichen That zu geben schuldig wäre, und Weiber und Kinder nach Landesgebrauch vor ihm tanzen zu sehen, auch Lieder singen zu hören, durch welche seine Tapferkeit und der glückliche Ausgang seiner Unternehmung bekant gemacht würde. Diese leeren Einbildungen machten ihn so aufgeblasen, daß er seine Hauptleute rufen ließ, nicht so wohl, um mit ihnen etwas in den Rath zu nehmen, sondern ihnen die Ausübung seiner Befehle anzudeuten. Er sagte zu ihnen: „Er hätte „eine Sache vor, welche ihm unsterbliche Ehre bringen „würde. Diese schmeckete er schon zum voraus: doch „käme es auf ihre Herzhaftigkeit an, ihn vollends mit „Ehre zu überschütten. Er bäte sie also auf das höchste, sie möchten auf die Christen einen muthigen Anfall „thun, und ein seinen Vorstellungen gemässes Blutbad „unter ihnen anrichten„. Seine Hauptleute gaben ihm hierauf zur Antwort: „Sie trügen eine so grosse Ehrerbietung gegen ihn, daß er nur befehlen möchte; da sie „denn als herzhafte Leute ihm gehorchen würden„. Der Cacique war mit ihrer Antwort wohl zufrieden, und ließ sie mit der Versicherung von sich, daß er ihnen in kurzem Nachricht geben wolte, wie sie sich zu verhalten hätten. Unterdessen überlegten die Dollmetscher, denen Vitachuco sein Herz entdecket hatte, daß er wegen der Spanier Herzhaftigkeit und der Wachsamkeit des Soto in seiner Unternehmung nicht glücklich seyn könte: und da ohnedem die Furcht vor der Gefahr, welcher sie sich aussetzeten, grösser bey ihnen war, als die Hofnung zur Belohnung; so glaubeten sie, daß sie ihr besonderer Nutze verbünde, ihr gegebenes Wort zu brechen. Sie begaben sich also zum Ortis, welchem sie die Verrätherey entdecketen, und von ihm verlangeten, er solte dem Feldherrn Nachricht davon geben, welcher denn auch

darüber so gleich Rath hielt. Hierin beschloß man nun, sich zu verstellen, und ihren Leuten heimlich Befehl zu geben, mit einer anscheinenden Nachläßigkeit auf der Hut zu seyn, damit die Barbaren nichts mercketen. Man hielt auch für nötig, sich, um des Vitachuco habhaft zu werden, eben das Mittel zu bedienen, welches er zu ergreiffen beschlossen hatte, sich des Feldherrn zu bemächtigen. Man befahl also zwölfen derer stärckesten Soldaten, bey dem Feldherrn zu seyn, wenn er auf des Vitachuco Bitte kommen würde, die Indianer in Schlachtordnung zu sehen: und man stund in beständiger Bereitschaft, alle Schritte des Barbars klüglich zu beobachten.

So bald der Tag heran kam, an welchem alles dieses ins Werck gerichtet werden solte; bat der Cacique den Soto, er möchte kommen, und seine Unterthanen auf dem Felde in Schlachtordnung sehen, weil seine Ankunft machen würde, daß sie sich wohl hielten; und würde er erfahren, wie zahlreich und geschickt sie wären, und ob sie das Kriegeshandwerck verstünden. Weil sich nun Soto stellete, als wenn er gar nicht auf seiner Hut wäre; so antwortete er: „Es würde ihm lieb seyn, die Indianer „in den Waffen zu sehen; und damit er die Musterung „desto schöner machte, und etwas zu ihrem Vergnügen „noch beytrüge; wolte er die spanische Reuterey nebst „dem Fußvolcke auch in Schlachtordnung rücken lassen, „daß sie beyde die Kriegesübungen machten, und mit „einander aus Lust scharmutziereten„. Vitachuco verlangete zwar so viele Ehre nicht; allein seine Leidenschaft nahm ihn so heftig ein, daß er in alles willigte. Er verließ sich auf seiner Unterthanen Tapferkeit, und glaubete, mit seiner Unternehmung ohne Mühe zum Ziel zu kommen.

Das

Das XXII. Hauptstück.

Niederlage der Indianer.

So bald die beyderseitigen Truppen unter den Waffen stunden; kam die spanische Reuterey und das Fußvolck in Schlachtordnung heraus, und der Feldherr ging mit dem Caciquen zu Fusse. Es war nahe bey der Stadt eine grosse Ebene, welche auf einer Seite an einen Wald, auf der andern aber an zween Moräste stieß. Der erste von diesen Morästen war einem Teiche gleich, und hatte einen sehr guten Grund: doch war das Wasser so tief, daß man vier Schritte vom Ufer nicht mehr Fuß fassen konte. Der andere war drey Viertelmeilen breit, und von solcher Länge, daß man sie mit dem Gesichte nicht ereichen konte. Die Indianer lagerten sich zwischen dem Walde und den Morästen. Sie hatten das Wasser zur Rechten, und das Holz zur Lincken. Sie waren an die zehentausend starck, und alle auserlesene und ansehnliche Leute. Sie trugen Federn auf denen Köpfen, welche so gerichtet waren, daß sie grösser liessen, als gewöhnlich. Nachdem sie sich nun gelagert hatten; versteckten sie die Waffen unter die Erde, um dadurch sehen zu lassen, daß sie keine böse Absichten hätten: und nachdem sie sich in Gestalt des neuen Mondes in eine sehr schöne Schlachtordnung gestellet hatten; erwarteten sie ihren Herrn nebst dem General, welche beyde in der Entschliessung ankamen, einander gefangen zu nehmen, und beyde von zwölf Personen begleitet wurden. Die spanische Fußvölker marschireten gegen die Seite des Waldes, die Reuterey aber mitten auf die Ebene zur Rechten des Feldherrn, welcher kaum an den Ort gekommen war, wo Vitachuco sich seiner bemächtigen wolte, als er ihm

zuvor kam, und eine Flinte losschiessen ließ, welches das zu gebende Zeichen war. Die zwölf Spanier griffen den Caciquen augenblicklich an. Die Indianer suchten ihn zwar zu retten; allein ihre Bemühungen wolten ihnen nicht gelingen.

Der Feldherr, welcher unter seinen Kleidern bewafnet war, hatte befohlen, daß man zwey von seinen besten Pferden bereit halten solte. So bald also der Barbar gefangen genommen worden; stieg er auf ein Pferd, welches den Namen Azeituno hatte, und grif den Hauffen der Indianer an. Es war seine Gewohnheit, die übrigen durch sein Beyspiel aufzumuntern, und zuerst mit gebücktem Haupte in die Gefahr zu rennen. Denn es wäre ihm der Sieg nicht schön vorkommen, wenn er ihn nicht mit Gefahr seines Lebens gewonnen hätte. Man hielt ihn auch für einen von den vier tapfersten Befehlshabern, die in Westindien gegangen waren: er schonete sich aber nicht genug. Die Indianer, die nunmehr die Waffen ergriffen hatten, empfingen ihn herzhaft, und hinderten ihn, in den Hauffen einzubrechen. Zu eben der Zeit, da er die ersten Glieder in Unordnung brachte; schossen sie auf ihn, und durchbohreten den Azeituno mit acht Pfeilen. Dieses Pferd fiel todt zur Erden nieder: und hierauf war es am meisten gemünzet. Ja! so gar in allen übrigen Treffen, sahen sie mehr dahin, die Pferde zu tödten, als die Menschen, indem sie sich einbildeten, daß ihnen an dieser Tode nicht so viel gelegen wäre, als an iener ihrem.

So bald das Zeichen gegeben worden, drungen unsere Leute mit Macht auf die Indianer, und die Reuterey folgete dem Feldherrn so nahe, daß sie ihm zu Hülfe kam, ehe er noch verwundet wurde. Allein wie Viota,

einer

einer von seinen Pagen, seines Herrn Pferd getödtet sahe, stieg er vom Pferde, und gab ihm seines hin. Der Feldherr grif alsobald die Barbaren an, die ohne Spiesse dreyhundert Reutern nicht wiederstehen konten, und sich alle auf die Flucht begaben, da sie sich doch gerühmet hatten, sie wolten die Spanier vertilgen.

Wie nun der Hauffe in völlige Unordnung gebracht worden; flüchteten die Indianer gegen zehen Uhr des Morgens theils in das Gehölze, theils aber in den Teich. Der Nachtrup breitete sich in der Ebene aus; daher wurden ihrer über dreyhundert niedergemacht, und viele gefangen. Nichtsdestoweniger wurde der Vortrup, welcher aus den tapfersten Leuten bestund, noch übeler mitgenommen. Denn da sie erst die Flucht ergriffen, nachdem sie den ersten Anfall und die Wuth der Pferde ausgehalten hatten; so konten sie weder das Holz, noch den Morast, wohin sie sich am besten zurück ziehen konten, erreichen: so daß sich über neunhundert in den Teich stürzeten. Inzwischen verfolgeten die Spanier die andern, wiewohl vergeblich, bis in den Wald, und kamen darauf wieder zurück an den Teich, um den übrigen Theil des Tages die Barbaren, die sich dahin geflüchtet hatten, warm zu halten. Bald schossen sie mit Pfeilen, bald aber mit Flinten, um sie nur zur Ergebung zu nötigen. Denn weil sie nicht entfliehen konten; so wolten ihnen unsere Leute nichts zu Leide thun. Die Indianer auf ihrer Seite wehreten sich tapfer, und schossen alle ihre Pfeile auf die Spanier ab. Weil sie aber nicht Fuß fassen konten; so waren viele, die je drey und viere dichte an einander in einer Linie schwummen, und jeder trug einen von ihren Gesellen auf dem Rücken, die denn so lange schossen, bis sie keinen Pfeil mehr hatten. Sie

stritten auf solche Weise den ganzen Tag, ohne daß ein einziger sich ergeben wolte. So bald die Nacht heran gekommen war, fielen unsere Leute den Teich an. Die Reuter stelleten sich hin und wieder in zween und zween, die Fußvölcker aber in sechs und sechs nicht weit von einander, weil sie befürchteten, iene möchten ihnen im Finstern entkommen. So bald sie nun höreten, daß sie sich dem Ufer näherten; versprachen sie ihnen eines Theils alle gute Begegnung, andern Theils aber bedroheten sie sie auch, und schossen auf sie los, um sie dadurch zurück zu halten, und sie also durch vieles Schwimmen zu ermüden, daß sie sich geschwinde ergeben müsten.

Das XXIII. Hauptstück.

Entschliessung der Indianer, und Ausgang aus dem Fischteiche.

Man hatte fast die ganze Nacht mit oftmaligen Anfällen der Indianer zugebracht, welche ohne einige Hofnung der Hülfe lieber zu sterben, als sich zu ergeben verlangeten. Endlich fingen die am meisten abgematteten auf Zureden des Ortis an, hinter einander, doch so langsam aus dem Teiche herauszugehen, daß mit anbrechendem Tage noch keine funfzig darausen waren. Die übrigen, welche da sahen, daß ihre Gefährten recht gut gehalten wurden, ergaben sich darauf in stärckerer Anzahl. Unterdessen kamen sie doch mit so grossem Wiederwillen, daß sich die meisten, wie sie bereits am Ufer waren, wieder ins Wasser stürzeten, und nicht eher herausgingen, als bis sie nicht länger darin bleiben konten, daß also viele darunter waren, die vier und zwanzig Stunden schwummen. Den folgenden Morgen, wie es

schon

schon ziemlich lange Tag gewesen, ergaben sich ohngefehr zweyhundert, die aber so viel Wasser eingeschlucket hatten, und von Hunger, Müdigkeit und Schlaf so überhäuffet waren, daß fast kein Leben mehr in ihnen war. Endlich kamen auch die übrigen heraus bis auf sieben, welche sich durch nichts bewegen liessen, und eher im Wasser umkommen wären, wenn der Feldherr nicht noch vor Abend befohlen hätte, sie heraus zu ziehen. Es warfen sich also zwölf erfahrne Schwimmer in den Teich, und zogen sie bey den Beinen, Armen und Haren heraus. Allein die armen Indianer erweckten ein grosses Mitleiden, indem sie mehr todt, als lebendig, auf den Sand ausgestrecket lagen, und als Leute, die dreißig Stunden im Wasser und schwimmend gefochten hatten, in einem Zustande waren, den man sich leicht einbilden kan. Unsere Leute, die sie sehr bemitleideten, und sich über ihren Muth verwunderten, brachten sie in die Stadt, alwo sie ihnen zu Hülfe kamen, und man kan mit Wahrheit sagen, daß ihnen ihre gute Leibesbeschaffenheit bessere Dienste gethan, als die gebrauchten Arzeneymittel. So bald sie wieder etwas zu sich selbst gekommen waren; ließ sie der Feldherr rufen, stellete sich ganz zornig, und frug sie, warum sie in denen kläglichen Umständen, in welchen sie sich befunden, nicht dem Beyspiele ihrer Mitgenossen gefolget wären? Darauf liessen viere unter ihnen, deren ieder ohngefehr fünf und dreißig Jahre alt war, durch einen ihres Mittels zur Antwort geben: „Sie hätten die ihnen drohende Gefahr wohl „eingesehen; allein aus Danckbarkeit wegen der unter „des Vitachuco Truppen gehabten Ehrenämter, und der „Hochachtung, die er gegen ihre Tapferkeit getragen, hät„ten sie zeigen müssen, daß sie seiner Gnade nicht ganz „unwürdig wären, und daß er sich in der Wahl ihrer

„Per-

„Personen nicht betrogen hätte. Ueberdem hätten „sie ihren Kindern auch ein Beyspiel der Treue und „Herzhaftigkeit hinterlassen, und den übrigen Befehls„habern durch ihre Tapferkeit eine Lehre geben wollen. „Sie wären also zu beklagen, daß sie ihre Schuldigkeit „nicht gethan, und daß das gegen sie gehabte Mitlei„den für ihre Ehre grausam sey. Unterdessen erkenne„ten sie doch die Gutthat, die man ihnen erzeigen wol„len: Man würde aber die gegen sie gehabte Gewogen„heit noch vermehren, wenn man ihnen das Leben näh„me. Denn da sie in den Diensten des Vitachuco „nicht gestorben wären; so erkühneten sie sich nicht, we„der vor ihm, noch sonst iemand sich wieder sehen zu „lassen.

Der Feldherr verwunderte sich über diese Antwort sehr, wante sich hierauf zu den übrigen Indianern, welches iunge Herren von achtzehen bis neunzehen Jahren waren, und frug sie, was denn sie genöthiget hätte, mit so grosser Halsstarrigkeit im Wasser zu bleiben, da sie doch bey dem Kriegesheere keine Bedienung gehabt hätten? Diese antworteten darauf: „Sie hätten ihre Häu„ser nicht deswegen verlassen, daß sie die Absicht gehabt, „seine Völcker zu Grunde zu richten, noch gehoffet hät„ten, Beute zu machen, oder eines Caciquen Freund„schaft zu erlangen, um nachmals Belohnungen von „ihm zu erwarten, sondern lediglich um in dem Treffen „wieder die Christen Ehre einzulegen. Man hätte ih„nen allemal vorgesaget, daß man in Schlachten ei„nen grossen und gegründeten Ruhm erlangen könte. „In dieser Absicht hätten sie sich in die Gefahr gewaget, „worin sie von ihm gesehen worden, und woraus er sie „mit solcher Grosmuth errettet. Nun aber wolten sie „sich zu seinen Diensten gar gerne aufopfern„. Sie

seßeten auch noch hinzu: „Da das Glück sich für ihm er-
„kläret, und ihnen einen Sieg geraubet hätte, der sie
„mit Ehre hätte überschütten können; so wären sie in
„denienigen traurigen Zustand gerathen, in welchem ge-
„meiniglich die Ueberwundenen wären. Man hätte
„ihnen aber die Lehre beygebracht, daß, wenn sie ihr
„Unglück mit Standhaftigkeit ertrügen, sie sich dadurch
„beliebt machen könten. Denn der Ueberwundene, der
„nur für die Freyheit gestritten, verdienete eben so gros-
„ses Lob, als derienige, der sich beym Siege klüglich
„verhielte. Man müste sich also nicht verwundern,
„wenn sie aus diesen Grundregeln eben solche Unerschro-
„ckenheit, als die Hauptleute, blicken lassen. Sie be-
„haupteten hergegen, daß sie weit stärcker verbunden
„wären, tapfer zu streiten, als diese, weil sie ihre Ge-
„burt zu weit höheren Aemtern bestimmete, als diese
„vornehme Kriegesbediente. Sie hätten also dadurch
„auch zu verstehen geben wollen, daß sie ihren Vätern
„nachzufolgen verlangeten, weil sie sich bemüheten, die
„ihnen gegebenen Beyspiele der Grosmuth nachzuah-
„men. Ja! sie hätten ihnen auch zeigen wollen, daß
„sie würdig wären, ihre Kinder zu seyn, und durch
„einen rühmlichen Tod sie über ihren Verlust zu trösten
„verlanget. Wenn nun diese Betrachtungen sie bey
„ihm entschuldigen könten; so bäten sie ihn um Gnade.
„Wo aber nicht; so wären sie bereit, ihr Leben zu las-
„sen, dieweil ein Ueberwinder sich des Sieges nach
„Wohlgefallen bedienen könte„.

Diese Reden nebst der Herzhaftigkeit, dem guten An-
sehen und Unglück dieser iungen Leute presseten den mei-
sten anwesenden Spaniern die Thränen aus denen Au-
gen. Der Feldherr selbst hatte Mitleiden mit ihnen.

Er

„Er umarmete sie, und sagte zu ihnen: Er beurtheile „ihre Geburt nach ihren Handlungen. Leute von sol„cher Standhaftigkeit, wie sie, verdieneten, andern zum „Befehl vorgesetzet zu werden. Es wäre ihm derowe„gen ungemein lieb, daß er ihnen das Leben erhalten. „Sie solten sich aber nicht betrüben, er wolte sie zum „Zeichen seiner volkommenen Zufriedenheit in Freyheit „setzen„. In der That sante auch der Feldherr, nachdem er sie nur noch zween bis drey Tage bey sich behalten, um ihnen seine Liebe zu bezeugen, sie nebst einigen von ihren gefangenen Bedienten zurück, und gab ihnen einige Geschencke an ihre Eltern mit, trug ihnen auch auf, ihnen ein Bündniß anzubieten, und zu melden, auf was Weise sie von ihm begegnet worden.

Nachdem sich nun diese Indianer gar sehr bedancket hatten; nahmen sie den Weg nach ihrem Lande, und waren mit dem Feldherrn wohl zufrieden, welcher den folgenden Tag den Vitachuco mit den gefangenen Hauptleuten vor sich kommen ließ. Diesem sagte er: „Ihre „Aufführung wäre strafbar, weil sie unter einer verstel„leten Freundschaft den Untergang der Truppen gesu„chet hätten. Eine solche Verrätherey verdienete mit „dem Tode bestrafet zu werden, auf daß ihr Beyspiel „die übrigen Indianer in der Provinz verhinderte, einen „Aufstand zu erregen. Damit er aber doch zeigete, daß „daß er den Frieden der Rache vorzöge; so wolte er „ihnen mit der Bedingung alles vergeben, wenn sie sich „künftig der zu ihnen tragenden guten Neigung gemäß „aufführeten„. Er beschwuhr sie auch, das Vergangene zu vergessen, und wieder die Christen nichts weiter zu versuchen, weil sie ohnfehlbar von allen ihren Unternehmungen nichts, als Unglück, davon tragen würden. Er führete hierauf den Caciquen bey Seite, bemühete

sich

sich auf alle Weise, ihn auf gute Wege zu bringen, und ließ ihn wieder an seiner Tafel speisen, von welcher er ihn wegen seiner Treulosigkeit ausgeschlossen hatte. Allein diese Freundschaftsbezeugungen konten den Barbar nicht nur nicht bewegen, seine Schuldigkeit zu thun, sondern dieneten auch zu nichts anders, als nur seinen gegen die Spanier gefasseten Wiederwillen zu unterhalten, so daß ihn die Gewalt seines Hasses immer weiter trieb, und er so wohl sich selbst, als auch den gröſten Theil seiner Unterthanen, ins Verderben stürzete.

Das XXIV. Hauptstück.

Tod des Vitachuco.

Die aus dem Teiche herausgekommene Indianer wurden zu Gefangenen gemacht, und als Leibeigene unter die Spanier vertheilet; Vitachuco aber wurde in seinem Hause gefänglich verwahret. Der Feldherr verordnete dieses deswegen, um die Barbaren ihrer Verrätherey halber zu bestrafen, und sie durch Furcht in ihrer Pflicht zu erhalten. Unterdessen hatte er doch beschlossen, ihnen allen, so bald er die Landschaft verliesse, die Freyheit wieder zu geben. Allein der Cacique, der dieses Vorhaben nicht wuste, und seine Unterthanen zu Leibeigenen gemacht sahe, dachte auf neue Mittel, die Spanier zu verderben. Er schmeichelte sich, daß die neunhundert Gefangene, welches die muthigsten unter allen seinen Truppen waren, dasienige allein bewerckstelligen würden, was sie zusammen nicht hätten ausrichten können, und daß, weil sie eben so starck, als die Christen, wären, ein ieder seinen Herrn umbringen würde, auch daß sein Vorhaben, wenn er die Essenszeit

dazu

dazu erwählete, einen desto sicherern Ausgang hätte, da sich die Spanier alsdenn nicht das geringeste Böse besorgen würden. Diese Unternehmung, welche wohl verdienet hätte, daß sie mit grosser Vorsichtigkeit ausgeführet worden, wurde gar sehr übereilet, und er glaubete, daß seine Unterthanen blos mit ihren Armen sich von ihren Feinden entledigen würden. Er gebot also vier jungen Indianern, die man ihm zur Aufwartung gelassen, den vornehmsten Gefangenen von seiner Entschliessung unter der Hand Nachricht zu geben, mit dem Befehle, solches auch die andern wissen zu lassen, und sich in dreyen Tagen gegen den Mittag fertig zu halten, damit alsdenn ein ieder seinen Mann umbringen könte. Er ließ ihnen auch sagen, daß er um eben die Stunde dem Befehlshaber das Leben nehmen, und zum Losungszeichen, wenn er mit ihm Handgemein geworden, ein so starckes Geschrey erheben wolte, daß man es in der ganzen Stadt hören solte. Vitachuco gab diesen Befehl den Indianern an eben dem Tage, da Soto, der nicht weiter an dessen Verbrechen gedachte, ihn zur Tafel gezogen hatte. Allein so pflegen Verräther und Undanckbare die ihnen erwiesenen Dienste gemeiniglich zu belohnen.

So bald die Unterthanen des Barbars von dieser zweyten Unternehmung Nachricht erhielten; sahen sie wohl ein, daß sie nicht glücklicher, als die vorige, ablaufen würde. Dennoch gaben sie zur Antwort, daß sie gehorchen, oder alle sterben wolten. Denn die Indianer der neuen Welt haben für ihre Fürsten so grosse Liebe und Ehrerbietung, daß sie solche als Götter halten. Wenn ihre Oberherren es verlangen; so werfen sie sich eben so gerne ins Feuer, als ins Wasser, und sehen, ohne die Gefahr zu betrachten, in welche sie sich stürzen,

nun

nur auf ihre Pflicht, und den ihnen versprochenen Gehorsam.

Als nun endlich sieben Tage nach der ersten Niederlage der Indianer der Feldherr mit dem Caciquen eben vom Mittagsessen aufgestanden war, krümmete der Barbar den ganzen Leib, drehete sich von einer Seite zur andern, drückete die Hände zusammen, streckete die Arme aus, zog sie wieder bis hinter die Schultern zurück, und schüttelte sie mit solcher Gewalt, daß seine Knochen darüber an zu knacken fingen. Es pflegen aber dieses die Indianer alsdenn zu thun, wenn sie etwas unternehmen wollen, wozu die Stärcke des Leibes erfordert wird. Hierauf trat er mit einem unbeschreiblichen Stolze hoch auf seine Füsse, drückete sich hart an den Feldherrn, fassete ihn mit dem lincken Arme um den Hals, und gab ihm mit der rechten Faust einen so harten Schlag ins Gesichte, daß er ihn zur Erde warf, darauf auf ihn fiel, und ein so lautes Geschrey erhub, daß man solches auf eine starcke Viertelmeile hören können. Wie die zum Mittagsmahl mitgewesene Officiers den Uebermuth des Barbars sahen; durchstachen sie ihn zehen bis zwölf mal, so daß er mit rasendem Herzen und lästerden Munde über sein mislungenes Unternehmen todt zu Boden fiel. Wären aber die Officiers nicht dazu gekommen; so hätte er dem Feldherrn mit einem andern Streiche den Rest gegeben. Denn der ihm bereits gegebene Schlag war so starck, daß er in einer halben Stunde nicht wieder zu sich selbst kommen konte. Das Blut floß ihm zu den Augen, aus Nase und Munde heraus. Es waren ihm so gar einige Zähne entzwey geschlagen, und die übrigen so übel zugerichtet worden, daß er in zwanzig Tagen nichts, als klein gehacktes Fleisch essen konte. Seine Lippen, seine Nase, und sein

Gesicht schwollen so starck auf, daß er sie mit Pflastern belegen muste, so heftig hatte ihn Vitachuco getroffen. Dieser Barbar war damals ohngefehr fünf und dreyßig Jahre alt. Er war starck vom Leibe, mürrisch, stolz, und grausam von Ansehen.

Das XXV. Hauptstück.

Was der Tod des Vitachuco für Folgen gehabt.

So bald die Indianer des Vitachuco Geschrey höreten; fiel ein ieder den Spanier, den er dienete, an, und sucheten ihn, einige mit Holzbränden, andere aber mit dem ersten, was sie in die Hand bekamen, weil sie damals keine Waffen hatten, zu tödten. Inzwischen richteten sie eine grosse Verwirrung an. Etliche schlugen die Spanier ins Gesichte, andere auf den Kopf, bald mit grossen Töpfen, in welchen man Fleisch kochete, und wovon einige unserer Leute verbrant wurden, bald aber mit Trinckgefässen und Tellern. Unterdessen thaten sie mehr Schaden mit den Holzbränden, als mit andern Sachen. Weil die meisten dergleichen hatten; so richteten sie viele von unseren Leuten übel zu. Einigen wurden die Arme entzwey geschlagen, andern die Augenlieder verbrant, das Gesicht verschimpfet, und die Nasen zu Schanden gemacht. Es wurden so gar viere davon ums Leben gebracht. Als einer darunter mit einem starcken Schlage von einem Holzbrande zu Boden geworfen worden; kamen drey Barbaren über ihn, und schlugen so grausam auf ihn los, daß ihm die Hirnschale in Stücken ging. Bey dieser Unordnung trug es sich auch zu, daß, nachdem ein Indianer einen Spanier mit einem

einem Stocke geprügelt, und ihm mit der dicken Faust die Zähne ausgeschlagen hatte, er sich aus den Händen einiger unserer Leute, die ihn anfielen, loswickelte, auf eine Cammer, welche an einem Hofe gelegen war, stieg, eine an der Wand stehende Lanze ergrif, und die Thür mit solcher Herzhaftigkeit vertheidigte, daß niemand hinnein kommen konte. Hierüber kam Diego von Soto, des Feldherrn Vetter, herzu gelauffen, und suchete von dem Hofe her mit einem Balester zu schiessen. Wie der Indianer diesen neuen Feind sahe; stellete er sich zur Rechten der Thür, entschloß sich sein Leben theuer zu verkauffen, und warf mit seiner Lanze zu eben der Zeit, da Soto losschoß. Allein diese berührete nur mit dem Holze die Schulter des spanischen Edelmannes, und ging, nachdem sie ihn etwas wanckend gemacht, einen halben Klafter tief in die Erde. Jedoch der Schuß des Soto war viel glücklicher. Er traf nemlich seinen Feind in die Brust, und tödtete ihn. Unterdessen breitete sich das Gerüchte aus, daß dem Feldherrn von dem Vitachuco übel mitgespielet worden, so daß die Spanier, vornemlich diejenigen, welche verwundet worden, immer mehr erbittert wurden, und sich an denen Barbaren, die sie antrafen, rächeten. Nichts destoweniger waren einige von Adel, welche es für schimpflich hielten, zu gestehen, daß sie geschlagen worden, glaubeten also, es wäre ihnen unanständig, wenn sie Leibeigenen das Leben nähmen. Dieserwegen liessen sie einige selbst durch die Indianer, die ihnen bey der Armee aufwarteten, umbringen, und thaten den gröSten Theil unter die Hände der Häscher von des Generals Leibwache, die sie mitten auf dem Marchte der Stadt mit Partisannen todt stechen musten. Unter andern band Saldagna seinem Sclaven, den er nicht selbst umbringen wolte, einen

Strick um den Hals, und führete ihn der Wache zu. Wie aber der Barbar auf den Marcht kam, und sahe, was da vorging, gerieth er in eine solche Wuth, daß er mit einer Hand seinen Herrn beym Halse nahm, mit der andern aber bey dem Beine fassete, ihn in die Höhe hub, den Kopf gegen die Erde kehrete, und ihn dergestalt fallen ließ, daß er seiner Sinnen ganz beraubet wurde. Hierauf trat er ihm mit beyden Füssen so wütend auf den Bauch, daß er hätte bersten müssen, wenn nicht einige funfzig Spanier mit dem Degen in der Faust ihm zu Hülfe gekommen wären. Dieses machte aber doch den Barbar nicht bestürzet, sondern er empfing sie so herzhaft, daß man ihn in langer Zeit weder fangen, noch verwunden konte. Endlich bekam er des Saldagna Degen zu fassen, schwadronirete damit, und zerstöberte seine Feinde dermassen, daß man ihn mit Flinten und Pistolen todt schiessen muste.

Dieses ist also ein Theil derer Unordnungen, die sich an demienigen Tage zutrugen, da Vitachuco den Feldherrn geschlagen hatte, und solche würden ohne Zweifel noch grösser geworden seyn, wenn die meisten Indianer nicht gefesselt gewesen wären. Also kamen wenig Spanier ums Leben; doch wurden viele verwundet. Was die Indianer betrift; so wurden ihrer, weil sie tapfer waren, und mit grosser Herzhaftigkeit angriffen und sich wehreten, über neunhundert getödtet, welcher die vornehmsten von des Vitachuco Unterthanen waren die dieser Barbar unglücklicher Weise ums Leben brachte. So war er auch an dem Tode von vier Hauptleuten Schuld, die man aus dem Teiche gezogen hatte und die in das Unglück der übrigen verwickelt wurden. Auf solche Art stürzen die Thoren und Wagehälse die

so ihnen folgen, und ihre Befehle blindlings ausrichten, ins Verderben.

Das XXVI. Hauptstück.

Von der Landschaft Ossachile.

Nach der Niederlage der Gefangenen blieb der Feldherr noch vier Tage in der Stadt Vitachuco, um sich und die übrigen Verwundeten verbinden zu lassen, den fünften aber brach er nach Ossachile auf. Den ersten Tag legten die Truppen vier Meilen zurück, und lagerten sich an dem Ufer eines grossen Flusses, welcher die Landschaften Ossachile und Vitachuco von einander scheidet. Weil man aber diesen Fluß nicht durchwaten konte; so muste man eine Brücke aufschlagen. Die Spanier brachten also geschwinde Thielen zusammen, und fingen die Arbeit schon an; als an dem ienseitigen Ufer die Indianer zum Vorschein kamen, um ihnen den Uebergang zu verwehren. Man ließ dahero das Werck liegen, und machte dagegen sechs grosse Schlitten von vielen Stücken Holz, auf welchen hundert Soldaten mit Flinten und Balestern, und funfzig Reuter, die die Sättel ihrer Pferde trugen, überseßeten. Hierauf befahl Soto, daß man funfzig Pferde hinnüber schwimmen lassen, und sie, so bald sie an dem andern Ufer wären, satteln solte. Man fing also an, in die Ebene zu rücken. Allein die Indianer verliessen ihren Posten, und gaben ihnen Zeit, eine Brücke zu verfertigen, welches denn auch in anderthalb Tagen geschahe. Ueber selbige gingen nun die Truppen über, kamen demnächst an Felder, die mit Hirsen, und andern Arten von Hülsenfrüchten beſäet waren, und sahen bis an die Hauptstadt hin und

wieder Häuser stehen. Diese bestand aus zweyhundert Feuerstätten, und hieß nach dem Namen des sich da aufhaltenden Caciquen Ossachile. Es lieget aber die Stadt Vitachuco von dieser zehen Meilen, und gehet man immer in einer angenehmen Ebene fort.

Anfänglich hatten sich die Indianer nicht unterstanden, den Spaniern den Kopf zu bieten; so bald sie sie aber auf den besäeten Feldern sahen, kamen sie wieder nach ihnen zurück, versteckten sich hinter den Hirsen, schossen eine Menge Pfeile auf sie, und suchten, sie in die Flucht zu iagen. Sie verwundeten auch verschiedene. Allein die Christen, die über diesen Anfall erbittert wurden, trieben sie zurück, nahmen einige gefangen, stiessen die meisten mit Lanzen darnieder, und schlugen sie wohl vier Meilen Weges weg.

Wie nun die Spanier die Hauptstadt Ossachile verlassen funden, und sahen, daß sich der Cacique mit allen seinen Leuten davon gemacht hatte; fertigte der Feldherr einige Indianer von seinen Unterthanen an ihn ab, die ihn bitten solten, mit den Christen in Freundschaft zu treten. Er gab aber keine Antwort, und es kamen nicht einmal die an ihn abgefertigten wieder zurück. Unterdessen legten sich unsere Völcker, die sich zween Tage im Lande aufhielten, auf den Hinterhalt, und erwischeten verschiedene Barbaren, die ihnen gar gute Dienste thaten, und die nach ihrer Gefangenschaft eben so grosse Gewogenheit zu ihnen blicken liessen, als sie gegen solche anfänglich Abneigung bezeiget. Dieses ist nun das merckwürdigste, was ihnen in der Landschaft Ossachile begegnet ist.

Das

Das XXVII. Hauptstück.

Von der Stadt und dem Hause des Caciquen Ossachile, und von den Hauptstädten der übrigen Provinzen.

Die Stadt und das Haus des Caciquen Ossachile sind von den übrigen anderer Caciquen in Florida nicht unterschieden. Dieserwegen wird es, ohne diesen Ort und dies Haus besonders zu beschreiben, am besten seyn, nur eine algemeine Abbildung aller Hauptstädte und Wohnhäuser der Landesherren zu machen. Es sehen nemlich die Indianer dahin, daß sie ihre Städte an erhabenen Oertern anlegen. Da man aber in Florida dergleichen Oerter selten zu finden pfleget, alwo man die nöthigen Baubequemlichkeiten antreffen kan; so machen die Einwohner auf folgende Art selbst Erhöhungen. Sie suchen sich einen Platz aus, bringen darauf eine Menge Erde, welche sie in Gestalt einer Fläche zwo bis drey Piken erhöhen. Diese Fläche kan oben wohl zehen, zwölf, funfzehen, bis zwanzig Häusser fassen, in welchen der Cacique mit seiner Familie und seinem ganzen Gefolge wohnet. An dem Fusse dieser Erhöhung stecken sie einen viereckigten Platz so groß, als sie die Stadt haben wollen, ab; da denn rund um denselben her die Vornehmen zuerst, und nächst diesen das gemeine Volck ihre Wohnungen aufschlagen, und also das Haus ihres Herrn ganz umgeben. Um aber desto bequemer da hinnauf steigen zu können; ziehen sie in gerader Linie Strassen herab, von denen iede funfzehen bis zwanzig Fuß breit ist, und vereinigen sie mit dicken Balcken, die ziemlich tief in die Erde gehen, und diesen Strassen zu einer

Mauer dienen. Alsdenn machen sie Treppen von starcken Balcken, welche sie quer über legen, damit das Werck desto gleicher seyn möge. Die Stuffen dieser Treppen legen sie sieben bis acht Fuß von einander, daß also auch die Pferde bequemlich auf und absteigen können. Im übrigen machen die Indianer die andern Seiten der erhöheten Fläche ausser den Treppen abhängig. Daher kan man da nicht hinauf kommen; und auf solche Weise ist die Wohnung ihres Oberherrn fest genug.

Das XXVIII. Hauptstück.

Der Verfasser begegnet einigen Schwürigkeiten.

Ehe wir aber weiter gehen, wollen wir erst denenjenigen begegnen, die da sagen könten, daß man in andern Geschichtbeschreibungen von Westindien nicht finde, daß die Indianer etwas so merckwürdiges, wie dasjenige zu seyn scheinet, was ich angeführet, geredet oder gethan haben solten; daß man auch insgemein glaube, diese Völcker wären unverständig, und wüsten sich weder im Frieden, noch Kriege aufzuführen, und daß ich also die besondere Absicht hätte, die Indianer, weil ich unter ihnen gebohren worden, zu loben, oder ich doch aus Stolz zum Schaden der Wahrheit meinen Verstand sehen lassen wollen. Diesen gebe ich nun zur Antwort, daß man ohne Grund, und dem Berichte des Acosta (35), eines sehr glaubwürdigen Schriftstellers, zuwieder sich einbildet, als wenn die Indianer unverständig wären, und sich in wichtigen Begebenheiten nicht wohl zu verhalten wüsten. Ueberdem behaupte ich nichts, was mir nicht von

(35) Siehe dessen Geschichte von Westindien I. Buch. I. Hauptstück.

von einem Zeugen, der alles mit angesehen, und sorgfältig bemerket hat, berichtet worden. Dieser hat seine Erzählung genau durchgesehen, das, was er ausgelassen, noch hinzugesetzet, und alle Umstände weggestrichen, die er nicht selbst mit Augen gesehen. Ich habe selbige also nur abgeschrieben, und kan solchergestalt wohl versichern, daß in dieser Geschichte nichts unwahres enthalten. Ich bin ohnedem ein geschworner Feind von Erdichtungen, und von allem, was man Roman nennet. Was aber das Vorgeben betrift, daß ich meine Landesleute gerne loben wolte; so ist solches falsch. Ich mache nicht allein nichts grösser, als es ist, sondern es ist mir auch nicht möglich, die hier häuffig vorkommenden Wahrheiten in ihr gehöriges Licht zu setzen. Ich werfe aber die Schuld meiner geringen Fähigkeit auf die innerlichen Kriege, welche in meiner Jugend in Westindien geführet worden. Denn damals wurden die Wissenschaften aus der Acht gelassen, und man legte sich blosserdings auf die Waffen. Man lernete, ein Pferd wohl zu reiten, und ich überließ mich mit einigen von meinen Gesellen, die dabey grosse Ehre eingeleget haben, und gute Reuter geworden sind, dieser Uebung ganz und gar. Nachdem aber die Dinge ein anderes Ansehen gewonnen haben; so blühen auch iezt in Westindien die Wissenschaften, und die Jesuiten haben daselbst so viele Schulen angeleget, daß man alda der spanischen Universitäten gar wohl entbehren kan.

Damit ich auch im übrigen noch ferner zeige, daß ich nichts anders beschreibe, als was sich würklich zugetragen hat; so will ich nur sagen, daß, wie ich eines Tages von der vernünftigen Antwort, welche die Indianer dem Feldherrn gegeben hatten, redete, und ich demienigen, der mir diese Erzählung eingehändigt hatte, bezeugete,

wie man solche kaum glauben würde, er mir erwiederte: „Es wäre nöthig, daß man den Leuten den Jr„thum, den sie in Ansehung der Völcker von Westin„dien hätten, benehme. Ich wüste es selbst wohl, daß „man in diesen Ländern Leute fünde, die von gründlicher „Urtheilungskraft und vortreflichem Verstande wären, „und sich zu Krieges- und Friedenszeiten weislich auf„führeten, auch von allen Sachen sehr wohl zu sprechen „wüsten. Ich könte also die Dinge, deren Wahrheit „er mir versichert hätte, nur dreiste hinschreiben: Und „wenn ich auch den berühmtesten Rednern an Bered„samkeit gleich käme; so würden doch meine Worte die „Grösse der Herzhaftigkeit, und die herrlichen Thaten „der Indianer nicht recht ausdrücken können. Man „möchte dasienige, was ich sagen würde, glauben, oder „nicht; so könte ich doch, ohne den Einwohnern von „Westindien zu nahe zu thun, durch eine niederträchti„ge Gefälligkeit ihre Tapferkeit den Nachkommen nicht „verschweigen„. Dieses gab mir mein Schriftsteller zur Antwort, und ich erzähle solches, um rechtschaffenen Leuten zu erkennen zu geben, daß ich bis hieher mit vieler Aufrichtigkeit geschrieben, und ich in der Folge dieser Geschichte fortfahren werde, nichts zu behaupten, was nicht die reine Wahrheit ist.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Was sich mit den Spaniern und Indianern in der Landschaft Apalache zugetragen hat.

Das I. Hauptstück.

Ankunft der Kriegesvölcker in Apalache.

Als die Spanier die Versicherung erhielten, daß sie von der Landschaft Apalache, von welcher man ihnen so viel wunderbares erzählet hatte, daß nemlich das Erdreich sehr fruchtbar, das Volck aber überaus tapfer wäre, nicht weit entfernet wären; baten sie den Feldherrn, er möchte sie dahin in die Winterquartiere führen: worein er denn gar gerne willigte. Sie brachen also nach Apalache auf: und nachdem sie in dreyen Tagen zwölf Meilen zurück geleget hatten, ohne einige Wohnung anzutreffen; kamen sie den vierten gegen Mittag an einen Teich, welcher eine halbe Meile breit war, und dessen Länge man nicht absehen konte. Ueberdies war er auch auf beyden Seiten mit einem Walde umgeben,

geben, wo die sich an die Stämme der grossen Bäume schliessenden Büsche und Gesträuche den Eingang schwehr machten. Man konte auch würcklich zum Teiche nicht anders, als durch so einen engen Weg, kommen, daß kaum zween Männer neben einander hindurch gehen konten. Ehe aber die Truppen dahin kamen, lagerten sie sich in eine Ebene. Weil es aber noch frühe war; gab der Feldherr Befehl, daß zweyhundert zu Fusse, und dreyßig zu Pferde den Uebergang verkundschaften solten. Er befahl auch zwölf vortreflichen Schwimmern, die Tieffe des Teiches zu erforschen, und alle Oerter wohl zu bemercken, damit man sich den andern Tag sicher hinein wagen könte. Die Soldaten richteten seinen Willen so gleich ins Werck. Kaum waren sie aber in den Wald gekommen; als ihnen die Indianer den Weg streitig machten. Weil nun der Ort sehr enge war; so konten nur die beyden forderſten von ieder Parthey zum Treffen gelangen. Es stelleten sich also zween von den best bewafneten Spaniern mit blossen Degen vorne an die Spitze, liessen sich von zweenen mit Feuerröhren, und eben so viele mit Balestern versehenen Soldaten unterstützen, griffen die Barbarn mit Macht an, trieben sie am Holze hin, und zwungen sie, ins Wasser zu springen. Hier hielten die Indianer Stand, und stritten tapfer: wodurch denn von beyden Theilen verschiedene verwundet und getödtet wurden. Dieses machte nun, daß man den Teich nicht erkundigen konte. Man gab dem Feldherrn Nachricht hievon, welcher denn mit seinen besten Truppen herzu kam. Die Feinde lieffen auch häuffiger herbey, und der Streit wurde zwischen den Indianern und Spaniern im Wasser, worin sie bis an den Gürtel stunden, und zwischen denen Büschen, Gesträuchen, Bäumen und Steinen, so sie allenthalben an-

antrafen, immer heftiger. Unterdessen fasseten unsere Leute, welche fest entschlossen waren, entweder zu sterben, oder den Weg zu erkundigen, immer mehr und mehr ein Herz, überstiegen alle Hindernisse, trieben die Barbaren bis an die andere Seite des Wassers, und fanden, daß man es, ausgenommen in der Mitte, wo man in einer Breite von ohngefehr vierzig Fuß auf Balken übersetzete, leicht durchwaten konte. Sie wurden auch an der andern Seite des Wassers einen sehr dicken Wald gewahr, durch welchen man nur über einen engen Weg kommen konte. Man hatte aber so wohl im Teiche, als in dem hin und wieder gelegenen Gehölze anderthalb Meilen zurück zu legen. Wie nun der Feldherr den Weg erforschet hatte; kehrete er wieder zu seinen Truppen, um solche aufzumuntern, die vorkommenden Schwürigkeiten zu überwinden. Nachdem er sich nun mit den vornehmsten Befehlshabern über die Maaßregeln berathschlaget hatte; befahl er hundert Reutern, vom Pferde zu steigen, runde Schilde in die Hände zu nehmen, und voraus zu gehen. Diese solten zweyhundert mit Balestern und Flinten versehener Mannschaft, die alle Aexte führen, und damit in dem an der andern Seite des Teiches gelegenen Walde eine Oefnung machen solten, unterstützen. Denn da die Spanier durch einen engen Weg setzen musten, worin man ihnen gar leicht den Eingang verwehren konte; so hielt er es für unmöglich, durch beyde Wälder bey Tage zu kommen. Dieserwegen ließ er sie in dem einen sich lagern, um sie nicht des Nachts dem Hinterhalt der Barbaren blos zu stellen.

Das

Das II. Hauptstück.

Wie sie über den Teich gesetzet.

So bald der General Befehl ertheilet hatte; nahm jeder Soldat gekochten Hirsen auf einen Tag zu sich, und es zogen ohngefehr zweyhundert der tapfersten von der Armee voraus. Sie branten für Begierde, die Barbaren plötzlich zu überfallen; brachen also in der Stille zwo Stunden vor Tage auf, und gelangeten durch einen Fußsteig an die Brücke, über die sie ohne Wiederstand gingen. Die Indianer waren zu nachläßig gewesen, sich derselben zu bemächtigen, weil sie in den Gedancken gestanden, die Spanier würden sich zur Nachtzeit zwischen den Gehölzen keiner Gefahr aussetzen. Als aber der Tag anbrach, und die Barbaren sahen, daß ihre Feinde schon übergesetzet hatten; kamen sie mit grossem Geschrey heran, und stürzeten voller Verzweifelung, daß sie den Weg nicht eher besetzet, wie rasend auf sie zu, um ihnen eine Viertelmeile, die sie vom Teiche noch zurück zu legen hatten, streitig zu machen. Die Christen empfingen sie auf ihrer Seite herzhaft: und indem sie also mit einander im Wasser stritten; giengen ihnen unsere Leute dergestalt auf die Haut, daß sie solche hinaus trieben, und in dem darüber gelegenen Wald einschlossen.

Wie nun die Spanier die Indianer in so verwirreten Umständen sahen; beschlossen sie, einen ebenen Platz zu machen, worauf sie Zelte schlagen könten, wozu sie denn 150 Mann bestimmeten. Weil nun dahin kein ander Weg, als dieser enge Paß, ging; so solten die andern den Durchgang verwehren, und verhindern, daß die Barbaren die Arbeiter nicht überfallen könten. Dieses

wurde

wurde augenblicklich ins Werk gestellet. Inzwischen ſucheten die Indianer, welche den Soldaten mit ihrem Geſchöſſe nicht beykommen konten, ſolche durch ihr Geſchrey zu erſchrecken. Allein die Spanier lieſſen ſich dadurch von ihrer Pflicht nicht abhalten. Einige vertheidigten den Durchgang durch den engen Weg, andere hieben Holz ab, noch andere aber verbranten das abgehauene Holz, um den Plaß rein zu machen. Als ſie nun über dieſer Arbeit von der Nacht überfallen wurden; blieb ein ieder auf ſeinem Poſten, und konte wegen des beſtändigen Gehäuls der Barbaren niemand ſchlafen. So bald aber der Tag angebrochen war; begab ſich der übrige Theil der Völcker auch auf den Marſch, ohne daß ſich der Feind dawieder geſetzet hätte. Allein der ſchlimme Weg, und die vielen Dornen, die ſie da anrafen, fielen ihnen ſo beſchwehrlich, daß, da ſie nur einzeln hinter einander hergehen konten, ſie nicht weiter kamen, als an den Ort, wo man das Holz abgehauen hatte. Hier beunruhigten ſie nun die Indianer mit ihrem Geſchrey die ganze Nacht, vornemlich aber fielen ſie mit ihrem Lerm denenienigen beſchwehrlich, die den Weg beſetzet hatten, indem man dieſen von einer Hand zur andern Lebensmittel zureichen muſte. Mit anbrechendem Tage traten ſie alle hurtig den beſchwehrlichen Weg in dem Walde an, trieben die Indianer vor ſich hin, welche, nachdem ſie ſich verſchoſſen hatten, den Spaniern rechtend ieden Fuß breit Erde ſtreitig machten.

Auf ſolche Art kamen die Spanier auch durch den weyten Wald in ein anderes Gehölze, das nicht ſo dick gewachſen war, woſelbſt die Feinde die Freyheit hatten, ſich beſſer auszubreiten, und ihnen alſo ungemein zu ſchaden machten, weil ſie ſolche von allen Seiten anfielen. Einige thaten den Angriff, andere machten ſich zum Treffen

sen fertig, und schossen nicht eher, als bis ihre Gefährten sich zurück gezogen hatten, damit sie einander nicht durch die Menge derer Pfeile, die sie abschossen, verwunden möchten.

Ob nun gleich die Bäume dieses letzten Gehölzes, wo die Indianer und Spanier mit einander im Handgemenge waren, nicht so enge bey einander stunden, als in dem ersteren Walde; so konten doch daselbst die Pferde nur an gewissen Oertern den freyen Lauf haben, welches die Indianer denn noch kühner machte. Ihr Muth wurde auch dadurch noch mehr vergrössert, daß sie ihre Pfeile mit fast unglaublicher Geschwindigkeit abdrucken ten, indem ein Indianer sechs bis sieben mal schoß, bevor ein Spanier abgeschossen und wieder geladen hatte. In der That sind auch die Indianer so fertig im Bogenschiessen, daß sie kaum einen Schuß gethan, da sie schon wieder den andern zu thun bereit sind.

Die Oerter, wo die Pferde ihren freyen Lauf haben konten, waren kleine Erhöhungen: doch hatten sie die Barbaren mit langen Stücken Holz beleget, und da wo sie unmöglich hinkommen konten, Ein- und Ausgänge gemacht, um auf die Spanier schiessen zu können ohne deswegen den geringesten Schaden zu leiden. Die Indianer waren auf dieses alles einige Tage zuvor bedacht gewesen. Sie wusten, daß der Wald, worin der Teich lag, sehr enge war, und sie daselbst den Spaniern keinen grossen Schaden thun konten. So betrachteten sie auch, daß sie in dem Gehölze, wo sie sich damals befanden, den Christen einigen Vortheil abgewinnen konten. Dieserwegen hatten sie, um solche alle zu verwunden, oder gar zu tödten, ihre Zuflucht zur List genommen. Unsere Leute hergegen bemüheten sich, die ihnen gestellten Netze zu vermeiden: und weil sie sahen, daß ihnen

die Pferde nichts nütze waren; so dachten sie nur auf ihre Vertheidigung. Als die Indianer dieses merckten; wanten sie immer mehr Kräfte an, sie in die Flucht zu schlagen. Sie wurden noch muthiger, wenn sie sich dessen erinnerten, was vor zehen oder zwölf Jahren geschehen war. Sie hatten an eben dem Orte den Narbaez geschlagen, und droheten den Völckern des Soto auf gleiche Art. Unsere Leute wurden auf solche Weise zwo Meilen beunruhiget: worauf sie in das flache Feld kamen. Nachdem sie nun alda GOtt gedancket hatten, daß er sie aus der Gefahr gerissen; fochten sie zu Pferde mit grossem Muthe und Glücke. Denn alle Indianer, die sie in dem entdeckten Lande bis an die besäeten Felder auf noch zwo Meilen Weges antrafen, wurden entweder gefangen, oder getödtet. Sie gaben aber vornemlich allen, die sich zur Wehre setzen wolten, kein Quartier. Also musten an diesem Tage viele Feinde das Leben lassen, und die Spanier rächeten mit grossem Ruhm die Niederlage des Narbaez.

Das III. Hauptstück.

Fortgang der Spanier nach der Hauptstadt.

Hierauf lagerte sich der Feldherr mit seinen Truppen in eine Ebene, nahe bey einem Dorfe, alwo die Wohnungen und bebaueten Felder von Apalache ihren Anfang nahmen. Allein die Barbaren, welche die Christen nur zu plagen bemühet waren, thaten die ganze Nacht nichts, als schiessen und schreyen; daß also beyde Theile beständig auf ihrer Hut waren. Nach angebrochenem Tage giengen die Spanier auf zwo Meilen

weit durch lauter mit grossen Hirsen besäete Felder, wo-
selbst man viele von einander abgesonderte Häuser an-
traf, ohne das geringeste von eines Dorfes wahrer Ge-
stalt zu erblicken. Die in diesen Häusern befindlichen
Indianer fielen die Christen mit grosser Wuth an, und
suchten, sie niederzumachen: Unsere Leute aber, die der
Barbaren Verwegenheit hitzig machte, trieben sie quer
über das Feld, und stiessen sie mit Lanzen nieder. Sie
schritten deswegen zu diesem äussersten, weil sie dies
Volck gerne zur Ergebung bewegen wolten; allein es
war alles umsonst. Je mehr Tapferkeit die Spanier
sehen liessen, desto mehr verdoppelte sich die Herzhaftig-
keit der Indianer.

Endlich nachdem sie die zwo Meilen durch bebauete
Felder gegangen waren; kamen unsere Leute an einen
sehr tieffen Fluß, welcher an beyden Ufern mit einem
dicken Gehölze besetzet war. An diesem Orte hatten sich
die Feinde verschantzet, und erwarteten die Truppen, um
ihnen alda den Rest zu geben. Allein es kam ganz an-
ders, als sie sich eingebildet hatten. Denn wie die Spa-
nier den feindlichen Posten gewahr wurden; stiegen die
am besten bewaffneten Reuter vom Pferde, bahneten
sich mit blossem Degen den Weg, und hieben die Palli-
saden, welche die Barbaren beschützeten, und die Pfer-
de weiter zu kommen verhinderten, mit Aexten nieder.

Die Indianer schossen darauf auf unsere Leute sehr
heftig, verwundeten viele, und tödteten einige. Der
Weg war sehr beschwehrlich, und die Feinde, welche zu
überwinden hoffeten, wanten wegen des ihnen vortheil-
haften Ortes die äuserſten Kräfte an. Nichts destowe-
niger waren sie unglücklich. Die Spanier griffen sie
mit so guter Ordnung, und so herzhaft an, daß sie solche
ohne

ohne grossen Verlust überwältigten. Nach diesem gingen sie wieder zwo Meilen durch besäete Felder; wurden aber von den Indianern, die sich vor den Pferden fürchteten, nicht angefallen. Die Spanier lagerten sich also in das freye Feld, in der Hofnung, daß sie nun eine Nacht Ruhe haben würden. Sie wurden aber darin betrogen. Die Indianer beunruhigten sie mit Hülfe der Finsterniß unaufhörlich, damit sie ihren berühmten Namen behaupteten, und von ihren Nachbaren für tapfere Leute gehalten würden. Den andern Morgen, wie die Völcker auf dem Marsche waren, bekam man durch die Gefangenen Nachricht, daß man nur noch zwo Meilen von der Hauptstadt wäre, und daselbst der Cacique mit einer grossen Menge seiner Unterthanen die Christen erwartete, um ihnen ein Treffen zu liefern. Sogleich fertigte der Feldherr zweyhundert zu Pferde und hundert zu Fusse ab, rückete auf die Stadt an, und befahl, unter Weges alles niederzumachen. So bald er in diesen Platz kam, fand er ihn leer, und der Herr desselben hatte die Flucht genommen. Wie man ihm aber berichtete, daß er nicht weit weg wäre, fing er an, ihn zu suchen, durchstrich die umliegenden Oerter auf zwo Meilen, brachte viele Indianer um, und nahm nicht weniger gefangen, ohne daß man iedoch den Cacasi antreffen konte. Also nante sich aber der Cacique von Apalache, und dies war der erste, der nicht mit dem Namen der Landschaft beleget war. Da nun der Feldherr alle Hofnung verlohren hatte, den Barbar in seine Gewalt zu bekommen; kehrete er nach der in der Hauptstadt befindlichen Armee zurück. In dieser waren nun 350 Häuser. Soto erwählete für sich das Haus des Cacasi, welches am Ende der Stadt lag, und vor andern erhöhet war.

Die Landschaft Apalache hat ausser vielen auf dem Felde hin und wieder zerstreueten Wohnungen eine Menge Dörfer von 50 bis 60 Feuerstätten, deren eines von dem andern eine, bisweilen auch zwo bis drey Meilen entlegen ist. Das Land hat eine angenehme Lage. Man findet darin viele Fischteiche. In selbigen wird das ganze Jahr gefischet, und die Einwohner versehen sich mit Fischen zu ihres Lebens Unterhalt. So ist auch diese Gegend in andern Stücken sehr fruchtbar. Es war also dem Soto und seinen Leuten ungemein lieb, daß er dahin gekommen war. Denn sie erlangeten, der da angetroffenen Lebensmittel zu geschweigen, in denen daselbst gelieferten Treffen grossen Ruhm. Ich will sie aber alle erzählen, damit man daraus die Kühnheit der Indianer und die Tapferkeit der Spanier ersehen könne.

Das IV. Hauptstück.

Das Land wird ausgekundschaftet.

Nachdem sich das Kriegesheer einige Tage wieder erfrischet hatte; sante Soto unter Anführung des Tinoco Vasconcelo und Aniasco Völcker aus, die Provinz Apalache mit den benachbarten Ländern auszukundschaften. Zween von diesen Hauptleuten gingen durch verschiedene Wege funfzehen bis zwanzig Meilen gegen Mitternacht. Der eine kam in acht, der andere aber in neun Tagen zurück, und meldeten, daß sie viele sehr volckreiche Dörfer gesehen hätten; daß das Land sehr fruchtbar wäre, und man daselbst weder Wälder noch Moräste anträfe. Aniasco erzählete aber hergegen, daß es sehr schwehr fiele, ins Land zu gehen, weil solches sehr waldich und moraſtig wäre, so daß, ie tieffer man hinein käme, deſto

be

beschwehrlicher die Wege wären. Nugnez berichtet in seinen Nachrichten fast eben dieses, und setzet noch hinzu, daß die Provinz Apalache voll von stehenden Wassern, mit Holz bedecket, unfruchtbar und übel bevölckert sey: und dieses hat auch in Ansehung der nicht weit von dem Meere gelegenen Oerter, nicht aber derer jenigen, die der Feldherr entdecken ließ, seine Richtigkeit. Mich bestärket noch dieses in meiner Meinung, daß, da der gröste Theil der Erzählung des Nugnez von den Indianern herrühret, sie aus Bosheit ihr Land als ein abscheuliches und unzugängliches Land beschrieben haben, um den Spaniern die Lust zu benehmen, es zu erobern. Hierzu komt noch dieses, daß die Leute des Narbaez, deren Begebenheiten Nugnez erzählet, in Apalache geschlagen worden, ia! daselbst gröstentheils gar für Hunger gestorben waren, und also diese Landschaft nicht völlig entdecken können. Ich melde also von der Gegend von Apalache, wo Soto hingekommen, nichts, was nicht mit der Wahrheit überein komt, und das, was Nugnez von den um das Meer gelegenen Oertern berichtet, hat ebenfals seine Gewißheit.

Das V. Hauptstück.

Entdeckung der Seeküste.

Als Aniasco ausging, die Seeküste zu entdecken, welche keine dreyßig Meilen von Apalache gelegen war; nahm er funfzig zu Fusse, und vierzig zu Pferde mit sich. Er hatte auch den Arias Gomez, einen tapfern und erfahrnen Kriegesmann, der sehr gute Anschläge gab, ein fertiger Schwimmer war, und allemal Mittel ausfündig machte, die Unternehmungen zu Wasser und zu

Lande wohl auszuführen, bey sich. Arias war in der Barbarey ein Gefangener gewesen, und hatte die Landessprache so wohl gelernet, daß, wie er den Händen der Ungläubigen entwischet, und sich an einen Grenzort begeben, woselbst sich Christen aufgehalten, die ihn antreffenden Mohren, mit denen er geredet, nicht gemerket haben, daß er ein Fremder gewesen. Erstgemeldeter Ritter lenkete sich mit seinen Gefährten gegen Mittag, und hatte einen Indianer, der sich freywillig darzu erboten, und sich ihnen sehr gewogen bezeigete, zum Wegweiser. Sie legten in zweenen Tagen zwölf Meilen zurück, setzeten über zween kleine Flüsse, und kamen endlich glücklich in dem Flecken Aute (36) an, welchen sie von den Einwohnern verlassen, und voll von allerhand Lebensmitteln antrafen. Sie versahen sich damit auf vier Tage, und setzeten ihre Reise über einen schönen Weg fort. Endlich aber mogte sich ihr Wegweiser einbilden, er handelte nicht recht, wenn er sie treu führete; brachte sie also von dem rechten Wege ab in Wälder, worin viele grosse Bäume umgefallen waren, und wo man keine Bahn finden konte. Er leitete sie auch über gewisse Oerter, die zwar von Holze entblösset, aber dagegen so kotig waren, daß Menschen und Pferde darin stecken blieben. Nichts fiel ihnen aber beschwehrlicher, als dickbewachsene Dornsträuche, die sich an der Erde hinaus schlängelten, und ihnen die gröste Mühe machten. Nichts destoweniger daureten diese Wege zu ihrem unglaublichen Elende fünf Tage. Wie aber ihre Lebensmittel aufgezehret waren; kehreten sie nach Aute zurück, um sich damit wieder zu versehen, und alsdenn ihren Weg weiter fortzusetzen. Sie stunden auf dem Wege un-

(36) Die Landcharten setzen Aute viel weiter hin. Allein diese Reisebeschreibung verdienet eben so grossen Glauben, als die Landcharten.

unbeschreibliche Mühseligkeiten aus, weil sie die vorigen Oerter wieder durchziehen musten, die Erde daselbst schon eingetreten war, und sie also tieffer hinein kamen, als vorhin. So lange sie im übrigen in den Wäldern verirret waren; kamen sie von Zeit zu Zeit an die See, welches sie an dem Geräusche der Wellen abnehmen konten. Allein ihr Wegweiser entfernete sie augenblicklich davon, und bemühete sich, sie an Oerter zu führen, woraus sie sich nicht wieder loswickeln könten, und deswegen alle Hungers sterben müsten. Er für sich machte sich aus seinem Tode nichts, wenn er sie nur auch mit ins Verderben stürzete. Ohngeachtet dieser Bosheit aber kamen sie doch wieder nach Aute, und waren von Müdigkeit und Hunger ganz entkräftet, indem sie in vier Tagen nichts anders, als wilde Wurzeln, gegessen hatten. Sie erquickten sich derohalben etwas wieder, versahen sich mit Lebensmitteln auf fünf Tage, und setzeten ihre Entdeckungen durch noch abscheulichere Wege, als die vorigen, fort.

Einsmals, wie die Spanier in der Nacht in dem Gehölze bey einem grossen Feuer ausruheten; ergrif der sie führende Indianer, welcher verdrießlich wurde, daß sich ihr Untergang so lange verzögerte, einen Brand, und schlug einem Soldaten damit ins Angesicht. Als die übrigen diesen Muthwillen sahen; würde es ohne den Aniasco um sein Leben gethan gewesen seyn. Allein dieser führete ihnen zu Gemüthe, daß sie keinen andern Wegweiser finden könten, und man also von ihm etwas leiden müste. Endlich schliefen sie wieder ein: doch der Indianer war noch einmal so verwegen, einem andern Soldaten übel mitzuspielen. Allein man vergalt seine Verwegenheit mit Stockschlägen. Nichts destoweniger brachte auch dieses ihn noch nicht zu seiner Schuldigkeit,

sondern er schlug, ehe es Tag ward, noch einen. Hierdurch zog er sich recht empfindliche Prügel zu, und wurde in Ketten geschlossen: worauf man ihn einem von den stärckesten unter dem ganzen Hauffen zur Verwahrung übergab, mit dem Befehle, fleißig auf ihn Acht zu haben. Als der Tag angebrochen war; begaben sie sich auf den Weg, und waren über dessen Beschwehrlichkeit und ihres Wegweisers Verfahren ganz verdrießlich. Wie sich nun dieser Barbar ausser Stand gesetzet sahe, sie zu verderben, und die Flucht zu nehmen; fiel er seinen Hüter ganz verzweifelt an, bekam ihn von hinten zu fassen, warf ihn zur Erde, und trat ihn erbärmlich mit Füssen. Diese Wuth brachte die Spanier endlich zum Zorn. Sie gaben ihm derowegen mit dem Degen und der Lanze viele Stiche, worunter ihn doch einige nicht mehr verletzeten, als eine Spitzruthe, und hätte man fast sagen sollen, man wäre bezaubert worden. Aniasco verwunderte sich hierüber nicht wenig; erhub sich auf seinen Steigbügeln, nahm seine Lanze in beyde Hände, und stieß aus allen Kräften auf ihn zu. Ob er nun wohl sehr stark war; so verwundete er ihn doch nur leicht. Indem man nun nicht glaubete, daß man ihm das Leben nehmen könte; so überließ man ihn einem grimmigen Windhunde, und dieses war eines solchen Verräthers verdienter Lohn. Kaum war man aber funfzig Schritte von ihm weg; so hörete man den Hund heulen, nicht anders, als wenn er getödtet würde. Wie sie nun wieder umkehreten; sahen sie, daß der Wegweiser mit seinen Daumen dem Windhunde auf beyden Seiten in den Rachen gefasset hatte, und ihm das Maul zerriß, und konte der Hund dagegen nichts ausrichten. Einer unter den Soldaten gab darauf alsobald dem Barbar mit seinem Degen so viele Stösse, daß er ihn tödtete;

tete; ein ander aber hieb ihm mit einem grossen Messer die Hände ab, welche, wie sie schon vom Leibe abgesondert waren, doch dem Hunde das Maul noch fest hielten. Nach diesem verfolgeten unsere Leute ihren Weg, und befahlen einem Indianer, den sie gefangen hatten, da sie nach Aute zurückgekehret waren, bey Lebensstrafe, sie treulich zu führen. Dieser Barbar hatte ihnen bey des ersten Lebzeiten niemals dienen wollen. Er stellete sich taub, wenn man mit ihm redete, weil ihn der andere mit dem Tode bedrohet hatte, wenn er Antwort geben würde. Da er sich aber von seinem Gefährten befreyet sahe, und befürchtete, es möchte ihm übel ergehen; gab er durch Zeichen zu vernehmen, er wolte die Spanier an die Seeküste führen, und zwar an eben den Ort, wo Narbaez seine Fahrzeuge gebauet hätte: doch müsten sie zuforderst den Weg wieder nach Aute nehmen, und alsdenn ihren Zug antreten. Wie aber die Spanier ihm zu verstehen gaben, daß sie schon nahe bey der See wären, weil sie die Wellen rauschen höreten; bedeutete er sie, daß es wegen des Holzes und der Moräste unmöglich wäre, durch den Weg, dem sie nachgingen, dahin zu gelangen. Sie kehreten also wieder nach Aute, und kamen mit grosser Mühe in fünf Tagen alda an. Sie waren auch noch darüber bekümmert, daß sie in den Gedanken stunden, der Feldherr würde über ihr so langes Aussenbleiben bey ihrer Entdeckung unruhig seyn. Unter Weges gingen Arias und Sylvester voraus, und erwischeten zween Indianer, die sie durch Zeichen frugen, ob sie sie wohl nach dem Meere zu bringen wolten: da denn diese andeuteten, daß sie ihnen hierin ganz treulich dienen würden, und der Meinung ihres Führers beypflichteten. Unsere Leute, die voller Freuden und Hofnung waren, in ihrer Entdeckung glück-

lich zu seyn, brachten die Nacht ganz geruhig zu. So bald aber der Tag angebrochen war, seßeten sie ihre Reise quer über lange Stoppeln auf einem sehr angenehmen, und sich almählig ausbreitenden Wege fort. Bisweilen trafen sie wohl einen schlimmen Ort an; allein sie kamen mit leichter Mühe wieder heraus. Nachdem sie nun zwölf Meilen zurück geleget hatten, befanden sie sich an dem Ufer eines grossen Meerbusens, an welchem sie heraus gingen, und endlich an den Ort gelangeten, wo Narbaez vom Lande gestossen war. Sie sahen die Stelle, alwo er seine Fahrzeuge mit dem nöthigen Eisenwerke beschlagen lassen, und fanden in der Gegend viele Kohlen und ausgehölete dicke Balken, welche man zu Pferdekrippen gebrauchet hatte. Endlich zeigeten die Indianer auch die Stelle, auf welcher zehen Soldaten des Narbaez getödtet worden, und erzähleten durch Zeichen und mit Worten die vornehmsten Begebenheiten dieses Hauptmannes. Es hatten aber die Anwohner dieser Küste einige spanische Wörter behalten, und bemüheten sich täglich, deren noch mehr zu lernen. Unterdessen sucheten Aniasco und seine Gefährten fleißig in den Hölen der Bäume, und auf ihren Rinden nach, ob sie nicht einige hinterlassene Nachricht oder Schrift finden könten: Denn die ersten Entdecker eines Landes waren allezeit gewohnet, einigen Unterricht zu hinterlassen, welcher denn zuweilen von grosser Wichtigkeit gewesen ist. Wie sie aber ihre Mühe vergeblich angewant sahen; folgeten sie der Küste des Meerbusens so lange nach, bis sie an die offenbare See kamen, die nur drey Meilen davon entfernet war.

Es war eben Ebbe, und daher stiegen zwölfe von den besten Schwimmern in halb zerscheiterte Böte, erforscheten die Tieffe des Einganges in den Meerbusen, und

und fanden ihn fähig, grosse Schiffe zu tragen. Sie liessen hievon Merkzeichen an den höchsten Bäumen zurück, damit diejenigen, die in diese Gegenden gelangen möchten, sich darnach richten könten. Hierauf kehrete Aniasco wieder nach dem Lager: da es denn dem Feldherrn recht lieb war, ihn wieder zu sehen, und zu vernehmen, daß er einen guten Hafen entdecket hatte.

Das VI. Hauptstück.

Reise von dreyßig Speerreutern nach der Landschaft Hirriga.

Unter währender Zeit, da man mit Entdeckung der Küste beschäftiget war, sahe der Feldherr, daß der Winter heran nahete, legte derowegen seine Soldaten in die Besatzung. Weil er nun wuste, daß Calderon in der Stadt Hirriga nichts nütze war; sante er ihm Befehl zu, sich mit ihm zu vereinigen. Inzwischen ließ er Lebensmittel zusammen bringen, und zur bequemlichern Beherbergung seiner Leute Häuser bauen. Er befahl auch, die Stadt Apalache zu befestigen, um sich vor den Anfällen der Barbaren in Sicherheit zu setzen, und übersante dem Capasi, welchen er gerne zum Frieden bewegen wolte, Geschencke. Allein dieser Cacique wolte von keinen Vorschlägen hören, und verschanzete sich in einem Walde, welchem man schwehrlich beykommen konte. Weil nun Soto alle Hofnung verlohren hatte, ihn zu gewinnen; so befahl er dem Aniasco, welchem es weder an Muth, noch Glücke fehlete, mit dreyßig Speerreutern nach Hirriga aufzubrechen. Dieser Befehl war nun gewiß etwas hartes: denn es galt eine Reise von hundert und funfzig Meilen, wobey man grosse Gefahr

zu

zu besorgen hatte. Man muste durch kühne und tapfere Völcker, die geschworne Feinde waren, und über sehr beschwehrliche Flüsse und Moräste setzen. Dieser Betrachtung ohngehindert übernahmen doch die dreyßig Spanier die Reise herzhaft, und verrichteten dabey sehr vortrefliche Thaten. Ich bedaure sie nur darin, daß solche ein Indianer erzählen soll. Damit ich aber doch thue, was in meinem Vermögen ist; so will ich die Namen derjenigen, die mir darunter bekant worden, hieher setzen. Diese sind nun Juan von Soto, Aniasco, Arias, Cacho, Atiensa, Cordero, Sylvester, Espinosa, Fernandez, Carillo, Atanasio, Abadia, Cadena, Sagredo, Argote, Sanchir, Pechado und Moron. Dieser letzte hatte eine so feine Nase, daß er besser riechen konte, als ein Jagdhund. Denn wie er in der Insel Cuba mit seinen Gefährten oft ausging, die aufrührischen und flüchtigen Indianer aufzusuchen; folgete er ihrer Spur in den Gebüschen, holen Bäumen und Hölen, worein sie sich versteckt hatten. Er roch auch das Feuer über eine Meile weit, weil er, ohne einige Flamme oder Rauch zu sehen, zu denenjenigen, die in seiner Gesellschaft waren, oft sagte, es wäre nicht weit von ihnen Feuer, und man fand es auch eine halbe oder ganze Meile von da.

Diese dreyßig Speerreuter brachen den 20ten Octobr. 1539 von Apalache auf. Sie waren wohl beritten, und mit Sturmhauben versehen, hatten Brustharnische an, und Lanzen in der Hand, auch einige Lebensmittel in ihrem Felleisen. Auf solche Art reiseten sie noch vor Tage fort, damit die Indianer ihrer nicht gewahr werden, und die Wege besetzen möchten. Sie eileten oft im vollen Galoppe fort, und brachten unter Weges einige Barbaren, von denen sie entdecket zu werden befürchteten,

um.

um. Sie setzeten also ihren Weg weiter, und gelangeten an den Morast von Apalache, über welchen sie glücklich kamen. Weil sie nun selbigen Tag dreyzehen Meilen geritten waren; so legten sich zwanzig Reuter zur Ruhe nieder, die übrigen aber blieben, aus Furcht vor einem Ueberfalle, auf der Wache. Hierauf ritten sie zwölf Meilen durch ein wüstes Land von dem Moraste von Apalache bis an die Stadt Ossachile.

Da sie aber besorgeten, gesehen zu werden, und daß man ihnen die Wege besetzen möchte; so hielten sie gegen den Abend stille, und ritten zu Mitternacht in kurzem Galoppe durch Ossachile. Eine Meile von da ritten sie von dem ordentlichen Wege ab, um den übrigen Theil der Nacht etwas auszuruhen, und waren nach ihrer Gewohnheit auf guter Hut. So bald der Tag angebrochen war; machten sie sich, weil man Leute auf dem Felde erblickete, und sie entdecket zu werden besorgeten, immer im kurzen Galoppe weiter. Dieses daurete fünf Meilen von dem Orte, wo sie ausgeruhet hatten, bis an den Fluß Ossachile, und sie matteten dadurch ihre Pferde ungemein ab. Als sie aber nahe an den Fluß kamen; ging Sylvester voraus: und wie selbiger sahe, daß das Wasser nicht so groß war, als da die Truppen über solchen setzeten; stürzete er sich hinein, und gelangete glücklich ans andere Ufer.

Aniasco folgete ihm mit den übrigen. So bald sie hinüber waren; nahmen sie etwas Speise zu sich. Sie ritten hierauf mit kurzen Schritten weiter, und legeten von diesem Flusse bis nach Vitachuco fünf Meilen zurück, wodurch sie, weil sie in Furcht stunden, sich mit den Indianern schlagen zu müssen, mit verhängtem Zügel zu reiten beschlossen. Wie sie aber in diese Stadt kamen;

kamen; machte sie der Zustand, in welchem sie solche sahen, wieder etwas muthiger. Sie war nemlich ganz verlassen, die Häuser völlig zerstöhret, und die Gassen mit todten Barbaren bestrauet (37). Die Indianer hatten deswegen diesen Platz verwüstet, weil sie in den Gedancken gestanden, es wäre ein unglücklicher Ort. Sie hatten auch die Todten unbegraben liegen lassen, indem sie selbige für elende Leute gehalten, die ihr Vorhaben nicht ausführen können, und die, zu einer Strafe, die sie allen denenienigen anthaten, denen es im Kriege nicht glückete, ein Raub der wilden Thiere werden solten.

Kaum war die Parthey aus Vitachuco hinaus; als sie zween Indianer auf der Jagd antrafen, die kein gemeines Ansehen hatten. Wie diese Barbaren die Christen erblicketen; begaben sie sich unter einen Nußbaum. Weil sich aber einer von ihnen auch da nicht für sicher hielt; so flohe er zur Seite des Weges nach einem Walde zu. Allein zween Reuter kamen ihm zuvor, und erhascheten ihn. Der andere Indianer, dem es an Herzhaftigkeit nicht mangelte, hatte ein besser Glück. Denn dieser spannete seinen Bogen, bot den Reutern den Kopf, und drohete zu schiessen, wenn sie ihm nahe kämen. Einige, welche seine Kühnheit zum Zorn reitzete, wolten ihn mit Lanzen niederstossen. Allein Aniasco sagte zu ihnen, es wäre ihnen eine Schande, diesem Freveler das Leben zu nehmen, und sie dürften sich an dem dermaligen Orte nicht in Gefahr setzen, verwundet oder getödtet zu werden. Auf diese Art brachte er sie von dem nahe bey dem Nußbaum gelegenen Wege ab, und befahl ihnen, im kurzen Galoppe weiter zu reiten.

In-

(37) Dieses waren diejenigen, welche man niedergemacht hatte, als Vitachuco getödtet wurde.

Inzwischen hielt der Barbar, so wie sie nach einander den engen Weg beschritten, seinen Bogen vor. Darauf schrie er ihnen zu, sie wären Feigemämmen, daß sie sich nicht unterstanden hätten, ihn anzugreiffen, und seßete noch viele andere Schimpfworte hinzu, welche er mit Stolz und Drohungen begleitete. Als die zu beyden Seiten des Weges befindlichen Indianer seine Stimme höreten; riefen sie einander zu, ihnen den Paß zu verlegen. Allein die dreyßig Spanier machten sich von da weg, und gelangeten in eine Ebene, wo sie ein wenig ausruheten. Sie legten an diesem Tage, welches der dritte seit ihrer Abreise war, siebenzehen Meilen zurück, und den vierten eben so viel, und zwar noch in der Landschaft Vitachuco. Jedoch die in dieser Gegend befindlichen Völcker, die das Vergangene erbittert hatte, suchten sich wegen der Niederlage ihrer Leute an ihnen zu rächen. Sie santen also von den Ihrigen etliche ab, den Zug derer Christen bekant zu machen, damit man die Pässe besetzen möchte. Die Reuter, die dieses gewahr wurden, gaben ihren Pferden die Sporen, holeten die Boten ein, und stachen ihrer sieben mit Lanzen zu Tode. Gegen Abend desselben Tages kamen sie in eine sehr schöne Ebene, alwo es ganz stille war. Nach Mitternacht brachen sie wieder auf, und hatten bey der Sonnen Aufgang schon fünf Meilen geritten, waren auch schon nahe bey dem Flusse Ocaly. Sie glaubeten, er würde nicht so voll Wasser seyn, als er sonst zu seyn pflegete. Allein sie fanden, daß das Wasser über die Ufer getreten, und schnellen Lauffes war, und es an verschiedenen Orten Wirbel machte, welche die darunter befindlichen tieffen Löcher verdecketen. Ueberdem lieffen auch die Indianer an die Ufer des Flusses, und munterten einander durch ein gegenseitiges Geschrey auf, den Uebergang zu verwehren. Die

Die Spanier überlegten hierauf die Gefahr, womit sie bedrohet wurden, und daß man, um solcher zu entgehen, die Zeit nicht mit vergeblichen Berathschlagungen zubringen müste. Sie ernenneten also zwölfe von ihnen, die das ienseitige Ufer gewinnen solten, damit sie nachmals ihren Uebergang erleichtern könten. So musten auch vierzehen Mann Zweige abhauen, von welchen sie Schlitten machen wolten, um darauf ihre Habseligkeit und diejenigen, die nicht schwimmen konten, zu legen, die übrigen aber solten den Barbaren, die ihnen das Uebersetzen zu verwehren trachten würden, Wiederstand thun. Nach diesem gegebenen Befehle beschlossen die zwölf Reuter, entweder zu sterben, oder ihre Unternehmung glücklich zu Ende zu bringen. Sie setzeten derowegen mit ihren Pferden in voller Rüstung, und mit der Lanze in der Hand in den Fluß, und eilfe von ihnen gewannen an dem ienseitigen Ufer eine erwünschete Oefnung. Der einzige Cacho konte dahin nicht kommen, weil sein Pferd die Kraft nicht hatte, die Gewalt des Wassers zu schwächen. Er wurde also gezwungen, dem Flusse zu folgen, um einen Ausgang zu suchen. Weil er aber keinen finden konte; muste er seine Gefährten, die mit dem Holzhauen beschäftiget waren, zu Hülfe rufen. Von diesen warfen sich nun viere ins Wasser, und erretteten ihn. Allein wir wollen diese Reuter etwas verlassen, und sehen, was der Feldherr in Apalache machet.

Das VII. Hauptstück.

Gefangenschaft des Capasi.

Den Soto verdroß es, daß diese Barbaren immer hinter ihm her seyn solten; meinete also, solche sich gar bald

bald unterwürfig zu machen, wenn er sich des Capasi bemächtigen könte. Er erkundigte sich derowegen mit gröster Sorgfalt, wo sich dieser hinbegeben hätte, und vernahm, daß er acht Meilen von der Armee in einem dicken Walde wäre, alwo er sich so wohl wegen der Lage des Ortes, als der Moräste, und der zu seiner Vertheidigung um sich habenden Leute für sicher hielte. Auf diese Nachricht nahm der Feldherr so viele Soldaten, als er nöthig hatte, begab sich in Person auf den Weg, um sich des Caciquen zu bemächtigen, und kam nach ausgestandener grosser Beschwehrlichkeit in dreyen Tagen an den Ort, wo sich die Indianer im Walde verschanzet hatten. Dieses war nun ein Platz, alwo sie die Bäume abgehauen hatten, und wohin man nur durch einen sehr engen, und eine halbe Meile langen Zugang kommen konte. Alle hundert Schritte waren gute Pallisaden mit dicken Pfählen hingesetzet, und iede Pallisade war sehr wohl verwahret. Dieses war nun der Ort, wohin sich Capasi mit einer grossen Menge seiner Unterthanen, die entschlossen waren, lieber das Leben zu lassen, als ihren Herrn in der Feinde Gewalt zu sehen, zurück gezogen hatte. Wie Soto nun endlich an den Zugang gekommen war, welcher nach der Verschanzung ging, alwo sich der Cacique aufhielt; fand er Leute vor sich, die sich vorgenommen hatten, ihm das Weiterkommen zu verwehren. Allein er ließ so gleich den Angriff thun. Weil aber der Weg enge war; so konten nur die forderSten zum Schlagen kommen, welche denn, nachdem sie einige Pfeilschüsse ausgehalten hatten, mit dem Degen in der Faust die erste und andere Pallisade eroberten. Sie rissen die Pfähle weg, und hieben deren Befestigungen in Stücken, obgleich die Barbaren tapfer schossen, und einige verwundeten. Die Spanier munterten ein-

ander immer mehr und mehr auf, drungen mit gebückten Köpfen auf das dritte Bollwerk an, nahmen es ein, eroberten auf solche Weise auch alle die übrigen, und kamen endlich, ohngeachtet des Wiederstandes der Feinde, Schritt vor Schritt an den Ort, wo Capasi war.

Sobald die Indianer ihren Caciquen in Gefahr sahen; verdoppelten sie ihre Kräfte, warfen sich mitten unter die Degen und Speere, und stritten als verzweifelte Leute. Allein die Unsrigen griffen sie mit Nachdruck an, und liessen den Capasi, aus Furcht, ihn zu verlieren, nie aus den Augen. Vornemlich ließ der Feldherr hiebey seine Herzhaftigkeit sehen, indem dieser als ein rechter Heerführer vor der Spitze der Seinigen war, und sie durch sein Beyspiel und Zureden aufmunterte. Endlich musten die Barbaren, weil es ihnen an Vertheidigungswaffen fehlete, das Reißaus nehmen: da denn die Spanier die äuersten Kräfte anspanneten, und sie fast alle in Stücken hieben.

Wie der Cacique das Blutbad sahe, daß man unter seinen Unterthanen anrichtete, und merkete, daß die übrigen ihn zu vertheidigen nicht vermögend waren; befahl er ihnen, das Gewehr niederzulegen. Diese kamen hierauf gleich zum Soto, umfasseten seine Knie, und baten ihn mit Thränen, ihrem Herrn zu verzeihen, und ihnen lieber das Leben nehmen zu lassen, als selbigem ein Leid anzuthun. Diese Grosmuth ging dem Feldherrn so zu Herzen, daß er sich bewegen ließ, iedoch mit der Bedingung, daß sie ihm gehorsam bleiben solten.

Hierauf machte Capasi dem Soto seine Aufwartung, welcher ihn ganz höflich empfing, weil es ihm sehr lieb war, ihn in seiner Gewalt zu haben. Der Cacique wur-

wurde von einigen Indianern unter den Armen unterstützet, weil ihm, als einem ungemein dicken Manne, das Gehen sehr beschwehrlich fiel. Er konte allein keinen Schritt aus der Stelle kommen, noch sich auf den Füssen halten; so daß man ihn allenthalben auf einer Tragbare trug: in seinem Hause aber kroch er auf Händen und Füssen. Diese Schwehrfälligkeit war auch die Ursache, warum er sich nicht weit entfernen können.

Das VIII. Hauptstück.

Capasi begiebet sich auf den Weg, um seine Unterthanen zur Ergebung zu bewegen, und machet sich mit der Flucht davon.

Nachdem nun Capasi gefangen worden, kehrete der Feldherr, in der Hofnung, daß die Indianer, wie doch der Erfolg ganz anders lehrete, seine Trupppen nicht mehr so häuffig anfallen solten, wieder nach seinem Quartier. Allein diese erbitterte die Gefangenschaft ihres Caciquen noch mehr: Und weil sie nicht weiter mit seiner Bewachung beschäftiget waren; so begingen sie grössern Unfug, als vorhin. Soto erzürnete sich hierüber gar sehr, und beschwehrete sich bey dem Capasi, daß seine Unterthanen die ihm wiederfahrne gute Begegnung so schlecht erkenneten, und wie sie gar ihrer eigenen Personen wegen verbunden wären, sich anders aufzuführen. Er sagte ferner: „Er hätte ihnen weder ihre Güther „geraubet, noch ihre Felder verwüstet, und würde er, „wenn sie ihn nicht angefallen hätten, niemals zugelas„sen haben, iemand zu verwunden, oder zu tödten. Er „möchte ihnen also befehlen, daß sie seinen Völckern

„nicht mehr nachstelleten, weil er sie sonst öffentlich be„kriegen, und alles mit Feuer und Schwerd verheeren „würde; und möchte er endlich noch bedencken, daß, „wenn die Indianer in demienigen Zustande, worein „ihn das Glück gesetzet hätte, den Spaniern so grau„sam begegneten, diese dadurch bewogen werden könten, „einige Gewalt an ihm auszuüben, und sein Land gänz„lich zu verwüsten„.

Capasi gab hierauf mit Ehrerbietung, und dem Ansehen nach auch mit Erkentlichkeit zur Antwort: „Die „Aufführung seiner Unterthanen mißfiele ihm um desto „mehr, da er seit seiner Gefangenschaft ihnen hätte be„fehlen lassen, den Spaniern nichts zuwieder zu thun: „es wäre aber seine gehabte Sorgfalt gar vergeblich „gewesen. Sie hielten die an sie geschicketen Boten für „verdächtig, und könten nicht glauben, daß man ihm „so wohl begegnete. Vielmehr bildeten sie sich ein, „daß er in Ketten und Banden geschlossen wäre, und „allen Beleidigungen Preis gegeben würde. Er bäte „also den Feldherrn, zu befehlen, daß ihn einige von sei„nen Soldaten bis auf sechs Meilen vom Lager in einen „Wald begleiteten, woselbst er die tapfersten von seinen „Unterthanen vorfinden würde. Alda wolte er sie bey „Namen rufen; so würden sie zu ihm kommen, und, „wenn er ihnen die genossenen Gutheiten erzählen wür„de, alle Feindseligkeit einstellen: und dieses wäre das „einzige Mittel, sie zur Ergebung zu bewegen„.

Der General ließ sich durch diese Gründe bewegen, und den Caciquen durch eine Compagnie zu Pferde und zu Fusse an den Ort begleiten, wo nach seiner Versicherung seine Unterthanen seyn solten, und befahl, vornemlich den Hauptleuten, ein wachsames Auge auf den Bar-

bar

bar zu haben. Diese brachen noch vor Tage auf, und kamen nach einem Zuge von sechs Meilen gegen den Mittag an dasienige Gehölze, wohin sich die Indianer begeben hatten. Der Cacique sante sogleich dreye von seinen Leuten hinein. Kaum aber waren diese weggegangen; so kamen sie mit zwölf andern wieder zurück, denen er befahl, sie solten den Vornehmsten von seinen Unterthanen sagen, daß sie sich versamlen, und des andern Tages vor ihm erscheinen möchten, weil er mit ihnen von Sachen reden wolte, die ihre Ehre und ihren Nutzen beträfen. Die Indianer säumeten nicht lange, mit diesem Befehle wieder in den Wald zu gehen. Unterdessen stelleten die Spanier allenthalben Wachten aus, und begaben sich die Nacht zur Ruhe, indem sie mit des Capasi Aufführung wohl zufrieden waren, und gedachten, sie würden mit Ruhm wieder ins Lager kommen. Sobald aber der Tag anbrach; erkanten sie, daß man ist in der schönsten Hofnung betrogen wird. Sie fanden weder den Caciquen, noch einen von den Barbaren, die ihn begleitet hatten. Diese Begebenheit machte sie erstaunet, und sie frugen einander, wie doch die Sache zugegangen wäre. Als nun die Antwort erfolgete, es wäre unmöglich, daß er hätte die Flucht nehmen können, weil die Wachten versicherten, daß sie die ganze Nacht gewachet hätten; so glaubete man, der Capasi hätte einen Teufel zu Hülfe gerufen, der ihn weggeführet hätte. Allein es ist gewiß, daß die Spanier vor Müdigkeit eingeschlafen waren; daß der Barbar, der eine schöne Gelegenheit erblicket, zu entkommen, in der Stille auf allen vieren davon gekrochen; und daß er, so bald er sich fort gemacht, einige von seinen Unterthanen in dem Hinterhalte angetroffen, die ihn denn mit weggenommen haben. Bey dieser Begebenheit war der Himmel ohne

Zweifel den Spaniern noch gnädig. Denn wären sie Zeit ihres Schlafes von den Indianern überfallen worden; so würde kein Mensch davon gekommen seyn. Allein die für Freuden ganz ausser sich selbst dachten weiter an nichts, als nur ihren Herrn in Sicherheit zu bringen. Sie verbargen ihn also sehr wohl, und man brachte den ganzen Tag mit Suchen vergeblich zu. Im übrigen begnügeten sie sich, der Spanier zu spotten, und ihnen einige Schimpfworte zu sagen; so daß diese ohne Gefahr im Lager ankamen, ob sie gleich auf das höchste beschämet waren, daß sie ihren Gefangenen entwischen lassen. Sie brachten zur Entschuldigung vor, daß die Nacht zu seiner Flucht geholfen, und man ein ausserordentliches Geräusch vernommen hätte: Und weil er mit so grossem Fleiß bewachet worden wäre; so müste ihn nothwendig der Teufel geholet haben.

Wie der Feldherr sahe, daß das Versehen nicht wieder ersetzet werden konte; wolte er niemand vor den Kopf stossen. Er stellete sich, als wenn er alles glaubete, was man ihm sagte, daß die Indianer grosse Zauberer wären, und ganz erstaunliche Dinge thun könten. Unterdessen so sehr er sich auch äuserlich verstellete; so ging ihm doch die Nachläßigkeit seiner Officiers ungemein nahe. (Allein wir wollen uns nun wieder zu den dreyßig Speerreutern wenden).

Das IX. Hauptstück.

Verfolg des Zuges der dreyßig Speerreuter.

So bald der Schlitte fertig war; zogen ihn die Soldaten mit langen Stricken in den Fluß Ocaly, und zwe-

en Schwimmers brachten ein Strick eilfen von ihren Gefährten an dem andern Ufer zu. Inzwischen lieffen die Indianer mit grossem Geschrey herbey. Allein diejenigen, die schon hinüber waren, setzeten sich ihnen mit Nachdruck entgegen. Nachdem sie nun die forderſten mit Lanzen niedergestossen hatten; so erkühneten sich die andern nicht, ihrer zu erwarten: daß also die Spanier Meister im Felde blieben. Weil nun ienseit des Flusses wenig Indianer waren; so fanden sich daselbst nur vier Reuter (38), welche ihnen den Kopf boten. Zween schwungen sich nach der Höhe zu, die übrigen aber blieben unten, weil die Barbaren auf diesen beyden Seiten landeten.

Diese Reuter hielten sie mit solcher Geschicklichkeit auf, daß man Zeit gewan, mit dem Schlitten einige mal hinnüber zu setzen. Das erste mal brachte man die Kleider derjenigen herüber, die am ienseitigen Ufer waren. Denn weil sie nur ihre Harnische über dem Hemde an hatten; so wurden sie von der Kälte des Nordwindes, der eben wehete, sehr mitgenommen. Das andere mal überbrachte man die Geräthschaften und Felleisen nebst denenjenigen, die nicht schwimmen konten. Der gröste Theil von denen übrigen, die auch gerne zum Treffen kommen wolten, schwummen über den Ocaly, und vereinigten sich, so wie sie hinnüber kamen, mit denen, die mit den Indianern im Handgemenge waren. Dieserwegen blieben disseits des Flusses nur zween Reuter von denen vieren, die den Feind aufhielten, welche auf folgende Art auch hinnüber kamen. Unter währender Zeit, da der eine sein Pferd in den Fluß hinein gehen ließ, sich aber auf den Schlitten setzete; trieb der

(38) Der Verfasser wiederholet, daß die übrigen Holz abgehauen; allein dieses ist schon im 6ten Hauptstück gemeldet worden.

andere die Barbaren zurück. Wie er nun sahe, daß er sie weit genug veriaget hatte; kehrete er mit verhängtem Zügel wieder um, lösete das Strick, womit der Schlitte an das Ufer fest gemacht war, ab, und setzete mit seinem Gefährten durch den Ocaly. Die Indianer fielen sie zwar wie rasende Leute an; allein sie richteten nichts aus, weil es in allem den Reutern glückete.

Gegen zwo Uhr des Nachmittages, da die Spanier schon alle hinnüber waren, nahmen sie den Weg nach Ocaly zu, um dem Cacho, welcher für Kälte ganz erstarret, und von den ausgestandenen Beschwehrlichkeiten gar abgemattet war, wieder zu Kräften zu verhelfen. Die Indianer, die ihrer gewahr wurden, machten sich fertig, ihnen den Eingang zu verwehren. Jedoch sie suchteten nur durch ihren Wiederstand den Abzug ihrer Leute zu befördern: und so bald sie vernahmen, daß solche in den Wald geflüchtet; zogen sie sich zurück. Die Reuter begaben sich so gleich in die Stadt, und lagerten sich auf einen grossen Platz, weil sie einen Ueberfall besorgeten, wenn sie sich in die Häuser verlegeten. Hierauf zündeten sie vier grosse Feuer nicht gar weit von einander an, und legeten den Cacho in den Zwischenraum. Sie decketen ihn mit Kleidern zu, gaben ihm ein Hemd, welches ihm sehr zu statten kam, und blieben den übrigen Theil des Tages alda. Weil aber Cacho noch nicht im Stande war, ihnen zu folgen, und es gefährlich war, sich länger da aufzuhalten, weil sich die Barbaren versamlen, und ihnen den Weg abschneiden konten; so verdoppelten sie ihre Bemühungen, um ihren Gefährten schleunig wieder herzustellen. Sie liessen auch ihre Pferde weiden, besserten ihre Geräthschaften aus, und versahen sich mit gedörreten Pflaumen, Weintrauben, und

andern

andern trockenen Früchten, die sie alda in Menge antrafen.

Als die Nacht anbrach; stelleten sie Reuterwachten aus, und santen in die umliegenden Gegenden etliche auf Kundschaft. Um die Mitternacht höreten zween Reuter ein Geräusch, als von Leuten, die im Anzuge wären. Der eine darunter gab seinem Pferde die Spohren, und brachte den übrigen Truppen diese Nachricht über. Unterdessen blieb der andere zurück, um desto sicherer zu entdecken, was dieses wäre. Wie er nun bey hellem Mondscheine einen Hauffen Indianer gewahr wurde, die gegen Ocaly anrücketen; eilete er mit verhängtem Zügel fort, um solches zu melden. Man brachte den Cacho sogleich auf ein Pferd: und weil er sich darauf nicht halten konte; so band man ihn auf den Sattel feste, und gab einem Reuter Befehl, acht auf ihn zu haben. Hierauf brachen sie auf, und ritten so geschwinde fort, daß sie bey einfallendem Tage schon sechs starcke Meilen zurück geleget hatten.

Auf solche Art ritten sie allezeit fort, wenn sie an Oerter kamen, die sehr volckreich waren. Sie brachten gar einige, die ihnen begegneten, um, damit sie nicht entdecken solten, wohin sie ihren Weg nähmen. So bald sie aber in unbewohnete Gegenden gelangeten, ritten sie sachte, um ihre Pferde Othem holen zu lassen, und im Fall der Noth wieder galloppiren zu können. An diesem Tage, welches der sechste ihrer Reise war, legten sie zwanzig Meilen so wohl durch das Land Ocaly, als die Provinz Acuera, hinter sich. Den andern Tag wurde Atiensa kranck, und starb einige Stunden hernach unter Weges auf dem Pferde. Seine Gefährten, die sich, ihm beyzuspringen, nicht aufgehalten, und sein Le-

bel für nicht gefährlich angesehen hatten, wurden empfindlich gerühret, daß ihnen der Tod in diesen so verdrießlichen Umständen diesen Ritter geraubet hatte. Weil aber bey solchen Begebenheiten die Betrübniß wenig helfen kan, und sie geschwinde fort musten; so machten sie ein Grab, begruben den Atiensa da hinnein, und setzeten ihren Weg weiter fort. Sie ritten denselbigen Tag zwanzig Meilen, und kamen mit der Sonnen Untergang an den grossen Morast. Diese so starcken Züge Weges sind ohne Zweifel erstaunenswürdig, und diejenigen, die bey der Eroberung von Florida nicht gegenwärtig gewesen, werden solche kaum glauben. Unterdessen ist doch nichts gewissers, als dieses. Die Reuter reiseten in sieben Tagen hundert und sechs Meilen: denn so weit ist Apalache von dem grossen Moraste entlegen. Sie fanden diesen so angelauffen, daß die dahinnein fallenden, und mit Ungestühm wieder herausfliessenden Wasser Arme von der See zu seyn schienen. Ich für meine Person werde, so oft ich an die Arbeit der Pferde gedencke, die sie an dergleichen Oertern gehabt haben, so erstaunet, daß ich glaube, sie hätten so viele Beschwehrlichkeiten nicht ausstehen können, wenn man sie nicht mit grossem Hirsen gefüttert hätte. Der Nutzen desselben ist in der That vortreflich, und giebt denen Thieren, die davon fressen, neue Kräfte. Dieserwegen futtern die Völcker von Peru, die sich der Schaafe zu Lastthieren bedienen, selbige mit nichts anders, als dieser Art von Hülsenfrüchten, welches sie denn starck und fähig machet, so schwehr zu tragen, als ein Mensch ist.

Die Reuter brachten also die Nacht an dem Ufer des Moraste zu, und stunden so grosse Kälte aus, daß sie genöthiget wurden, viele Feuer anzuzünden. Dieses

machte sie besorget, es möchten sie die Indianer gewahr werden. Denn es wären nur ihrer zwanzig hinlänglich gewesen, ihnen den Uebergang zu verwehren. Sie würden sie auch leicht niedergemacht haben, weil sie aus ihren Kähnen ohne Gefahr auf sie schiessen können. Ueberdem hatten unsere Leute weder Pistolen, noch Balester, und es wäre ihnen unmöglich gewesen, sich vom Pferde herunter zu helfen. Sie brachten also die Nacht in beständiger Furcht zu, und machten sich auf den folgenden Tag zu einer neuen Mühseligkeit gefaßt.

Das X. Hauptstück.

Fortsetzung der Reise der dreyßig Speerreuter bis nach Hirriga.

In der Nacht, da diese Reuter an dem Ufer des Morastes blieben, starb Juan von Soto, einer von ihren Gefährten, plötzlich. Zu eben der Zeit begab sich ein ander auf die Flucht, indem er sagte, daß, weil sie so plötzlich dahin stürben, die Pest unter ihnen herschete. Wie er aber davon flohe; schrie man ihm zu: „Er nähme diese Kranckheit selbst mit sich. Diese würde ihn „nicht verlassen, er möchte auch hinkommen, wo er wolte. „Ueberdem wäre er von seinem Vaterlande entfernet, „und könte sich nirgend aufhalten. Er würde also besser thun, wenn er bey den andern bliebe„. Diese Worte bewogen ihn, wieder zu denenienigen umzukehren, die GOtt für den Juan von Soto anriefen. Weil er aber noch immer in dem Wahn war, dieser wäre an der Pest gestorben; so unterstund er sich nicht, ihn auf die Erde legen zu helfen.

So bald der Tag anbrach; machten sich die Reuter fertig, über den Morast zu setzen, und wurden mit Freuden gewahr, daß das Wasser niedriger geworden. Achte von ihnen besserten die Brücke, die sehr enge, und übel zu betreten war, aus, und begaben sich, nachdem sie die Sättel ihrer Pferde auf die Schultern genommen, hinüber. Weil nun die Pferde nicht über die Brücke kommen konten; so zogen sie sich alle aus, und führeten sie ins Wasser bis an den Ort, wo man keinen Fuß mehr fassen konte. Da aber das Wasser alzu kalt war; so wolten die Pferde nicht schwimmen. Damit sie nun selbige dazu zwingen möchten; so banden sie lange Stricke an deren Halfter, welche von vier bis fünf der besten Schwimmer in die Mitte des Wassers gezogen wurden, da unterdessen die übrigen sie mit schwancken Ruthen schlugen. Doch dieses war auch vergeblich; denn sie wichen zurück, und hätten sich eher todt schlagen lassen, als daß sie weiter vorwarts gegangen wären. Unterdessen fingen doch einige wegen der vielen Schläge an zu schwimmen. Allein sie wichen geschwinde wieder zurück aus, und zogen die Schwimmer mit sich fort, ohne daß sie von dem Arias und denen andern, die hinten waren, aufgehalten werden konten. Endlich setzeten die Pferde des Aniasco und Sylvesters über: und weil deren Herren schon an der andern Seite des Ufers waren; so sattelten diese solche, und setzeten sich darauf, um im Stande zu seyn, sich dem Feinde, wenn er mit ihnen scharmutzieren würde, zu wiedersetzen. Arias und seine Gesellen waren schon vier Stunden im Wasser, und litten so grosse Kälte, gaben sich auch so viele vergebliche Mühe, daß sie ungemein kraftlos wurden, und bereits an ihrem Leben verzweifelten.

Aniasco wurde über diese langwierige Arbeit ganz erbittert, nahete sich mit dem Pferde der Brücke, und schalt den Arias, daß er die Pferde nicht weiter bringen könte. Arias, der da wohl wuste, daß weder er, noch seine Gefährten deswegen in Schuld waren, und dem es sehr fremd vorkam, daß man ihnen nach so vielen erduldeten Uebeln also begegnete, antwortete: „Man „handelte nicht wohl, daß man aus einem solchen Thone „redete. Aniasco müste bedencken, daß sie im Wasser „unglücklicher Weise für Kälte ganz erstarreten, und „doch mit allen ihren Bemühungen nicht das geringste „ausrichten könten. Er möchte selbst herunter steigen, „so würde sich bald äusern, was er für Wunder thun „würde„. Arias ging in seinem Zorn noch weiter, weil, wenn man erst einmal in Hitze gerathen, man sich darin schwehrlich mäßigen kan. Endlich brachte die Freymüthigkeit dieses Ritters den Aniasco wieder zu sich selbst, und bewog ihn, seine Heftigkeit, welche oftmals seine Leute zwang, die ihm schuldige Ehrerbietung aus den Augen zu setzen, selbst zu verdammen. Hieraus können diejenigen, die bey den Armeen etwas zu befehlen haben, lernen, und erkennen, daß man die Soldaten mit Gelindigkeit gewinnen müsse; daß bey dem Befehlshaben das eigene Beyspiel kräftiger sey, als alle Worte; und daß, wenn man genöthiget wird, iemand einen Verweis zu geben, solches in nicht ehrenrührigen und empfindlichen Worten geschehen müsse.

Nachdem nun Aniasco und Arias wieder besänftiget worden; fuhr man fort, den Pferden von neuen zuzusetzen: da sie denn gegen den Mittag, wie die Sonne am heissesten war, und die Kälte mäßigte, hinüber zu kommen begunten: doch ging es dabey so langsam her, daß

daß es schon drey Stunden nach Mittag war, als sie an das ienseitige Ufer gelangeten. Die abgematteten, sochtenden, und mit nichts versehenen Spanier waren damals recht zu bedauren. Inzwischen fasseten sie doch ein Herz, da sie die überstandene Gefahr, wovor sie sich so sehr gescheuet hatten, bedachten. Denn wären sie von dem Feinde bey dem Uebersetzen angefallen, und zum Treffen genöthiget worden; so wären sie alle verlohren gewesen. Zum Glück aber kamen die Barbaren nicht zum Vorschein, weil sie als nackete Menschen den Winter über sehr selten aus ihren Häusern kommen. Endlich wie unsere Leute aus dem Moraste heraus waren; lagerten sie sich nahe bey einer Ebene, und machten wegen der ungemeinen Kälte ein grosses Feuer an. Sie kamen darauf almählig wieder zu Kräften, und freueten sich, daß sie von da bis Hirriga lauter guten Weg hätten.

Die damit einbrechende Nacht ruheten sie aus, verfolgeten aber noch vor Tage ihren Weg, auf welchem sie fünf Indianer antrafen, die sie mit Lanzen niederstiessen, weil sie durch sie entdecket zu werden befürchteten. An diesem Tage legten sie dreyzehen Meilen hinter sich, und hielten sich die Nacht in einer schönen Ebene auf. Allein des andern Morgens brachen sie noch vor Aufgang der Sonnen auf, und kamen noch sehr früh bey Urribaracuri vorbey, wo sie aus Furcht vor den Einwohnern sich nicht hinnein wagen wolten. Sie ritten an diesem Tage, welches der zehnte ihrer Reise war, funfzehen Meilen, und ruheten einen Theil der Nacht drey Meilen von Mucozo aus. Um die Mitternacht traten sie den Weg von neuen an, wurden aber, nachdem sie zwölf Meilen vollendet hatten, zur Seite des Weges in einem Holze ein Feuer gewahr. Moron,

der

der dieses Feuer gerochen, hatte schon zuvor Nachricht davon gegeben: und nachdem er darauf noch einmal mit ihnen davon geredet hatte; wurden sie solches fast alsobald gewahr.

Die Spanier verwunderten sich über eine so ausserordentliche Sache nicht wenig, gingen also gerade auf dis Feuer zu, und fanden viele Indianer mit Weibern und Kindern um solches herum, welche Fische brieten. Es waren selbiges Unterthanen des Mucozo. Nichtsdestoweniger schlossen sie solche unvermuthet ein, um zu erfahren, ob ihr Herr auch den Frieden unterhalten hätte. Es wurde aber beschlossen, daß, wenn sich Klagen über ihn hervor thäten, man seine Unterthanen nach Havana schicken wolte. Sie ranten dahero mit verhängtem Zügel auf sie los, und erwischeten deren neunzehen; die übrigen aber verbargen sich tief in den Wald, und kamen mit Hülfe der dunckelen Nacht davon. Die Gefangenen riefen flehentlich nach dem Ortis, und suchten, die Spanier an die selbigem geleisteten Dienste zu erinnern; allein dies dienete zu nichts. Inzwischen sahen die Reuter, daß sie von den Indianern nichts anders zu hoffen hatten, fingen derowegen an, die alda vorhandenen Fische zu essen, welche, ob sie gleich mit dem von den Pferden gemachten Staube ganz bedecket waren, ihnen doch aus grossem Hunger sehr wohl schmeckten. Hierauf nahmen sie einen Weg quer Feld über, und entferneten sich von Mucozo: da denn, nachdem sie fünf Meilen zurück geleget hatten, Cacho seine Kräfte wieder bekam. Der Lerm, den die Feinde gemacht hatten, wie sie zu Ocaly waren, hatte in seinem Gemüthe einen solchen Eindruck gehabt, daß er mit Hülfe seines frischen Alters von dem Uebel, welches die Kälte und Abmattung bey ihm verursachet hatte, gänzlich geheilet wurde,

wurde, und eben so gute Dienste wieder that, als die übrigen. Allein sein Pferd konte nicht weiter fortkommen. Man ließ es also in einer Wiese, nachdem man ihm Sattel und Zaum abgenommen hatte, welche man an einem Baum hing, damit, wenn ein Indianer das Pferd gebrauchen wolte, ihm nichts mangelte, was nur, um sich darauf zu setzen, dienen konte.

Hierauf machten sie sich wieder auf den Weg. Wie sie aber noch eine Meile von Hirriga waren, woselbst 40 zu Pferde und 80 zu Fusse lagen; überfiel die Reuter ein ziemliches Schrecken, als sie weder Fußtapfen von Menschen noch Pferden antrafen. Sie konten sich nicht vorstellen, daß Calderon, der diesen Platz besetzet hielt, nicht einmal in die umliegende Gegend gekommen seyn solte. Sie glaubeten also, daß entweder die Besatzung niedergemacht worden, oder sich auf die zurück gelassene Brigantine begeben hätte. In dieser Meinung waren sie voll Furcht und Betrübniß, da sie sich von der Armee entfernet, und mit Lebensmitteln und Schiffen, worauf sie sich über Meer zurück begeben könten, entblösset sahen. Sie gedachten an die auf ihrer Reise ausgestandenen Beschwehrlichkeiten, und liessen alle Hofnung fahren, iemals wieder nach Apalache zu kommen. Bey dieser verdrießlichen Unruhe beschlossen sie doch, daß, wenn sie ihre Leute zu Hirriga nicht fänden, sie sich an einem dem Walde zu nächst gelegenen Orte, alwo sie Kräuter haben konten, lagern, und währender Zeit, da sie sich ausruheten, die am ersten zu entbehrenden Pferde schlachten, und, nachdem sie solches zu ihrem Unterhalte unter Weges zerstücket, ihren Rückweg versuchen wolten. Sie schmeichelten sich, daß, wenn sie ia umkämen, sie doch im Tode den Trost

haben

haben würden, daß sie sich, ihrer Schuldigkeit nachzukommen, bemühet hätten, und daß, wenn ihnen das Glück gewogen wäre, sie Zufriedenheit und Ehre davon trügen. Hierauf seßeten sie kühnlich ihren Weg fort, und begaben sich nach Hirriga.

Das XI. Hauptstück.

Ankunft der Parthey in Hirriga.

Wie gemeldete Reuter an einen kleinen eine halbe Meile von Hirriga gelegenen Morast gekommen waren; fanden sie einige Tritte von Pferden, und wurden darüber ungemein froh. Selbst ihre Pferde, die fast kaum noch auf den Füssen stehen konten, wurden wieder muthig. Sie berochen die angetroffenen Hustritte. Sie sprungen nicht anders, als wenn sie erst aus dem Stalle gekommen wären. Die Spanier ritten also hurtig fort, und sahen bey dem Aufgange der Sonnen Hirriga vor Augen. Damals kamen eben einige von der Besatzung heraus, um auf Kundschaft auszugehen, und ritten je zween und zween mit der Lanze in der Hand.

So bald Aniasco und seine Gefährten ihrer gewahr wurden; stelleten sie sich in eben die Ordnung. Hierauf rauten sie im kurzen Galoppe, nicht anders als hätten sie bey einer öffentlichen Lustbarkeit einen Wettlauf angestellet, auf einander los, welches denn sehr lustig anzusehen war. Auf das dadurch verursachete Geräusch kam auch Calderon mit dem übrigen Theil der Besatzung aus der Stadt. Sie sahen mit Vergnügen dem Wettrennen des Aniasco und seiner Leute zu, und empfingen sie mit grosser Zuneigung. Aniasco

bezeigete ihnen mit seinen Gefährten auch seine Freude, und man brachte lange auf beyden Seiten mit Umarmungen zu. Endlich frug die Besatzung, ohne sich nach der Gesundheit des Soto, und dem Zustande der Armee zu erkundigen, blos, ob sich in dem Lande Apalache viel Gold fünde. Eine so grosse Kraft hat dieses Metal über die Gemüther der Menschen, und so leicht machet es sie ihrer Pflicht vergessen!

Die Reise des Aniasco und seiner Gesellschaft daurete eilf Tage. Zween brachte man mit dem Durchzuge durch Ocaly, und dem grossen Moraste zu; so daß man in neun Tagen über 150 Meilen zurück legte, weil Apalache von der Stadt Hirriga so weit entlegen ist. Man kan aber aus denen Uebeln, so diese Reuter ausgestanden haben, die Mühseligkeiten der andern Spanier, die den so weitläuftigen, und wegen seiner tapfern Einwohner so fürchterlichen übrigen Theil der neuen Welt erobert haben, leicht abnehmen. Dennoch aber finden sich Personen, die die Frucht von der Arbeit derer jenigen geniessen, welche der Krone Spanien so viele reiche Königreiche gewonnen, und doch noch aller bey deren Eroberung ausgestandenen Beschwehrlichkeiten spotten. Weil sie nun deren Güter ohne Mühe besitzen; so stehen sie in den Gedancken, man habe sie auch eben so gewonnen, und betriegen sich doch darin gar sehr.

So bald Aniasco nach Hirriga gekommen war; erkundigte er sich mit Fleiß, ob die Indianer der Landschaft Mucozo, und derjenigen, worin er gegenwärtig war, den Frieden nicht gebrochen hätten. Wie er nun hörete, daß man mit ihrer Aufführung zu frieden wäre, sante er die Gefangenen wieder zurück, und gab ihnen Befehl an ihren Caciquen mit, daß er in ihr Quartier kom-

kommen, und Leute mitbringen solte, um die Lebensmittel, und andere Dinge, die man ihm schencken wolte, wegzutragen. Er gab ihnen auch auf, für das in ihrem Lande gelassene Pferd Sorge zu tragen: worauf denn diese voller Freuden über ihre wieder erlangte Freyheit den Weg dahin antraten. Drey Tage nachher kam Mucozo mit dem Pferde an, dessen Sattel und Zügel etliche Indianer trugen, weil sie solche nicht hatten auflegen können. Er umarmete den Aniasco mit seinem Gefolge sehr liebreich, erkundigte sich sehr höflich nach dem Zustande des Feldherrn, und bat sie, ihm den Verfolg der Eroberung, die Umstände ihrer Reise, die gelieferten Treffen, und gehabten Zufälle, und was sie für Hunger und Arbeit ausgestanden hätten, zu erzählen. Er bezeugete ihnen auch, wie er sich glücklich schätzen würde, wenn er die Caciquen im Lande dahin bringen könte, sich dem Gehorsam der Spanier zu unterwerfen, weil sie niemals unter einer gelindern und berühmtern Herschaft leben könten, als derienigen von einer so streitbaren Völckerschaft.

Nachdem nun Aniasco die verbindliche Art bemercket hatte, mit welcher Mucozo sie vorzüglich vor ihren Gefährten empfangen, welche gleich Anfangs nur nach den entdeckten Reichthümern geforschet hatten; danckete er ihm im Namen aller für die Gewogenheit, die er zu den Spaniern trüge, und sagte ihm wegen des gehaltenen Friedens einige verbindliche Worte. Allein der Cacique beantwortete diese Höflichkeiten mit solcher Vernunft, daß er sich aller Welt Hochachtung, Freundschaft, und Bewunderung zuzog. Mucozo besaß auch sehr schöne Eigenschaften. Denn ausser den Vorzügen eines Leibes war er noch klug, grosmütig, und von einer so guten Aufführung, daß die Spanier dadurch ganz

eingenommen wurden. Dieserwegen liebeten sie ihn auch herzlich, und sie hätten ihn meiner Meinung nach nur noch auf eine geschickte Weise bewegen müssen, sich tauffen zu lassen. Sie würden seiner guten natürlichen Erkenntniß wegen nicht viele Mühe gehabt haben, ihn zu bekehren, und dieses wäre ein glücklicher Anfang gewesen. Allein die Christen wolten den Einwohnern von Florida nicht eher predigen, als bis sie es gänzlich erobert hätten.

Hierauf und während den vier Tagen, die Mucozo bey den Spaniern war, ließ er über fünfhundert Centner Cassave, welches dasienige Brod ist, das man in Cuba von der Wurzel der Manioca zubereitet, viele Mäntel, Säcke, Schlafhosen, Beinkleider, Schuhe von Stricken, und andere, nebst Cürassen und Lanzen und allerhand Arten von Waffen, wegbringen. Man gab ihm auch noch Segel, Tauwerck, und andere zu den Schiffen gehörigen Sachen. Unsere Leute hatten alles dieses im Ueberfluß, und es war ihnen lieb, daß sie etwas davon dem Mucozo und seinen Unterthanen lassen konten.

Das XII. Hauptstück.

Der Befehl des Feldherrn wird volzogen.

Nachdem Mucozo alles wegtragen lassen, was man ihm gegeben hatte; erbrach man die Befehlsbriefe des Feldherrn. In diesen wurde nun verordnet, daß Aniasco die in dem kleinen Meerbusen zum heiligen Geiste gebliebenen Brigantinen zu sich nehmen, und an der Westküste hinnaus nach dem von ihm selbst entdeckeren Meerbusen von Aute segeln solte. Aniasco besichtigte

also

also die Schiffe, ließ sie ausbessern, versahe sie mit aller-
ley Vorrath, und suchete die Leute aus, die ihn beglei-
ten solten. Mit dieser Zurüstung brachte er sieben Tage
zu: und nachdem er dem Calderon von wegen des Feld-
herrn gesaget, was er für einen Weg zu nehmen hätte;
nahm er Abschied, ging unter Segel, und richtete seinen
Lauf nach dem Meerbusen Aute. Allein wir wollen ihn
den Winden überlassen, und sehen, wie Arias das ihm
aufgetragene bewerckstelliget. Es war ihm befohlen
worden, die Caravelle zu sich zu nehmen, sich nach Ha-
vana zu der Isabelle von Bovadilla zu verfügen, und
die Entdeckung umständlich zu hinterbringen. Es
waren ihm auch noch einige andere Geschäfte aufgetra-
gen worden. Allein weil sie diese Geschichte nicht betref-
fen; so werde ich selbige auch mit Stillschweigen vor-
bey gehen. Damit nun Arias der ihm gegebenen Vor-
schrift ein Genügen leisten möchte; ließ er die Caravelle
ausbessern und ausrüsten, begab sich auf das Meer,
und langete in wenig Tagen zu Havana an. Er wur-
de von der Gemahlin des Soto, und allen Einwohnern
der Insel, welche wegen der überbrachten Neuigkeiten
und des Wohlbefindens des Feldherrn, den sie mit Segen
und Lobsprüchen überschütteten, grosse Lustbarkeiten an-
stelleten, mit vieler Freude empfangen.

Das XIII. Hauptstück.

Was sich in Abwesenheit des Soto um Hirriga herum zugetragen hat.

Unter währendem Aufenthalte des Calderon zu Hir-
riga legten seine Leute viele Gärten an, in welche sie eine
Menge Rüben, Laktuken, und andere Kräuter säeten.

Sie brachten viele Sämereyen zu ihrer Nothdurft zu Hauffe, wenn sie ia im Lande sich etwa wo niederlassen würden. Die Indianer bemächtigten sich auch einiger Spanier, welches durch ihr eigenes Versehen sich also zutrug. Die Barbaren hatten an dem Ufer des kleinen Meerbusens zum heiligen Geiste grosse mit Bruchsteinen verschlossene Oerter angeleget, um alda Roggen und andere Fische, die bey zunehmender Fluth dahin kamen, und nach zurück getretenem Wasser fast trocken auf der Erde liegen blieben, zu fangen. Dieser Fischfang war ansehnlich, und die Soldaten des Calderon hatten nebst den Indianern ihre Lust daran. Dieserwegen kam es dem Lopez und Galvan eines Tages in den Sinn, ohne Befehl des Hauptmanns zu fischen. Sie setzeten sich in ein Boot, und nahmen den Mugnos, ihres Befehlshabers Pagen, mit sich. Wie sie nun eben im Fischen begriffen waren; kamen einige Barbaren in kleinen Nachen ohngefehr darüber zu, die beym Anländen theils auf Indianisch, theils aber auf Spanisch sagten, der Fischzug müste in gleiche Theile mit ihnen gehen. Lopez, welcher sehr grob war, antwortete: „Sie möchten sich „nur packen, und den Hunden zur Beute dienen; sie „hätten nichts mit ihnen zu theilen„. So bald er dieses ausgeredet hatte; zog er von Leder, und verwundete einen Indianer, der sich ihm genähert hatte. Diese Verwegenheit brachte die übrigen zum Zorn, welche daher die drey Spanier überfielen, den Lopez mit Rudern todt schlugen, den Galvan für todt liegen liessen, und den Mugnos mit weg führeten, dem sie wegen seiner Jugend nichts thaten. Dieser Lerm zog einige nicht weit davon seyende Soldaten von der Besatzung dahin, welche, weil sie eine vorgegangene Unordnung befürchteten, in das Fahrzeug stiegen, um dem Lopez und Gal-

oan zu Hülfe zu kommen. Allein sie fanden es so, wie ch vorhin gemeldet habe, und den Mugnos in der Bar- aren Gewalt. Sie begruben also den Lopez so gleich: nd weil Galvan noch Athem holete; so stunden sie ihm u so gelegener Zeit bey, daß er wieder zu sich selbst kam. Inzwischen verflossen wohl dreyßig Tage, ehe er wieder eheilet wurde, und seine Wunden am Kopfe machten hm dennoch ganz tum. Denn wie er dieses Unglück rzählete, sagte er: „Wie die Indianer den Lopez und mich umbrachten, thaten wir dieses und jenes„. Seine Gesellen, die an seinen Schwärmereyen ihre Lust atten, erwiederten, es wäre ja Lopez nur allein umge- racht, er aber wäre nicht todt. Allein er blieb den- och mit grosser Hitze auf seiner Meinung, und behau- tete, daß er so wohl todt, als lebendig sey, weil ihm ÖOtt das Leben wieder verliehen hätte.

Einige Zeit nachher bemächtigten sich die Indianer nes andern Soldaten, Namens Vintimilla, wie er ben an dem Fusse eines Waldes zwischen der Stadt irriga und dem Meerbusen zum heiligen Geiste zur eit der Ebbe Seekrebse fing. Als nemlich die Barba- n, die sich in dem Holze versteckt hatten, ihn allein hen; kamen sie herzu, und sagten ihm mit ganz gelin- en Worten, er müste den Fang mit ihnen theilen. Vin- nilla dachte sie zu erschrecken, gab ihnen also trotzig r Antwort, er hätte nichts zu theilen. Den India- ern verdroß es, daß ein einziger Mensch sich unterstund, us einem so hohen Tone mit ihnen zu reden, da sie doch hen bis zwölf Mann starck waren, huben ihn also auf, aten ihm aber doch nichts zu leide. Mugnos und Vintimilla blieben zehen Jahr unter ihnen, und hatten e Freyheit zu gehen, wohin sie wolten. Endlich aber achten sie sich auf folgende Art mit der Flucht davon.

Ein christliches Schiff wurde von den Einwohnern von Hirriga verfolget, und von einem Sturm überfallen, lief aber, um ihrer Wuth zu entgehen, in dem Meerbusen zum heiligen Geiste ein. Nachdem nun der Sturm aufgehöret hatte, begab es sich auf das hohe Meer, und die Indianer fuhren fort, es zu verfolgen. Vintimilla und Mugnos, die sie begleiteten, waren in einem kleinen Nachen allein: Und weil sie Vorhabens waren, sich mit der Flucht davon zu machen; so gab ihnen das Glück eine bequeme Gelegenheit dazu. Es erhub sich nemlich der Nordwind auf einmal. Die Indianer befürchteten, daß, wenn er zunähme, er sie alzu weit auf das Meer treiben möchte, bemüheten sich also, das Land zu erreichen. Unterdessen hielten sich die beyden Spanier etwas auf, und stelleten sich, als wäre es nicht in ihrer Macht, der Gewalt des Windes zu wiederstehen. Wie sie aber die Indianer entfernet sahen; richteten sie das Vordertheil ihres Nachens gegen das Schiff, ruderten aus allen Kräften, und schrien, man möchte ihrer erwarten. Als die Christen ihre Stimme vernahmen; liessen sie die Segel streichen, und nahmen die beyden Spanier mit Freuden auf, um sich wegen anderer, die sie verlohren hatten, zu trösten.

Das XIV. Hauptstück.

Abzug aus der Stadt Hirriga.

Nachdem nun Aniasco und Arias, der eine nach dem Meerbusen Aute, der andere aber nach Havana abgereiset waren; nahm Calderon seinen Weg nach Apalache mit funfzig Soldaten zu Fuß, und siebenzig Speerreutern, und kam den andern Tag nach Mucozo. Der

Caci-

Cacique ging ihm entgegen, führete ihn in die Stadt, that ihnen allen sehr gütlich, und begleitete sie den folgenden Tag bis an die Grenzen seines Gebietes. Da er sie nun eben verlassen wolte, sagte er zu ihnen mit thränenden Augen: „Er hätte nun keine Hofnung mehr, „den Feldherrn iemals wieder zu sehen: so lange sie zu „Hirriga gewesen wären; hätte er sich geschmeichelt, „er würde noch einmal wieder ins Land kommen, wo „er denn die Ehre gehabt haben würde, ihm seine Dienste „anzubieten. Anietzo aber, da er sich verurtheilet sähe, „seine Abwesenheit zu beweinen, bäte er sie höchlich, ihm „seine darüber empfundene Betrübnisse zu vermelden„. Nach diesen Worten umarmete er sie, und kehrete voller Verdruß wieder nach Mucozo. Unterdessen setzeten die Spanier ihren Weg fort, kamen bis an den grossen Morast, und hatten nicht den geringesten wiedrigen Zufall, ausser daß einsmals in der Nacht, wie sie sich nahe bey einem Holze in einer Ebene gelagert hatten, viele Indianer heraus fielen, und sie unaufhörlich in Unruhe setzeten. Denn kaum waren sie zurück gewiesen; so drungen sie ganz wütend wieder von neuen an. Vornemlich war einer unter ihnen von grosser Kühnheit, welcher vom Sylvester angegriffen wurde. Anfangs hielt der Indianer Stand, wich aber bald darauf zurück. Der Spanier setzete hinter ihm darein. Weil aber der Barbar sahe, daß er in Gefahr war, niedergestossen zu werden; so bot er ihm den Kopf, und in dem Augenblick, da der Ritter ihn durch einen tödtlichen Lanzenstich zu Boden warf; schoß er einen Pfeil ab, wovon des Sylvesters Pferd getroffen, und zur Erde gestürzet wurde; so daß der Barbar und derienige, der auf dem Pferde saß, übereinander hinfielen. Die Spanier, die sich verwunderten, daß ein einziger so naher Pfeilschuß

ein sehr starckes Pferd getödtet hatte, waren den andern Morgen so vorwitzig, die Würckung dieses Schusses zu sehen. Sie fanden also, daß der Pfeil durch den Brustriemen in das Herz gegangen, und in denen Gedärmen stecken geblieben war. Mit solcher Stärcke schiessen die Indianer ihre Pfeile ab. Es ist dieses auch von Jugend auf ihre einzige Uebung. So bald ihre Kinder gehen können; so bemühen sie sich, ihren Vätern nachzufolgen. Sie führen Pfeile, und verlangen von ihnen Bögen. Versagen sie ihnen solche; so machen sie selbst welche von kleinen Stöcken, und führen mit den Mäusen im Hause Krieg. Können sie aber nichts finden, wornach sie zu schiessen vermögen; so iagen sie die Fliegen. Ausser dem Hause aber suchen sie die Eydexen auf: und wenn diese Thiere in ihren Löchern sind; so lauren sie auf sie fünf bis sechs Stunden, bis sie heraus kriechen.

Sie schiessen also durch eine beständige Uebung mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit. Weil ich aber eben auf die ausserordentlichen Schüsse der Indianer zu reden komme; so will ich noch ein anderes Beyspiel erzählen. Moscoso bekam in einem von den ersten mit den Apalachiten gehaltenen Scharmützeln in die rechte Seite einen Pfeilschuß, welcher durch seinen Köller und Panzer ging, ohne ihn iedoch zu tödten, weil der Schuß in die Quere kam. Die spanischen Officiers erstaunten, daß ein Panzer von hundert und funfzig Ducaten von einem einzigen Schusse durchbohret worden war, wolten also auch die ihrigen versuchen, um zu erfahren, ob sie sich auf selbige verlassen könten. Wie sie nun in der Stadt Apalache waren; nahmen diejenigen, so einen Panzer trugen, einen von Binsen dicht geflochtenen Korb, und legten einen von den schönsten

Pan-

Panzern herum. Sie liessen darauf einen gefangenen Indianer seiner Bande befreyen, gaben ihm Bogen und Pfeile, und befahlen ihm, auf hundert und funfzig Schritte nach diesem Panzer zu schiessen. So gleich schloß der Barbar die Fäuste zusammen, schüttelte die Arme, dehnete sie aus, schrenckete sie wieder in einander, um seine Kräfte zu samlen, schoß los, und traf durch den Panzer und den Korb mit so grosser Gewalt, daß er dadurch gar leicht noch einen Menschen tödten können. Als unsere Leute sahen, daß ein Panzer nicht Schußfrey war; legten sie zween über den Korb, und liessen den Indianer nochmals schiessen: da denn der Pfeil alle beyde durchbohrete. Unterdessen blieb doch der Pfeil darin stecken: und weil er auf der einen Seite so weit hervor ragete, als auf der andern, indem er nicht geschickt genug abgeschossen worden; so bat der Barbar um Erlaubniß, noch einmal zu schiessen, und seßete sein Leben zu Pfande, wenn er nicht eben so starck, als das erstemal, die beyden Panzer treffen würde.

Die Spanier wolten ihn seiner Bitte nicht gewähren, und von der Zeit an hielten sie auf ihre Panzer nichts mehr, und nanten solche aus Scherz holländisches Leinwand. Sie machten aber von starckem Tuche vier Finger dicke Unterröcke, welche den Pferden über die Brust und den Rücken gingen, und besser, als alles andere, einen Schuß aushielten. Weil ich aber in dieser Geschichte noch von einigen andern erstaunlichen Schüssen reden werde; so will ich mich wieder zum Calderon wenden.

Das XV. Hauptstück.

Verfolg des Zuges des Calderon, und seine Ankunft ins Lager.

Als die Indianer einen von ihnen getödtet sahen; kamen sie nicht wieder, um die Spanier anzufallen, welche des folgenden Tages an das Ufer des grossen Moraſtes gelangeten, und daselbst die ganze Nacht blieben. Des andern Morgens setzeten sie über solchen, ohne von den Feinden angegriffen zu werden, und marschireten mit starcken Tagereisen durch die Landschaft Acuera. Damit sie nun einander die Mühe erleichterten; so stiegen die Reuter vom Pferde, und liessen, aus Besorgniß, solche zu ermüden, lieber die Fußgänger aufsitzen, als daß sie selbige hinter sich aufnehmen wolten. Sie kamen endlich nach Ocaly, das sie verlassen funden. Nachdem sie alda Lebensmittel zu sich genommen; gingen sie auf Schlitten über den nahe bey dieser Stadt vorbey streichenden Fluß. Hierauf gelangeten sie nach Ochile. Von da begaben sie sich nach Vitachuco, und weiter zu dem Flusse und der Stadt Ossachile, aus welcher die Einwohner ebenfals geflohen waren. Allhie versahen sie sich mit Lebensmitteln, und verfolgeten ihre Reise durch eine Wüsteney, die zwischen Ossachile und dem Moraſt von Apalache gelegen war, und legten, ohne daß die Barbaren sie, ausser ein einzigesmal, angefallen hätten, über 135 Meilen von dem Anfange ihrer Reise bis an den Ort, wo sie ietzt waren, zurück. Wie sie an das an den Moraſt stossende Holz kamen; blieben sie die ganze Nacht in einer benachbarten Ebene, und gelangeten, nachdem sie mit anbrechendem Tage durch den engen Paß gegangen, an die Brücke, welche

sie

sie wieder ausbesserten. Die Fußvölcker gelangeten hinnüber, ohne daß sich der Feind ihnen entgegen gestellet hätte, die Reuter aber setzeten mit Schwimmen durchs Wasser da, wo es am tiefsten war. Hierauf gab Calderon Befehl, den noch übrigen Theil des Moraſtes gleichfals zurück zu legen. Er befahl zehen Reutern, fünf Balesterführer, und eben so viele mit runden Schilden bewafnete Männer hinter sich zu nehmen, und sich des ienseits gelegenen Weges zu bemächtigen. Sie machten sich also fertig, über das Wasser zu setzen, und geschwinde ans Ufer zu kommen. Damals aber brachen die Indianer aus ihrem bisherigen Hinterhalt hervor, griffen sie mit grossem Geschrey an, bedeckten sie mit Pfeilen, tödteten des Alvars Pferd, und verwundeten noch fünf andere. Die übrigen wurden von dem Lerm und Schiessen der Barbaren schüchtern, schlugen hinten aus, bäumeten sich in die Höhe, bissen um sich, wichen zurück, und warfen die hinten auf sich habenden und fast alle verwundeten Soldaten ins Wasser. Denn als die Pferde zurück wichen; sahen die Indianer die Fußvölcker ohne Bedeckung, nahmen also dieselben allein vor sich. Sie machten sich auch gefaßt, selbigen im Wasser den Rest zu geben, riefen ihre Gefährten zu Hülfe, um Zeugen ihres Sieges zu seyn. Dieser Angriff machte auch die Spanier bestürtzet. Ihre Reuterey konte nicht zum Treffen kommen. Sie wurden gezwungen, in dem Morast zu kämpfen. Sie sahen sich in Unordnung. Der Feind drang Hauffen weise auf sie los. Dieses alles ließ sie befürchten, in Stücken gehauen zu werden. Die Barbaren hingegen, die die Bestürtzung der Unsrigen bemercketen, wurden dadurch noch übermüthiger, und verdoppelten ihre Kräfte wieder diejenigen, die im Wasser waren.

Hier-

Hierüber kamen Villabo und andere tapfere Soldaten ihren Gesellen zu Hülfe, setzeten sich den Indianern entgegen, und thaten ihrer Wuth Einhalt. Unterdessen erhielten die übrigen Barbaren in dieser Gegend Nachricht, daß die Christen geschlagen worden, eileten also herzu, um Theil an dem Siege zu nehmen.

Zur lincken Hand derer jenigen Spanier, die über den Moraſt seßeten, kam ein grosser Hauffe Indianer, vor denen ein mit grossen Federn auf dem Kopfe versehener, und nach Landesart prächtig gekleideter Indianer auf etliche zwanzig Schritte herging. Dieser Heerführer wolte sich, wie er die Spanier herzunahen sahe, eines dicken Baumes, der gleiche weit von ihnen und ihm entfernet war, bemächtigen, von daher er ihnen denn sehr beschwehrlich hätte fallen können. Da aber Sylvester seine Absicht merckete; so rief er den Galvan, welcher sogleich herzu eilete. Diese bemeisterten sich des Baumes noch ehe der Barbar dazu gelangen konte, welcher für Wuth drey Pfeile nach ihnen schoß. Sylvester fing sie mit seinem Schilde auf, und dieser, weil er naß war, hielt die Gewalt der Schüsse ab. Galvan hatte Befehl, bloß nach diesem Indianer zu schiessen, wartete also so lange, bis er ihn mit seinem Balester erreichen konte, und nahm seine Zeit so wohl in Acht, daß er ihn, der nur mit einem kleinen Felle bedecket war, mitten durch die Brust schoß. Von diesem Schusse wurde er aber noch nicht zu Boden geworfen, sondern er taumelte nur herum, und schrie, daß die verrätherischen Christen ihn getödtet hätten. Hierauf erhub sich ein grosser Lerm, und man hörete nichts, als ein heftiges Geschrey und Geheule der Barbaren. Sie lieffen zu ihrem Heerführer, nahmen ihn in die Arme, liessen ihn aus einer

Hand

Hand in die andere gehen, und brachten ihn da wieder hin, wo er hergekommen war.

Zur rechten Hand, wo unsere Leute stunden, kam noch ein Hauffe Indianer ganz rasend herzu, gegen welche Manasses in Begleitung zehen anderer anrückete. Die Barbaren griffen sie tapfer an, und verwundeten den Manasses, der keinen Schild hatte, an der Hüfte. Die vier Pfeilschüsse, die er an diesen Ort bekam, waren von solcher Kraft, daß er darüber ins Wasser stürzete. Fünfe von seinen Gefährten hatten ein gleiches Schicksal. Die Indianer wurden über diese That muthig, und wanten, in der Hofnung, den Sieg davon zu tragen, neue Kräfte an, vollends zu überwinden. Damals sahen sich die Spanier gezwungen, für ihr Leben zu streiten. Sie wehreten sich also wie die Löwen. Unterdessen erscholl unter den Barbaren das Gerüchte, daß ihr Heerführer tödtlich verwundet worden. Sie fingen dahero an, almählig zu weichen, und fechtend sich zurück zu ziehen. Unsere Leute stelleten sich sogleich wieder in recht gute Ordnung, und verfolgeten, um die ihnen vom Glück dargebotene Gelegenheit nicht aus den Händen zu lassen, den Feind, trieben ihn in den an dem ienseitigen Ufer des Morastes gelegenen engen Weg, und bemächtigten sich ohne Mühe desienigen Ortes im Walde, den die Truppen beym Durchzuge eröfnet hatten. Die Barbaren, die ihn befestiget, und sich dahin gezogen, hatten ihn, wie sie die Verwundung ihres Anführers vernommen, verlassen. Die Spanier lagerten sich in denselben, weil er einen sehr schweren Zugang hatte, und wohl zu vertheidigen war. Sie brachten alda die Nacht mit Verbindung ihrer zahlreichen Verwundeten zu, und waren wegen des unaufhörlichen Geschreyes ihrer Feinde beständig auf guter Hut. Mit anbrechendem

dem Tage machten sie sich auf den Weg, und schlugen die Indianer vor sich hin, bis an einen andern Wald, der zwo Meilen im Durchzuge enthielt. In diesem Walde, der nicht so enge war, als derienige, den man schon zurück geleget, hatten die Barbaren auf beyden Seiten von starcken Palliſaden einen Weg gemacht, woher sie mit so guter Ordnung schossen, und den Angriff thaten, daß, wenn ein Glied im Treffen war, das andere, aus Furcht, sich mit ihren eigenen Waffen zu verwunden, sich in solches nicht einließ. Die Spanier schlugen sich durch diesen Wald mit grosser Herzhaftigkeit durch, und bekamen zwanzig Verwundete, ohne daß sie einen einzigen Indianer hätten tödten können. Ja! sie glaubeten gar, noch viel ausgerichtet zu haben, wenn sie sich vor ihren Schüssen in Sicherheit geſetzet. Hierauf kamen sie in ein geräumiges Feld, wo die Barbaren aus Furcht vor der Reuterey sich nicht unterstunden, sie anzugreiffen, oder sie zu erwarten. Nachdem sie nun fünf Meilen zurück geleget hatten; lagerten sich unsere Leute, weil die Verwundeten sehr matt waren, in eine Ebene, alwo sie in der Nacht von den Feinden auf allen Seiten angefallen wurden. Nunmehro gingen die Reuter auf sie los, und seßeten mit grosser Macht in den stärckesten Hauffen der Barbaren, die sich fechtend zurück zogen, und blos die Pferde zu treffen sich bemüheten, wiewohl sie nur ein einziges davon verwundeten. Sie thaten fast die ganze Nacht weiter nichts, als daß sie den Spaniern zuschrien: „Sie hätten die übrigen „erwürget, geviertheilet, und an die höchsten Bäume „gehencket. Sie wolten es mit ihnen eben so machen, „noch ehe sie dahin kämen, wo sie hin gedächten. Sie „wären so verzaget nicht, ihre Wütherey zu leiden: und „wenn sie nicht aus dem Lande gingen; so wolten sie sie „alle in Stücken hauen „.

Bey

Bey anbrechendem Tage setzeten unsere Leute ihren Weg weiter fort, und kamen an einen tieffen Fluß, worüber man mit desto grösserer Mühe setzen muste, da er an dem ienseitigen Ufer mit Pallisaden besetzet war. Calderon ließ durch einige ausgesante Manschaft die Ueberfahrt auskundschaften, und machte sich zum Treffen gefaßt. Er befahl, daß dreyßig Reuter vom Pferde steigen, und mit dem Degen in der einen, mit der Axt aber in der andern Hand die Pfähle umhauen solten. Diejenigen, welche am wenigsten zu fechten im Stande waren, musten nebst dem Geschleppe sich in die Mitte stellen, die best bewafneten aber den Nachtrup führen, damit man auf allen Seiten dem Feinde die Spitze bieten könte. In solcher Ordnung rücketen sie in den Wald, welcher vor dem Flusse befindlich war. Als nun die Barbaren sich an einem Orte sahen, wo die Reuterey keine Dienste thun konte; erhuben sie ein grosses Geschrey, und griffen sie mit solcher Wuth an, daß sie sie alle in Stücken zu hauen meineten. Unsere Leute, die entweder überzusetzen, oder zu sterben beschlossen hatten, gelangeten mit gebücktem Haupte an die Verschanzungen. Der Streit war sehr hartnäckig. Allein sie bemächtigten sich, des Wiederstandes der Indianer ohngeachtet, doch der Pallisaden, und hieben sie mit Aexten nieder. Sie bekamen nur einige Verwundete, und ein Pferd wurde todt geschossen. Hierauf zogen sie durch die Ebene, ohne von den Feinden weiter angefallen zu werden, als wenn sie unter Weges dicke Gebüsche antrafen. Denn da lagen die Indianer im Hinterhalte, griffen sie unvermuthet an, und schrien, sie wolten sie, gleich den übrigen, ausrotten. Die Spanier fingen schon an, vor ihren Drohungen zu erschrecken, weil ihnen aus der Stadt Apalache, alwo man den Lerm gar leicht

vernehmen konte, niemand zu Hülfe eilete, und sie auch nicht einmal einen Huftrit sahen. Sie rücketen aber doch mit kleinen Schritten auf diesen Platz an, und kamen mit der Sonnen Untergang hinnein. Einige Tage darauf sturben zwölfe von ihren Verwundeten, worunter auch Manasses, ein sehr tapferer Ritter, war.

Calderon wurde nebst seinen Soldaten von der ganzen Armee mit desto grösserer Freude empfangen, da man sie schon für todt gehalten, weil die Barbaren täglich gekommen waren, und unsern Leuten zugerufen hatten, sie hätten solche unter Weges umgebracht: welches um desto wahrscheinlicher schien, da der Feldherr mit 900 Mann sich bey diesem Durchzuge in sehr grosser Gefahr gesehen hatte, und leicht zu glauben war, daß Calderon mit 120 Mann dabey umgekommen. Weil aber der Feldherr sich zum Glück betrogen sahe; so kan man sich die Zufriedenheit nicht groß genug einbilden, die er darüber empfand, daß Calderon und seine Gefährten bey ihm angelanget waren. Er umarmete sie alle oftmals, und frug sehr verbindlich nach den Umständen ihrer Reise. Er lobete ihre Zuneigung, redete sehr ruhmwürdig von ihren ausgestandenen Beschwehrlichkeiten und ihrer Herzhaftigkeit, und befahl, die Verwundeten wohl zu verpflegen.

Das XVI. Hauptstück.

Entdeckung der Seeküste.

Wie Calderon in der Landschaft Apalache ankam, war Aniasco, der zu Aute ans Land gestiegen war, ohne daß ihm etwas merckwürdiges begegnet wäre, schon sechs Tage da gewesen. Er war in diesen Hafen glücklich ein-

eingelauffen, weil man, um sich dessen zu versichern, zwölf Tage vor seiner Ankunft eine Compagnie zu Pferde und eine zu Fusse dahin gesant hatte. Sie waren alle vier Tage abgelöset worden, und hatten während ihres Aufenthalts ihre Fahnen aufgepflanzet, damit man sie desto eher entdecken könte.

Aniasco, der ihrer gewahr wurde, landete also zu Aute an. Nachdem er nun daselbst seine zwey Schiffe in Sicherheit gebracht; nahm er seinen Weg mit denenjenigen, so ihn zu bedecken befehliget worden, nach dem Lager zu. Wie aber Calderon daselbst auch angekommen war, und sich die Spanier nun beysammen sahen; hielten sie ferner keine Gefahr groß genug, daß sie solche nicht überwinden solten. Sie waren also beständig freudiges Gemüths, und brachten ihre Winterquartiere vergnügt zu. Unterdessen ließ der Feldherr, welcher auf nichts, als die Entdeckung des Landes, bedacht war, den Maldonado, einen tapfern Hauptman, welcher bey allen Begebenheiten gute Dienste gethan hatte, zu sich rufen. Diesem befahl er, seine Compagnie dem Guzman zu übergeben, und sich nach dem Meerbusen Aute zu verfügen. Alda solte er die zwo daselbst hinterlassene Brigantinen zu sich nehmen, und der Küste auf hundert Meilen gegen Abend folgen, die Meerbusen, Häfen und Flüsse genau bemercken, und davon einen aufrichtigen Bericht abstatten: diese Entdeckung könte von grosser Wichtigkeit seyn, und wolte er ihm zween Monathe Zeit zur Reise übrig lassen.

Maldonado verfügete sich also nach dem Meerbusen Aute: und nachdem er längst der Küste hinausgestrichen war; kehrete er zur gesetzten Zeit wieder zurück. Er berichtete, daß er sechzig Meilen von dem Meerbu-

sen einen Hafen, welcher Achußi genant würde, entdecket hätte. Dieser Hafen wäre sehr schön, und vor allen Winden gesichert, könte auch viele Schiffe fassen, und hätte einen so guten Grund, daß man sich dem Lande leicht nahen, und gar ohne andere Hülfe hinnauf springen könte. Er brachte von da zween mit einander verwante Indianer mit, worunter der eine ein Cacique war. Er bekam sie aber auf eine sehr unanständige Weise gefangen. Als er nemlich in dem Hafen eingelauffen, empfingen ihn die Einwohner freundlich, baten ihn ans Land zu steigen, und versprachen, ihn mit Lebensmitteln zu versehen. Maldonado, der ihnen nicht trauete, unterstund sich nicht, ihr Erbieten anzunehmen. Als aber die Indianer sein Mißtrauen mercketen; thaten sie den ersten Schritt, ihm seinen Argwohn zu benehmen. Sie kamen bey zween in die Schiffe, besucheten ihn ie viere und viere, und brachten ihm den benöthigten Vorrath: da denn die Spanier almählig sich wieder fasseten, und die Tieffe des Hafens mit dem Senckbley erkundigten. Nachdem sie nun alles benöthigte zu sich genommen hatten, huben sie die Segel auf, begaben sich mit den beyden Indianern aufs weite Meer, welche, indem sie sich auf die von beyden Seiten gegebenen Freundschaftszeichen verlassen hatten, schändlicher Weise verrathen wurden.

Das XVII. Hauptstück.

Man sendet eine Nachricht von der Entdeckung nach Havana.

Die Spanier vernahmen die Entdeckung des Hafens Achußi und der ganzen Küste mit Freuden. Es dün-

ckete

kete sie, sie würden sich endlich in Florida wohl nie-
verlassen können, weil sie nun das Vornehmste, nem-
ich einen Hafen gefunden hätten, in welchem die Schif-
e mit allem, was zu einer neuen Einrichtung nöthig
wäre, landen könten. Dieserwegen wurde dem Maldo-
nado aufgetragen, sich mit den beyden Brigantinen nach
Havana zu der Bovadilla zu verfügen, ihr die Umstän-
e von dem, was sich bishero zugetragen hatte, zu hin-
erbringen, und diese Zeitung in der ganzen Insel Cuba
und zu machen.

Es wurde ihm auch befohlen, sich in dem künftigen
39) Monath October des 1541sten Jahres mit den Bri-
antinen, der Caravelle des Arias, und einigen andern
nit Flinten, Pulver und allerhand Kriegesvorrath be-
denen Schiffen nach dem Hafen Achußi zu begeben.
Man hatte ihm auch Befehl ertheilet, den Arias, einen
Mann von guter Erfindung und vortreflicher Auffüh-
ung im Kriege, zurück zu bringen. Der Feldherr hat-
e dieses deswegen befohlen, weil er glaubete, zu der
em Maldonado angesetzeten Zeit auf seiner Seite mit
er Entdeckung des innersten Theils des Landes schon
ertig zu seyn, und nahm alle seine Maaßregeln, sich
aselbst niederzulassen, und nachmals nach dem Hafen
chußi zu begeben. Es war aber vorher nöthig, sich
ieses Hafens zu versichern, weil sonst die Absicht, sich
Florida niederzulassen, nicht ins Werck gerichtet wer-
en konte.

Maldonado reisete also aus dem Meerbusen Aute ab,
nd begab sich nach Havana, alwo er wegen der über-
rachten guten Zeitung, und seines in allen Unterneh-
ungen habenden Glückes von der Gemahlin des Feld-
errn und allen Einwohnern der Insel wohl empfangen

(39) Man befand sich damals am Ende des Februarius 1540.

wurde. Nach diesem wurde der Erfolg der Entdeckung allenthalben bekant gemacht; da man denn von nichts, als lauter Lustbarkeiten, und zum Vortheil des Soto abgelegeten Wünschen hörete. Auch die Reichen beförderten besonders aus allen Kräften sein Vorhaben. Sie übersanten, oder brachten selbst, was sie nur Kostbares hatten, weil sie deswegen einige Belohnung hoffeten, und sie dadurch zeigen wolten, daß sie an den Vortheilen ihres Befehlshabers Antheil nähmen. Unterdessen aber, daß die Einwohner der Insel ihre Zurüstungen machen, wollen wir das Volck von Apalache wieder besuchen.

Das XVIII. Hauptstück.

Kühnheit eines Indianers.

Aniasco setzete sich eines Tages mit sieben andern zu Pferde: und nachdem er mit seinen Gefährten durch die Gassen von Apalache spatzieren geritten war; kam ihnen allen die Lust an, auch um die Stadt einen Ritt zu thun. Weil nun ihre Absicht nicht war, sich weit davon zu entfernen, indem die Barbaren sich zwischen den Gebüschen in den Hinterhalt legten, und es auf dem Felde nicht sicher war; so nahmen sie, ausser dem Pegado, der eine Lanze trug, nur ihr Seitengewehr mit sich. Wie sie nun ganz sachte ritten, und sich eben von allerhand angenehmen Sachen unterhielten; wurden sie eines Indianers mit seiner Frau gewahr, die in einer Ebene nahe bey einem Holze kleine Bohnen pflücketen. So gleich ritten sie auf solche zu. Da nun die ganz erschrockene Frau nicht fliehen konte; so ergriff sie der Indianer, trug sie in den Wald, warf sie in das erste Gebüsche, und stieß sie mit Gewalt tieffer hinnein. Hierauf kehrete

er,

er, anstatt nebst ihr auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, mit grosser Verwegenheit an den Ort zurück, alwo er seinen Bogen gelassen hatte, und ging auf die Reuter mit eben so grosser Herzhaftigkeit los, als wenn er nur mit einem einzigen zu streiten gehabt hätte.

Die Spanier erstaunеten über diese That: und weil sie es für eine Schande hielten, daß sieben Mann einen einzigen tödten solten; so wolten sie ihn nur gefangen nehmen. Sie stürmeten also so geschwinde auf ihn ein, daß er nicht so viel Zeit hatte, ein einziges mal loszuschiessen, warfen ihn zu Boden, und schrien, er solte um sein Leben bitten, und sich ergeben. Je mehr sie aber in ihn drungen, desto grössern Muth ließ er blicken. Denn so abgemattet er auch war; so verwundete er sie doch alle in die Beine, und stach mit seinen Pfeilen die Pferde in den Wanst. Endlich wickelte er sich zwischen ihren Füssen los, stund auf, nahm seinen Bogen in beyde Hände, und schlug den Pegado damit so hart vor die Stirne, daß ihm das Blut zum Gesichte herunter lief, und er dadurch ganz betäubet wurde. Dieser Ritter gerieth über diese Begegnung in Zorn, spornete dahero sein Pferd gegen den Barbar an, gab ihm etliche Stösse mit der Lanze, traf ihn recht in die Brust, und warf ihn todt zu seinen Füssen. Zu gleicher Zeit besahen die Spanier ihre Pferde: und weil sie solche alle leicht verwundet fanden; so nahmen sie ihren Rückweg nach Apalache, und schämeten sich, daß ein einziger Kerl ihnen so viel zu schaffen gemacht hatte.

Das XIX. Hauptstück.

Man erbietet sich, die Spanier an Oerter zu führen, alwo man sich Gold und Silber vermuthen ist.

Während der Zeit, da die Spanier ihr Winterlager zu Apalache hatten, nahm sich Soto vor, nach den gegen Abend gelegenen Ländern von Florida zu gehen. Er erkundigte sich derowegen bey den unter seiner Armee dienenden Indianern, und andern, die man täglich gefangen bekam, ob ihnen die abendländischen Gegenden des Landes nicht bekant wären. Hierauf wurde ein Barbar von ohngefehr siebenzehen Jahren zu ihm gebracht, der unter Indianern gewesen war, die wegen Vertauschung einiger Wahren weit in Florida gereiset. Denn weil bey den Völckern dieses Landes kein Geld gebräuchlich ist; so tauschen sie nur mit einander. Dem Feldherrn war dieser Vorfall sehr angenehm; ließ also den jungen Menschen über die Gegenden von Florida, die er zu entdecken verlangete, befragen: da denn dieser zur Antwort gab: „Er kennete nur diejenigen Land-„schaften, wohin er seine Herren begleitet hätte, und „wolte in zwölf oder dreyzehen Tagen die Truppen da-„hin führen„. Der Feldherr übergab ihn so gleich einem Soldaten, und befahl selbigem, wohl Acht zu haben, daß er nicht entwischete. Allein er entflohe nicht nur nicht, sondern bequemete sich auch dergestalt nach der Gemüthsart der Christen, daß er bezeugete, es wäre sein gröstes Vergnügen, unter ihnen zu leben. Er nahm auch alle ihre Manieren an, und man konte ihn nachmals von einem Spanier kaum unterscheiden.

Wenig

Wenig Tage nach der Gefangennehmung dieses Indianers erhaschete man noch einen andern, der diesen kante, und das, was er gesaget, bekräftigte. Er erbot sich auch, unsere Leute in die Länder, wo er gewesen, und die er für sehr weitläuftig ausgab, zu führen. Wie man ihn aber frug, ob man denn in diesen Gegenden Gold, Silber und Edelgesteine fünde, und man ihm alles dieses zeigete, um ihm dasienige, was man von ihm zu wissen verlangete, begreiflich zu machen; so gab er mit Zeichen zu verstehen, und gestund: „daß in Cofaciqui „ein dem ihm gezeigeten gelben und weissen ähnliches „Metal wäre; daß die Kaufleute, denen er dienete, „dieses Metal erhandelten, und solches in andern Län„dern wieder vertauscheten; ia! daß man auch in Cofa„ciqui eine grosse Menge Perlen fünde„, und wies hierauf auf eine, die man ihm unter den Edelgesteinen vorzeigete. Die Spanier wurden über diese neue Zeitung voller Freuden, und dachten nur auf Mittel, nach Cofaciqui zu kommen, und sich der Reichthümer dieser Landschaft zu bemächtigen.

Das XX. Hauptstück.

Von einigen einzelnen Gefechten, und der Fruchtbarkeit von Apalache.

Eines Tages ging eine Parthey von funfzig zu Fusse, und zwanzig zu Pferde aus dem Lager, und wolten eine Meile von da grossen Hirsen suchen, dessen sie denn auch bey ihrer Dahinkunft, so viel sie nöthig hatten, einsamleten. Hierauf verstecketen sie sich in einem Hinterhalt, um einen oder den andern Barbar zu überraschen, und stelleten an einem erhabenen Orte eine Schildwache

aus. Diese brachte fast augenblicklich die Nachricht, daß ein Indianer zum Vorschein käme, der die Augen nach allen Seiten umher würfe, nicht anders, als wenn er etwas zu entdecken Vorhabens wäre. Auf diesen gegebenen Bericht spornete Diego von Soto, einer von den tapfersten Rittern unter der Armee, sein Pferd an, um den Barbar zu erreichen, welcher denn anfänglich mit der Flucht davon zu kommen suchete. Wie er aber nichts desto weniger bedachte, daß ihm das Pferd den Weg abschneiden würde; begab er sich unter einen Baum, welches die gewöhnliche Zuflucht der Indianer ist, machte seinen Bogen fertig, und erwartete seinen Feind stehendes Fusses, bis er ihm unter den Schuß kam. Als Soto nun sahe, daß er nicht unter den Baum kommen konte, ritte er nahe dabey, und stieß mit der Lanze nach dem Indianer, welcher diesen Stoß kaum abgewant hatte, als er losschoß, und des Spaniers Pferd so heftig traf, daß es kaum ohngefehr zwanzig Schritte zurück stolperte, und darauf todt niederfiel.

Hierüber kam Velasquez herzu, welcher im kurzen Galoppe dem Soto zu Hülfe geeilet war. Wie er das Pferd seines Gefährten getödtet sahe; gab er seinem die Spohren, ritt gerade auf den Barbar zu, und stieß mit der Lanze nach ihm. Nachdem nun der Indianer auch diesen Stoß ausgebeuget hatte; that er den zweyten Schuß, und tödtete des Velasquez Pferd ebenfals. Sogleich liefen beyde Spanier mit der Lanze in der Hand auf den Barbar los, welcher aber dem Holze zueilete, sich bisweilen umsahe, und mit einem verächtlichen Stolze sagte: „Sie wolten sich zu Fusse schlagen, da sich denn „finden würde, wer unter ihnen den Sieg behielte„. Auf diese Art entkam er den Rittern zu seinem Ruhme

aus

aus den Händen, und ließ diese ganz in Verzweiflung zurück, daß sie so unglücklicher Weise um ihre Pferde gekommen waren. Die Parthey nahm hierauf den Weg wieder nach dem Lager, und war sehr verdrießlich über den ihren Gefährten begegneten Unfall.

Kurz nach diesem Streite ritten Rodriguez und Nelves aus Apalache, um in einem nahe bey dieser Stadt gelegenen Walde Obst zu pflücken. So bald sie dahin gelanget waren, stiegen sie ab, und kletterten auf die Bäume, weil sie meineten, die Früchte wären an den obersten Zweigen besser, als an den untersten. Die in den Hinterhalt versteckete Indianer wurden ihrer gewahr, und schlichen sich sachte näher, um sie zu überfallen. Nelves, der sie sahe, sprang von seinem Baume herunter, bekam aber unterdessen, da er nach seinem Pferde eilete, einen Schuß, der in die lincke Schulter quer durch die Brust ging, worüber er denn zu Boden stürzete. Nach dem Rodriguez auf den Baume schossen sie, wie nach einem Vogel: und nachdem er auf den dritten Schuß herunter gefallen war; löseten sie ihm die Hirnschale ab, und trugen solche zum Zeichen desjenigen, was allererst geschehen war, mit sich fort. Dem Nelves ging es so nicht. Es kam ihm nemlich einige Reuter zu Hülfe, welche er, nachdem er ihnen mit kurzen Worten sein Unglück erzählet hatte, bat, ihm einen Beichtvater zu holen, und verschied darauf augenblicklich.

Die Pferde des Nelves und Rodriguez waren durch den von den Barbaren gemachten Lerm verschüchtert worden, und hatten nach dem Lager zu die Flucht genommen. Die herbey nahenden Soldaten trafen sie unter Weges an, und wurden gewahr, daß das eine an dem einen dicken Hinterbeine verwundet worden. Weil aber

die

die Wunde nicht grösser war, als der Stich von einer Lanzette; so liessen sie solche nicht verbinden, fanden aber das Pferd den folgenden Morgen todt. Die Spanier verwunderten sich, daß ein so leichter Schuß eine solche Würckung gehabt; liessen also das Pferd an dem verwundeten Orte aufschneiden. Wie sie nun dem Zug des Pfeils folgeten; bemercketen sie, daß der Schuß durch das dicke Fleisch in die Leber gegangen war. Ich erzähle diese geringen Umstände deswegen, daß man daraus ersehen möge, wie herzhaft die Barbaren die Truppen während ihres Aufenthalts zu Apalache angefallen, und wie sie keine Gelegenheit vorbey gelassen haben, ihnen übel zu begegnen. Die Völcker dieser Gegend sind tapfer und stolz, beständig auf der Hut, und allezeit fertig zum Streit. Man meldet auch noch folgendes von ihrer Herzhaftigkeit. Die Spanier assen in der Landschaft Apalache bisweilen kleine Hunde, weil ihnen solche wohl schmeckten. Es begaben sich also sieben Reuter ausser dem Lager, um dergleichen zu suchen, wurden aber fünf Indianer gewahr, die sie auf dem Wege stehendes Fusses erwarteten. Wie nun diese Barbaren sie nahe bey ihnen sahen; machten sie einen Strich quer über den Weg, und sagten zu ihnen, daß, wenn sie da über gingen, sie sie so gleich umbringen würden. Die Reuter, die dieser Drohungen spotteten, rücketen dem ohngeachtet fort. Allein die Indianer schossen so gleich einige Pfeile nach ihnen ab, wodurch zwey Pferde todt geschossen, zwey andere aber nebst einem Soldaten verwundet wurden. Von den Indianern blieb nur einer auf dem Platze, die andern aber nahmen die Flucht, und kamen, weil sie sehr geschwinde lauffen können, glücklich davon. Die Völcker von Apalache liessen es nicht allein dabey bewenden, wieder diejenigen, die sich

von

von den andern etwas entferneten, zu scharmutzieren; sie fielen auch bey Tage und Nachte die Armee an, ohne es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Sie verstecketen sich in die Gehölze, und thaten alsdenn auf die Truppen einen Angriff, um ihnen eine Schlappe beyzubringen.

Die Landschaft Apalache hat einen Ueberfluß an Hirsen, Kürbisen, und sonst an Hülsenfrüchten. Man findet alda auch verschiedene Arten von Pflaumen und Nüssen, und eine so grosse Menge Eicheln, daß sie, weil die Indianer keine Schweine unterhalten, unter den Bäumen verfaulen müssen. Mit einem Worte, dies Land ist so fruchtbar, daß die Truppen in den fünf Monathen, da sie alda die Winterläger hatten, mit überflüßigen Lebensmitteln versehen waren, und solche niemals über eine Meile weit hergeholet werden durften. Unterdessen machten sie doch, dreyhundert und etliche funfzig Pferde ungerechnet, über tausend fünfhundert Mann aus, darunter die in ihren Diensten seyende Indianer nicht einmal mit begriffen waren. Ueberdem träget dieses Land viele weisse Maulbeerbäume, hat vortrefliche Weyden, herrliche Wasser und Teiche, die mit solchen Kräutern ganz angefüllet sind, deren Blumen für das Vieh ungemein gut, und allein hinlänglich sind, es zu ernehren.

Ende des dritten Buches.

☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆

Viertes Buch.

Begebenheiten der Spanier in verschiedenen Landschaften.

Das I. Hauptstück.

Abzug von Apalache.

Nachdem Maldonado wegen der Lebensmittel und anderer Nothwendigkeiten für die Truppen nach Havana abgefertiget worden; brach der Feldherr gegen das Ende des Merzmonaths 1540 von der Stadt Apalache auf, und nahm seinen Weg gegen Norden. Er setzete solchen drey Tage fort, ohne von den Feinden angefallen zu werden, und kehrete in einem mit Sümpfen fast ganz umgebenen Dorfe ein. Der Morast war über hundert Schritte breit, und man sanck bis über die Knie hinnein. Weil aber doch solcher mit einigen quer über gelegten Stücken Holz versehen war; so gelangete man an das auf einer Höhe gebauete Flecken, von welchem man in einem angenehmen Thale verschiedene Dörfer hin und wieder liegen sahe. Die Truppen blieben in diesem Flecken, welcher noch in dem Gebiete von Apalache war, drey Tage. Unter dieser Zeit gingen fünfe von der Leibwache des Feldherrn nebst dem Aguilera und Moreno aus ihrem Quartier, um die Dör-

Dörfer dieser Gegend zu verkundschaften. Die von der Leibwache trugen eine Hellebarde, die andern aber hatten ihre Degen bey sich. Aguilera hatte noch einen Schild, und Moreno eine Lanze. In solchem Zustande begaben sie sich über den Moraſt, und durch die Ecke eines Holzes, und gelangeten in eine Ebene, welche mit grossen Hirsen besäet war, alwo sie wohl zweyhundert Schritte vom Lager von den Indianern angefallen wurden. Sie schrien und griffen alsobald zu den Waffen. Die Soldaten, die ihre Stimme höreten, gingen aus dem Flecken heraus, warfen sich, um nicht durch das Suchen des eigentlichen Ueberganges die Zeit zu verlieren, in den Moraſt, und eileten ihnen geschwinde zu Hülfe. Allein so grossen Fleiß man auch anwante; so fand man doch die Soldaten von der Leibwache mit zehen bis zwölf mitten durch den Leib geschossenen Pfeilen getödtet, und die beyden übrigen sehr übel zugerichtet. Moreno hatte einen Schuß in der Brust, der ihm zur Schulter heraus ging, und starb unter währendem Verbinden. Aguilera, der sich herzhaft gewehret, war mit zween Pfeilen durch das dicke Bein geschossen, über den ganzen Leib braun und blau geschlagen, und am Kopfe verwundet worden. Denn da die Barbaren sich verschossen gehabt; hatten sie seinen Schild genommen, und ihn damit so heftig geschlagen, daß sie ihm die Hirnschale bis an die Augenbraunen entblösset. Weil er aber jung und starck war, so starb er daran nicht. Unterdessen wurden die Indianer der zu Hülfe gekommenen Soldaten gewahr; setzeten sich dannenhero so geschwinde in Sicherheit, daß man ihre Anzahl nicht erkennen konte. Man vernahm aber doch von dem Aguilera, daß ihrer über funfzig gewesen, und einige Zeit darauf brachte man auf folgende Art heraus, wie die Sache zugegangen war.

Etliche

Etliche Spanier frugen eines Tages den Aguilera aus Scherz, ob er die bekommenen Schläge gezählet hätte, und ob er nicht, um sich mit Ehren zu rächen, die Barbaren zu einem Zweykampfe heraus fodern wolte? Worauf er ihnen denn zur Antwort gab: „Die „Schläge wären so geschwinde auf seine Schultern ge„fallen, daß er sie nicht hätte zählen können. Wegen „des ihm angethanen Uebels würden sie alsdenn einmal „etwas neues sagen können, wenn sie den Feinden selbst „unter die Hände geriethen. Damit er ihnen aber zu „erkennen gäbe, wie sich sein Unglück zugetragen hätte; „so solten sie wissen, daß er und seine Gefährten vielen „Indianern in einer Ebene begegnet wäre. Wie diese „nur sieben zu Fusse gesehen; hätte sich eine gleiche An„zahl von dem grossen Hauffen abgesondert, wären auf „sie zugekommen, und hätten sie unterdessen, da die übri„gen blosse Zuschauer des Streits abgegeben, tapfer an„gegriffen. Weil nun seine Gefährten so wenig, als er, „sie mit Balestern oder Flinten abtreiben können; so „hätten sich die sieben Indianer ihnen nach ihrem Ge„fallen genähert, und auf sie, als auf ein mit Netzen „bestricktes Wild, geschossen. Endlich hätten selbige „sie in einen erbärmlichen Zustand gesetzet. Da er aber „mit dem Leben noch davon gekommen; wolte er ihnen „die ihm angethane Beleidigung gerne vergeben. Da„mit ihm auch kein ander Unglück wiederführe; so dächte „er weiter an keine Ausfoderung, gäbe auch ihnen, die „mit ihm ihren Scherz trieben, den Rath, niemals ohne „Waffen aus dem Lager zu gehen, weil zu befürchten „stünde, sie möchten gar übel begegnet werden, und „andern selbst wiederum zum Zeitvertreib dienen„. Hierüber blieben diejenigen, die dem Aguilera zuhöreten, ganz bestürzet. Denn sie würden niemals geglau-

bet

bet haben, daß sich die Indianer erkühnet hätten, sich in gleicher Anzahl mit den Spaniern zu schlagen, wenn nicht diese Begebenheit ihnen die Kühnheit dieser Völcker zu erkennen gegeben, welche, wenn sie keine Pferde vor sich sehen, sich so sehr auf ihre Herzhaftigkeit verlassen, daß sie sich einbilden, alles überwinden zu können, wie sie auch den tapfersten Christen weder an Muth noch Geschicklichkeit das geringeste nachgeben.

Das II. Hauptstück.

Ankunft in die Landschaft Altapaha und Achalaque.

Der Feldherr brach hierauf von Apalache auf, und begab sich an die Grenze der Landschaft Altapaha. Er erkundigte solche selbst mit hundert und funfzig Mann so wohl zu Pferde, als zu Fusse, und kam am dritten Tage seines Marsches in die erste Stadt dieses Landes. Der gröste Theil der Einwohner hatte diesen Platz verlassen, so daß man nur sechse, und darunter zween Hauptleute, die, um die letzten in Sicherheit zu bringen, zurück geblieben waren, gefangen bekam.

Man brachte selbige zum Feldherrn, um von ihnen einige Nachricht wegen des Landes einzuziehen. Kaum aber waren sie vor ihn gekommen, als diese indianische Befehlshaber ihn verwegener Weise frugen: Ob er sie zu bekriegen, oder ein Bündniß mit ihnen zu schliessen, gekommen wäre? Worauf er ihnen zur Antwort geben ließ: Er verlangete nichts, als den Frieden, und einige Lebensmittel, um weiter kommen zu können. Sie erwiederten dagegen: „Man hätte nicht nöthig, sie an-

„zuhalten. Denn weil sein Verlangen vernünftig wäre; „so würde ihm ohne Schwührigkeit darin gewillfahret, „und die Truppen in der ganzen Landschaft wohl auf„genommen werden„. Sie fertigten also zween an ihren Caciquen ab, um ihm von dem vorgegangenen Nachricht zu geben, und befahlen ihnen, allen denen, so ihnen begegnen würden, zu sagen, sie möchten die Spanier unangetastet lassen, und einander kund thun, daß diese Völcker nur durch das Land zögen, ohne die geringste Verwüstung darin anzurichten. Der Feldherr, der sich diesen Befehl erklären ließ, fing an zu hoffen, daß alles nach seinem Verlangen ausschlagen würde, und befahl, die beyden Officiers in Freyheit zu setzen, und sie zu beschencken. Unterdessen riethen die Indianer dem Feldherrn, wieder zurück nach einem Flecken zu kehren, der besser wäre, als die Stadt, worin er sich befünde, erboten sich auch, ihn durch einen angenehmen Weg dahin zu führen.

Soto ließ sich überreden, und also dem Obersten zuentbieten, sich nach diesem Flecken zu begeben, marschirete auch mit den bey sich habenden Völckern geschwinde dahin, und wurde daselbst mit grossen Freudenbezeugungen empfangen. So bald der Cacique hievon Nachricht erhielt; kam er, den Feldherrn zu besuchen, welcher über seine Ankunft vergnügt schien. Hierauf kehreten die entwichenen Einwohner wieder in ihre Häuser. Inzwischen langete der übrige Theil der Armee auch an, von welchem einige in dem Flecken, andere aber darausen blieben. Sie lebeten die drey Tage, die sie alda zubrachten, mit den Barbaren in gutem Verständniß. Alsdenn zogen sie zehen Tage längst einem Flusse hin, woselbst sie schöne Maulbeerbäume sahen,

und

ind bemercketen, daß die Gegend fruchtbar, das Volck aber freundlich und gesellig war. Da sie nun auf beyden Seiten den Frieden unverbrüchlich hielten; so geschahe den Indianern nicht das geringeste zu Leide, weil man sich nur mit dem höchst nöthigen begnügete. Endlich reiseten die Christen von Altapaha ab, und kamen nach Achalaque, einer armen und unfruchtbaren Landschaft, in welcher man nichts, als Alte, antraf, worunter die meisten blöde Augen hatten, oder gar nicht sehen konten. Weil man nun die Anzahl der jungen Leute nach diesen alten beurtheilete, und man von den ersten gar keine im Lande fand; so glaubeten die Spanier, daß solche sich versteckt hätten, und in einem Hinterhalte auf sie laureten. Nachdem sie sich aber fleißig nach ihnen erkundiget hatten; vernahmen sie, daß sie nichts zu fürchten hätten, und in Achalaque würcklich keine junge Leute wären: worüber sie sich denn noch mehr verwunderten. Nichts destoweniger gaben sie sich doch keine Mühe, dessen Ursache zu erfahren, und dachten an nichts weiter, als nach Cofaciqui zu kommen, alwo sie alle reich zu werden hoffeten. Sie thaten auch grosse Züge: und weil das Land schön ist, und weder Flüsse, noch Wälder hat; so durchzogen sie es in fünf Tagen. Als der Feldherr von Achalaque aufbrach; schenckete er dem Caciquen unter vielen andern Sachen auch zwey Schweine. Eben dieses Geschenck hatte er auch an den Landesherrn von Altapaha, und einige andere, mit denen er ein Bündniß aufgerichtet, gemacht. Denn er hatte über hundert dieser Thiere nach Florida gebracht, welche während der ganzen Reise ihnen bey verschiedenen Gelegenheiten nützlich seyn musten. Weil sie sich aber bisweilen von dem Wege verirreten, und der Feldherr beständig eben so viele Eber, als Säue verschenckete; so

ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn sie die Barbaren nich
aus Haß gegen die Christen getödtet haben, sich deren
noch ietzo in Florida, worin sie ihr reichliches Futter an
treffen können, gar viele finden müssen.

Das III. Hauptstück.

Von dem Caciquen von Cofa, und seiner Provinz.

Wenn der Feldherr aus einer Landschaft in die andere
kam; so pflegte er solche entweder selbst zu entdecken,
oder seine Ankunft melden zu lassen. Dieserwegen sante
er auch an den Caciquen Cofa, um ihn zu bewegen, mit
ihm einen Bund zu machen, und versicherte ihn, „daß
„seine Absicht nur wäre, die Völcker mit Gelindigkeit
„zu gewinnen; daß er mit denenienigen großmüthig
„handelte, die den Frieden verlangeten, wovon ihre
„Nachbaren, die Einwohner von Achalaque, denen die
„Spanier auf das beste begegnet hätten, Zeugen seyn
„könten; und daß, wenn er ihre Freundschaft annähme,
„er eben so vergnügt darüber seyn würde, als die an-
„dern„. Auf dieses gaben Cofa und seine Unterthanen zur Antwort: „Der Feldherr erwiese ihnen viele
„Ehre. Man würde ihn und seine Völcker mit Freu-
„den aufnehmen, und ihn weder zu bald sehen, noch er
„zu früh ins Land kommen können„. Die Spanier
freueten sich über diese Antwort; verdoppelten also ihren
Marsch. Den vierten Tag nach ihrer Abreise von Achalaque kamen sie an die erste Stadt von Cofa, woselbst
der Cacique, der sich als ein grosser Herr sehen lassen
wolte, mit seinen ansehnlichsten Unterthanen, die er aus
seinem ganzen Lande versamlet hatte, sie erwartete. Als
er

er nun hörete, daß die Christen herbey naheten, ging er ihnen eine Viertelmeile entgegen. Nachdem er nun dem Soto aufgewartet, ihm neue Versicherungen gegeben, und sie beyde einander ihre Zufriedenheit bezeuget hatten; hielt die Armee in sehr guter Ordnung ihren Einzug in die Stadt. Der Cacique räumete dem Soto ein Haus ein, theilete die Quartiere aus, und begab sich in einen Flecken, der von den Truppen ohngefehr zween Flintenschüsse entfernet war.

Die Spanier erfreuete dieser Empfang, blieben in dieser Gegend fünf Tage, und gaben bey ihrer Abreise dem Caciquen das einzige Stück Geschütz, das sie hatten, in Verwahrung. Damit er nun sähe, wie hoch man ihn hielte, daß man ihm eine so wichtige Sache anvertrauete; so befahl der Feldherr, mit diesem Geschütze nach einem grossen Eichbaume zu schiessen, welcher denn durch den zweyten Schuß zur Erde gestürzet wurde. Der Cacique erstaunete mit seinen Unterthanen über eine Würckung, die ihnen so ausserordentlich vorkam, und bezeugeten, daß es in der That ein grosses Kenzeichen der Hochachtung und des Zutrauens wäre, daß man ihnen etwas von so grosser Wichtigkeit aufzuheben gäbe. Hierauf nahmen die Truppen ihren Weg nach der Landschaft Cofaciqui, da denn der Cacique sie mit seinen Leuten begleitete. Nachdem sie nun einen Tag mit ihnen fortgezogen waren; bat man den Caciquen, sich nicht weiter zu bemühen. Er nahm also unter tausend Versicherungen seiner Dienstwilligkeit von den Spaniern Abschied, befahl seinem Gefolge, sie in die Armee zu schliessen, und ließ seinen Bruder Cofaqui durch Abgeordnete wissen, daß die Armee sich seinem Lande näherte, und sie wohl aufgenommen zu werden

verdienete. Zu gleicher Zeit ließ Soto bey dem Cofa-
qui um ein Bündniß anhalten, und legte nach sechs
Tagen die äuserste Grenze der Landschaft Cofa zurück.
Dieses Land ist zur Viehzucht ungemein bequem, träge
sehr vielen grossen Hirsen, und lieget ungemein lustig.
Man findet daselbst grosse Wälder, schöne Flüsse, Ebe-
nen, Berge, und vornemlich gesellige Einwohner.

Das IV. Hauptstück.

Cofaqui empfänget die Spanier.

Nachdem nun Cofaqui vernommen hatte, daß di
Christen sich seinem Lande näherten; machte er sich ge
fast, sie wohl zu empfangen, und fertigte viere von sei
nen angesehensten Unterthanen in Begleitung vieler an
dern an den Feldherrn ab, um ihn seiner Gehorsamkei
zu versichern. Soto erfreuete sich, sie zu sehen, liebko
sete sie ungemein, und gelangete mit ihnen an die erst
Stadt, die nach dem Namen des Landesherrn und de
Landschaft Cofaqui genant wurde. Wie er diesem Platz
näher kam; wurde dem Caciquen, der sich darin befand
Nachricht davon gegeben, welcher ihm denn mit einem
starcken Gefolge von seinen Unterthanen, die mit Bogen
Federn, und Marderfellen gezieret waren, entgegen ging
Cofaqui grüssete ihn ehrerbietig, und bekräftigte ihm
nach einigen Höflichkeiten dasienige, was man ihm
seinetwegen schon gesaget hatte. Der Feldherr empfin
ihn auf seiner Seite sehr höflich, und versprach ihm zu
Erkentlichkeit, der von ihm geschehenen guten Aufnahm
alle Freundschaft. Nach ihrem Beyspiele begegneten
auch die spanischen Officiers und die Indianer einande
sehr liebreich, und unsere Leute kamen in die Stadt volle
Freud

Freude und Zufriedenheit. So gleich theilete Cofaqui die Wohnungen aus, und verfügete sich, um seinen neuen Gästen nicht beschwehrlich zu fallen, mit den Seinigen nach einem benachbarten Dorfe. Allein den andern Morgen kam er, seine Aufwartung zu machen, und bat den Feldherrn, ihm zu sagen, ob er sich da noch länger aufhalten, oder weiter gehen würde, damit er seine Maaßregeln, um ihm alle gefällige Dienste zu erweisen, darnach nehmen könte. Soto antwortete ihm: „Er „würde seinen Weg nach Cofaciqui nehmen, und sich „nicht eher aufhalten, als bis er in dieses Land gekommen „wäre„. Hierauf erwiederte der Cacique: „Dieses „Land würde von der Provinz Cofaqui nur durch eine „Wüste von sieben Tagereisen abgesondert. Er böte „ihm dieserwegen Lebensmittel und Kriegesvölcker an, „und hätte er nach seinem Belieben nur zu befehlen, da „er denn seinen Willen auf das genaueste volziehen „würde„. Der Feldherr bezeugete ihm seine Verpflichtung, und beschwuhr ihn, bey dieser Gelegenheit alles zu thun, was er zu diesem Zuge für nöthig erachtete, weil er hoffete, daß es alsdenn den Truppen an nichts fehlen, und er glücklich nach Cofaciqui gelangen würde.

Der Cacique freuete sich über das Vertrauen, das der Feldherr in ihn gesetzet hatte, befahl also, geschwinde Völcker zu werben: da er denn binnen vier Tagen 4000 Mann zur Bedeckung des Heers, und eine gleiche Anzahl, die Bagage und Lebensmittel (40) fortzubringen, bereit fand. Weil aber der Feldherr wegen der grossen Anzahl Indianer befürchtete, es möchte ihm eine Hinterlist gespielet werden; so befahl er seinen Leuten, mehr,

(40) Nemlich grossen Hirsen, trockene Pflaumen, Nüsse und getörcte Weintrauben.

als sonst, auf ihrer Hut zu seyn. Allein die Barbaren waren von aller Unternehmung weit entfernet. Sie suchten nur, die Freundschaft der Spanier zu gewinnen, damit diese ihnen hölfen, sich an den Völckern von Cofaciqui, mit denen sie Krieg führeten, zu rächen. Dieserhalben ließ der Cacique einen Tag vor der Abreise der Christen den Patofa, seinen Generallieutenant rufen, und sagte zu ihm: „Es zeigete sich eine schöne Gelegen„heit, den Einwohnern von Cofaciqui, die ihnen allen „angethane Beleidigungen zu vergelten. Damit man „sich nun deswegen rächen könte; so solte er mit der „spanischen Armee in ihr Land gehen. Es wäre seiner „Klugheit gemäß, deren Freundschaft durch alle nur „ersinnliche Dienstleistungen zu unterhalten, weil er „durch Hülfe dieser unüberwindlichen Völcker an seinen „Feinden öffentlich Rache nehmen könte. Ueberdem „würde ihm dieses auch Gelegenheit geben, sich um sei„nen Fürsten und sein Vaterland wohl verdient zu „machen, und seinen Ruhm zu vermehren. Weil er „nun seine Ehrbegierde, und seinen Eyfer für das Vater„land, nebst seiner bey allen Vorfallenheiten bezeigeten „Tapferkeit kennete; so wolte er ihm weiter nichts sagen, „da er versichert wäre, daß er die von ihm gemachte „Hofnung rühmlich erfüllen würde„.

Nachdem Patofa, der von Person wohl aussahe, und in seiner Gesichtsbildung etwas grosses und hohes hatte, diesen Befehl erhalten; nahm er einen Mantel von Katzenfell von seinen Schultern, ergrif einen Palmzweig, den einer von seinen Bedienten trug, und that vor seinem Herrn viele Beugungen und Sprünge mit solcher Artigkeit, daß man sich darüber verwunderte. Hierauf ging er mit dem Palmzweige in der Hand zu seinem

seinem Caciquen, grüssete ihn auf eine von der unsrigen wenig unterschiedene Weise, und versicherte ihn, er wolte sich zu seinen Diensten aufopfern. „Weil, setzete „er ferner hinzu, sein Arm von den Spaniern unter„stützet würde; so gäbe er ihm sein Wort, er wolte ihn „an seinen Feinden rächen. Diese Rache würde gar „herlich, und fähig seyn, ihn aller vergangenen Belei„digungen vergessen zu machen. Solte aber das Glück „an seiner Herzhaftigkeit zum Verräther werden, und „er die von ihm gemachte Hofnung nicht erfüllen; so „würde er sein Unglück nicht überleben„. Auf diese Worte umarmete der Cacique seinen Generallieutenant, und sagte, er wolte ihn zur Versicherung des glücklichen Erfolgs seiner Unternehmung zum voraus belohnen. Hierauf nahm er einen Mantel von Marderfellen, den er um hatte, und unsere Leute auf zweytausend Ducaten schätzeten, und bekleidete den Patofa damit, welches unter diesen Indianern das gröste Ehrenzeichen ist, das ein Unterthan iemals erhalten kan.

Das V. Hauptstück.

Begebenheit eines Indianers.

In der Nacht vorher, ehe die Spanier nach Cofaciqui aufbrachen, fing ihr Wegweiser, welches einer von den Indianern war, die sie in Apalache gefangen bekommen hatten, und den sie Peter nanten, ohne daß sie ihn getauffet hatten, an, um Hülfe zu schreien, als wenn man ihn umbringen wolte. Hierüber griffen die Truppen augenblicklich zu den Waffen, und stelleten sich, aus Furcht vor einer Verrätherey, in Schlachtordnung. Wie sie aber nichts mercketen, und sich sorgfältig nach

der Ursache des entstandenen Lermes erkundigten; erfuhren sie, daß solches ihr Wegweiser war, fanden ihn auch voller Schrecken, und fast halb todt. Als nun der Feldherr ihn frug, was ihn bewogen hätte, so heftig zu schreien; gab er zur Antwort: „Der Teufel hätte sich „ihm in einer abscheulichen Gestalt in Gesellschaft vie„ler kleinen Teufel gezeiget. Selbiger hätte ihm den „Tod gedrohet, wenn er die Christen nach Cofaciqui „führen würde. Hierauf hätte er ihn auf den Leib „getreten, ihn durch die Cammer geschleppet, und so „sehr geschlagen, daß er sich nicht hätte wehren können. „Wenn ihm nicht zween Spanier zu Hülfe gekommen „wären; so hätte ihn der Teufel ums Leben gebracht. „So bald er aber diese gewahr worden wäre, hätte er „mit seinem ganzen Gefolge die Flucht genommen. „Weil nun die Teufel sich vor den Christen fürchteten; „so bäte er inständig, man möchte ihn ohne Verzug „tauffen, damit der Teufel nicht noch einmal käme, „ihm übel mit zu fahren„. Der Feldherr und seine Officiers, die aus den empfangenen Schlägen die Wahrheit dieses Zufalles beurtheileten, liessen einige Priester holen, die nach etlichen an diesen armen Indianer gethanen Fragen ihn taufeten, und den übrigen Theil der Nacht und den folgenden Tag bey ihm blieben. Er war in einem so kläglichen Zustande, daß er erst wieder zu Kräften kommen muste, und konte die Armee erst den andern Morgen aufbrechen, und dennoch muste dieser Indianer sich auf ein Pferd setzen. Cofaqui begleitete den Feldherrn zwo Meilen, bezeugete ihm mit einigen verbindlichen Worten, wie leid es ihm thäte, daß er ihn verlassen solte, und befahl dem Patofa von neuen, den Spaniern in allem zu gehorchen, erinnerte ihn auch, zu was für wichtigen Sachen er sich verpflichtet hätte,

und

und daß man die Verdienste der Menschen blos nach der Schönheit ihrer Handlungen beurtheilen müste. Hierauf kehrete er wieder nach der Stadt, die Truppen aber wanten sich gegen Cofaciqui, wohin sie sich mit der äuserſten Begierde sehneten.

Das VI. Hauptstück.

Fortzug der Kriegesvölcker.

Die Indianer und Spanier machten zween besondere Hauffen eines Kriegesheeres aus, und zogen den ganzen Tag auf folgende Art fort. Patofa und der Feldherr marschireten ieder vor der Spitze seiner Truppen, das Geschleppe aber befand sich nebst den Bedienten in der Mitte. Wie nun die Nacht heran kam, theileten die Indianer unter die Spanier Lebensmittel aus, die Armeen lagerten sich, stelleten Wachten aus, und waren auf solche Art gegen einander auf der Hut, daß man sie für Feinde angesehen haben solte. Vornemlich untersucheten die Christen das Verhalten der Barbaren sorgfältig, welche letzten iedoch nur zeigen wolten, daß sie den Krieg wohl verstünden. Die Spanier suchten nicht weniger hierin eine Ehre, und ieder beobachtete in die Wette die Kriegeszucht. Nachdem sie nun zween Tage zurück geleget hatten, gelangeten sie gegen Abend in sehr guter Ordnung in eine zwischen der Landschaft Cofaqui und Cofaciqui gelegene Wüste. Die Spanier marschireten sechs Tage ohne grosse Mühe in dieser Wüste, weil die Gehölze und Wege darin nicht beschwehrlich waren. Sie musten ausser einigen Bächen auch über zween Flüsse, die zwar nicht tief, aber doch sehr breit, und so schnell waren, daß man viele Pferde hinter

ein-

einander stellen muste, um die Gewalt des Wassers zu brechen, und den Fußvölckern den Uebergang zu erleichtern, die sich im Stehen nicht erhalten konten, wenn sie die Reuter nicht unterstützeten. Am siebenden Tage gegen den Mittag befunden sie sich am Ende des Weges, dem sie bis dahin gefolget waren, und trafen darauf nur Fußsteige an, die bald hie bald da ins Holz gingen, und sich fast augenblicklich wieder verlohren, so daß, weil man nicht wuste, welchen Weg man nehmen solte, der Feldherr einigen Argwohn auf die Barbaren bekam. Er sagte also zum Patosa: „Er hätte sie unter dem „Schein der Freundschaft auf die Schlachtbanck liefern „wollen. Es wäre nicht glaublich, daß unter 8000 „Indianern, die er befehligte, keiner wäre, der den Weg „wüste, weil sie mit den Völckern von Cofaciqui beständig Krieg geführet, und auf einander Streiffereyen „gethan hätten„. Allein Patosa gab zur Antwort: „So wenig er, als alle diejenigen, die ihn begleiteten, „wären iemals so weit gekommen. Man könte die „zwischen ihnen und ihren Feinden vorgefallenen Scharmützel keine Kriege nennen. Man hätte sich nur, wenn „man auf der Jagd, oder bey dem Fischfange einander „angetroffen, zusammen geschlagen, wobey auf beyden „Seiten einige getödtet und gefangen worden. Weil „nun die Einwohner von Cofaciqui ihnen beständig „überlegen gewesen; so fürchteten sie sich vor ihnen, „und hätten sich nicht unterstanden, in ihr Land zu gehen. „Da nun weder er, noch seine Leute, wüsten, wo sie „wären; so bäte er sehr, daß man in Ansehung ihrer „andere Meinungen fassete, als man anietzo mercken „liesse. Die Völcker von Cofaqui wären unfähig, eine „Niederträchtigkeit zu begehen. Ueberdem besässe der „Cacique und er alzu viel Großmuth, als daß sie durch

„eine

„eine schändliche Verrätherey der den Spaniern wieder-
„fahrnen guten Aufnahme zuwider handeln solten. Man
„könte zur Versicherung seiner Worte solche und so viele
„Geiseln nehmen, als man nur immer wolte. Er setzete
„auch seinen und seiner Soldaten Kopf zum Pfande,
„wenn sie sich nicht alle blinder Weise aufopfern wür-
„den, die Ehre ihres Caciquen und ihren eigenen Ruhm
„zu behaupten.

Den Soto gingen diese Reden zu Herzen, und er befürchtete, es möchte dieser Befehlshaber es zu dem äussersten kommen lassen, um die Unschuld seiner Aufführung zu zeigen, versetzete derowegen: „Er wäre weit
„entfernet, zu glauben, daß er die Spanier aus Bosheit
„irre geführet hätte, da er ietzo des Gegentheils ver-
„sichert wäre, und ihn die Art, mit welcher er seine
„Worte vorgebracht, hinlänglich rechtfertigte„. Hierauf wurde der Indianer Peter gerufen, der sie so sicher geführet, daß er den Abend zuvor den auf den folgenden Tag zu nehmenden Weg bemercket hatte. Allein dieser gestund, daß er den Weg ganz verlohren hätte, und entschuldigte sich damit, daß er in langer Zeit nicht nach Cofaqui gekommen wäre. Die Spanier bildeten sich ein, er fürchtete sich, noch einmal vom Teufel übel begegnet zu werden, und daß sie ihn vergeblich bitten würden, verfolgeten also den übrigen Theil des Tages ihre Reise durch die hellesten Oerter des Waldes, und kamen mit der Sonnen Untergang an das Ufer eines grossen Flusses, den man nicht durchwaten konte. Da es ihnen nun an demienigen mangelte, was zur Uebersetzung nöthig war, und sie ihre Lebensmittel schon aufgezehret hatten; so wurde hiedurch ihr Unglück verdoppelt, und sie waren die ganze Nacht in einer grossen Bestürtzung. Bey anbrechendem Tage versprach ihnen der Feldherr,

um

um sie wieder aufzurichten, nicht eher weiter zu gehen, als bis man einen Weg gefunden hätte.

Dieserwegen befahl er dem Guzman, dem Vasconcello, Aniasco, und Tinoco, Hauptleuten über die Reuterey und Fußvölcker, mit ihren Leuten theils immer an den Fluß hinnauf zu gehen, theils demselben hinnunterwerts zu folgen, den übrigen allen aber, eine Meile ins Land voraus zu marschiren, und in fünf Tagen wieder ins Lager zu kommen, um von ihrer Entdeckung Bericht abzustatten. Aniasco nahm mit dem indianischen Feldherrn, dem Wegweiser Peter, und tausend Indianern den Weg nach dem Flusse hinnauf: die übrigen Hauptleute aber hatten ein ieder eben so viele bey sich, um sich durch das Gehölze auszubreiten, und desto eher einen Weg zu finden. Inzwischen erwartete sie Soto an dem Ufer des Flusses, und stund vom Hunger alles, was man davon nur leiden kan, aus. Er und seine Soldaten musten sich blos mit demienigen behelfen, was ihnen die zurück gebliebenen Barbaren brachten. Diese Indianer verliessen mit anbrechendem Morgen ihr Quartier, um Lebensunterhalt zu suchen, und kamen erst in der Nacht, einige mit Kräutern, Wurzeln, und getödteten Vögeln, andere aber mit Fischen, kurz mit allem, was sie nur antrafen, zurück, welches sie denn den Spaniern, die sich drey Täge nur von den durch die Indianer ihnen gereicheten Speisen, und nicht einmal völlig, ernehren musten, ganz hingaben. Weil aber unsere Leute ihnen den besten Theil liessen, und Soto wohl sahe, daß man es nicht länger würde aushalten können; so ließ er einige Schweine schlachten, und einem ieden Spanier ein halb Pfund Fleisch austheilen, welches doch den Hunger mehr erregete, als stillete. Damit sie aber doch den

Indi-

Indianern ihre Erkenntlichkeit zeigeten; so theileten sie mit ihnen, was sie hatten. Der Feldherr, der sie hierzu ermahnete, litte eben so viel, als ein gemeiner Soldat. Er verbarg sein Uebel, liebkosete seinen Leuten, sprach ihnen mit einer bezaubernden Freudigkeit ein Herz ein, und machte dadurch, daß sie einen Theil ihrer Noth vergassen. Sie zeigeten also auch an ihrer Seite ein eben so munteres Gesicht, als wenn sie alles im Ueberfluß gehabt hätten.

Das VII. Hauptstück.

Fortsetzung desienigen, was sich in der Wüste zugetragen hat.

Am fünften Tage, da die Armee in der Wüste marschirete, nahm ein Indianer (41) von denenienigen, welche für die Lebensmittel Sorge tragen musten, entweder aus Verlangen nach seiner Frau, oder aus Furcht, Hungers zu sterben, die Flucht. So bald dem Patosa dieses gemeldet worden, musten viere von seinen Leuten ihm nachsetzen, welche ihn denn auch einholeten, mit gebundenen Händen nach dem Quartier brachten, und ienem so unter die Augen stelleten. Hierauf verwies ihm Patosa die begangene schändliche That, stellete ihm vor, wie nachtheilig seine Flucht den Indianern wäre, wie wenig Ehrerbietung er gegen die Befehle seines Caciquen hätte, und schwuhr, daß sein Verbrechen nicht ungestrafet bleiben, sondern er andern zum Beyspiel dienen solte, wie sie in ihrer Pflicht erhalten werden müsten. Hierauf befahl er, ihn nach einem Bache zu führen, alwo er ihm alles, was ihn nur bedeckete, bis auf eine kleine

(41) Man nennet solche Tameme.

kleine Hose abnehmen ließ. Alsdenn muste man viele eines Klafters lange Zweige von Bäumen herzu holen, und das Wasser trübe machen, da er denn dem Entlauffenen befahl, sich da hinnein zu legen, und es auszusauffen. Vieren von den stärckesten Indianern wurde aufgetragen, die Stöcke zu nehmen, und aus allen Kräften auf diesen Unglückseligen loszuschlagen, wenn er aufhören würde zu trincken. Dieser arme Indianer tranck anfangs so viel, als ihm möglich war. Wie er aber etwas Othem schöpfen wolte; wurde er durch unaufhörliche Schläge gezwungen, fortzufahren. Inzwischen lieffen einige von seinen Freunden zum Soto, warfen sich zu seinen Füssen, und beschwuhren ihn mit Thränen, bey dem Patofa um Gnade für diesen Unglückseligen zu bitten.

Soto wuste, daß man nicht aufhören würde, den Indianer zu quälen, als bis er den Geist aufgegeben; ersuchete also den Patofa, es bey derienigen Strafe zu lassen, die der Entlauffene bereits ausgestanden hätte. Dieser willigte darein: und der elende Barbar wurde von dem eingesoffenen Wasser ganz aufgeschwollen, oder vielmehr halb todt, so gleich aus dem Bache herausgezogen.

Es trug sich auch an einem von denienigen Tagen, da man in der Wüste den gröSten Hunger litte zu, daß viere von den herzhaftesten Soldaten, und bravesten Leuten unter der Armee beschlossen, das, was sie alle von Lebensmitteln noch übrig hatten, unter sich zu theilen. Wie sie nun nichts mehr fanden, als eine Hand voll grossen Hirsen; so liessen sie solchen, damit er aufquölle, kochen: worauf sie ihn unter sich theileten. Ein ieder bekam achtzehen Körner zu seinem Antheil. Dreye (42) von

(42) Carillo, Modon, und Pechado.

von solchen assen den ihrigen auf, Sylvester aber wickelte den seinigen in ein Schnupftuch. Hierauf frug ihn ein ander Soldat, Namens Troche, ob er nichts zu essen hätte? da er ihm denn gar lustig zur Antwort gab, er hätte von Sivilien schönen Marcipan bekommen. Troche fing hierüber an zu lachen. Unterdessen kam ein ander von ihren Gefährten herzu, welcher sie bat, ihm etwas von Lebensmitteln zu geben. Sylvester antwortete ihm mit gleicher Scherzhaftigkeit, er hätte einen ganz vortreflichen Kuchen, und wäre bereit, selbigen mit ihm zu theilen. Als nun dieser letzte solches im Scherz aufnahm, versetzete Sylvester, er sagte ihm die Wahrheit, und zog hierauf sein Schnupftuch heraus, worin die achtzehen Hirsenkörner waren. Von diesen gab er einem ieden seiner Gefährten sechse, und behielt die übrigen für sich. Sie assen solche, noch ehe ein ander darüber zukam, auf, nahmen alsdenn aus einem Bache einen Trunck dazu und genossen den übrigen Tag nichts mehr.

Auf solche Art erduldeten diese Soldaten den Hunger, und mit solchen Mühseligkeiten ist die neue Welt erobert worden, aus welcher man alle Jahre zwölf bis dreyzehen Millionen an Golde und Silber nebst einer grossen Menge Edelgesteine herausholet. Wenn ich nun auch betrachte, daß die Spanier diese Reichthümer vornemlich aus Peru bekommen; so schätze ich mir für eine grosse Ehre, daß ich ein Sohn eines von denenjenigen bin, die dieses Königreich erobert haben.

Das VIII. Hauptstück.

Wie es den Hauptleuten ergangen, die zur Entdeckung des Weges abgeschicket worden.

Unterdessen, da dieses vorging, litten die zur Erkundigung eines Weges ausgesanten Officiers eben so grossen Hunger, als der Feldherr. Von den fünf Tagen, die sie auf dem Marsche waren, musten sie dreye, ohne das geringste zu essen, zubringen. Sie richteten noch dazu bey ihrer Erkundigung nichts aus, ausser dem Aniasco, der an dem Ufer des Flusses, dem er folgete, ein Dorf antraf. In diesem Dorfe befanden sich wenig Leute, aber so viele Lebensmittel, daß man in einem einzigen Hause fünfhundert Maaß Hirsenmehl, nebst einer Menge andern noch ungemahlnen Hirsens antraf. Des Patosa und Aniasco Leute freueten sich über dieses Glück, durchsucheten die übrigen Häuser, stiegen auf die höchsten hinnauf, und erblicketen hin und wieder an dem Flusse Wohnungen und bebauetes Land. Hierauf nahmen sie die Mahlzeit ein. Gegen die Mitternacht aber santen die Spanier an den Soto vier Reuter, die zur Versicherung desienigen, was sie ihm berichteten, einige Proben von dem grossen Hirsen, nebst etlichen Kühhörnern mitnahmen. Sie hatten bis dahin keine Kühe in Florida gesehen, ob sie gleich frisch Kühfleisch angetroffen hatten, worüber sie oft veranlasset worden, die Indianer zu fragen, wo dieses Vieh zu finden wäre; hatten aber weder durch Bitten, noch Drohungen, von diesen Barbaren iemals das geringste heraus bringen können.

In eben der Nacht, da die Reuter an den Feldherrn abgefertiget wurden, erfuhren die Leute des Patosa, daß das Dorf in der Landschaft Cosaciqui gelegen wäre; plünderten es also aus. Sie beraubeten den Tempel, in welchem die Reichthümer dieses Ortes waren, brachten alle, die ihnen nur vorkamen, ohne Verschonung weder Geschlechts, noch Alters, um, und löseten ihnen die Hirnschale ab, um solche ihrem Caciquen zu bringen, und ihm dadurch zu zeigen, daß sie sich an seinen Feinden gerochen hätten. Dieser Lerm daurete bis an den folgenden Morgen. Gegen den Mittag aber beschlossen Aniasco und Patosa, nebst ihrer Begleitung aufzubrechen, und wieder zum Soto zu stossen, weil sie befürchteten, daß, wenn sie länger im Dorfe blieben, die Einwohner sich in grosser Anzahl versamlen, sie unvermuthet überfallen, und alle in Stücken zerhauen möchten.

Das IX. Hauptstück.

Ankunft des Generals in Cosaciqui, und Entdeckung des Landes.

Nachdem der General die Entdeckung des Aniasco umständlich vernommen hatte; brach er auf, und nahm die abgefertigten Reuter zu Wegweisern mit. Weil aber die ihn begleitenden Truppen grossen Hunger litten; so dachten sie auf nichts, als nur an den Ort zu gelangen, woselbst sich Lebensmittel fanden. Sie hielten also unter währendem Marsche gar keine Ordnung, sondern eileten mit solcher Geschwindigkeit fort, daß, nachdem sie in anderthalb Tagen über zwölf Meilen zurück geleget hatten, sie bey ihren Mitgefährten ankamen. Sie erquicketen sich daselbst sieben Tage, und unterdessen lan-

geten auch die drey übrigen zur Entdeckung ausgesanten Hauptleute an demienigen Orte an, von welchem sie abgereiset waren, ohne ein einziges Dorf angetroffen, noch einigen Indianer, deren sie doch verschiedene vor ihnen vorbey gehen sehen, gefangen bekommen zu haben. Wie sie aber den Soto alda nicht mehr antrafen; folgeten sie seinem genommenen Wege, und verfügeten sich nach demienigen Dorfe, wohin er schon voraus gegangen war. Alda erzähleten sie ihm die Umstände ihrer Reise, und erholeten sich wieder, weil ihnen solches sehr nöthig war, indem sie sich ganz abgemattet befanden, und in acht Tagen nichts, als Wurzeln, genossen hatten. Unterdessen breiteten sich Patosa und seine Leute vier Meilen in den umliegenden Gegenden aus, brachten ohne Unterschied Männer und Weiber um, verwüsteten die Dörfer, und plünderten alle Tempel, in welche sie nur kommen konten. Als der Feldherr hiervon benachrichtiget wurde; befürchtete er, daß diese Barbaren in ihrer Wuth noch weiter gehen möchten. Hielt es derowegen für zuträglich, den ferneren Unfug zu verhindern, weil solches, als seiner Absicht, die Völcker durch Gelindigkeit zu gewinnen, zuwieder, ihm künftig grausame und mächtige Feinde über den Hals ziehen könte. Er ließ also den Patosa bitten, seine Leute zurück zu halten. Dieser Heerführer gehorchete alsobald. Nachdem er nun von dem Nachiagen seiner Feinde zurück gekommen war; gab ihm Soto für seinen Caciquen und für ihn selbst einige seidene Stoffe, Leinwand, Messer, Spiegel, und andere dergleichen Sachen, danckete ihm für seine geleisteten guten Dienste, und ersuchete ihn, nicht weiter mitzugehen, sondern nach seinem Lande wieder umzukehren.

Pato-

Patosa, dem die erhaltenen Geschencke sehr gefielen, begab sich um desto freudiger wieder nach Hause, da er seinen Herrn öffentlich gerochen hatte. Nach seiner Abreise blieb Soto noch zween Tage im Lager. So bald er aber seine Leute wieder im Stande sahe; machte er sich immer den Fluß hinnauf, alwo er eine Menge Lebensmittel, und viele ertödtete Indianer fand, welches die übrigen Einwohner dieser Gegend bewogen hatte, in die Wälder zu fliehen. Nach dreyen Tagen lagerte er sich zur Abendszeit an einem Orte, der voller Maulbeer- und anderer fruchttragender Bäume war. Nachdem nun ein ieder seinen Platz eingenommen; befahl er dem Aniasco, mit dreyßig Soldaten der bisher genommenen Strasse zu folgen, und zu versuchen, ob er nicht einen Indianer gefangen bekommen könte, damit man von dem Lande und dessen Caciquen Nachricht erhielte. Er band ihm auch ein, alles, was er sehen würde, genau zu bemercken, damit die Armee ihren Weg in Sicherheit verfolgen könte, und setzete noch hinzu, wie er sich auf ihn gänzlich verliesse, und hoffete, daß das Glück, das ihn allezeit begleitet hätte, ihn auch bey dieser Gelegenheit nicht verlassen würde. Kurz vor der Nacht verliessen Aniasco und seine Gefährten in der Stille das Lager, und nahmen den ihnen angedeuteten Weg, welcher sich immer mehr und mehr ausbreitete. Nachdem sie aber zwo Meilen zurück geleget hatten; vernahmen sie ein verwirretes, und demjenigen ähnliches Geräusch, welches man in den Dörfern zu hören pfleget. Indem sie nun ihren Weg fortsetzeten, kamen sie an einen Wald, alwo sie Licht sahen, Hunde bellen, Kinder schreien, und Leute reden höreten, und mercketen, daß sie nicht weit mehr von einem Flecken seyn müsten. Sie machten sich also fertig, einige Indianer

gefangen zu nehmen, und schlichen sich in dieser Absicht unvermerckt nahe an den Flecken, wobey denn immer einer dem andern zuvor zu kommen trachtete.

Nachdem sie nun ein wenig fortgegangen waren; wurden sie ienseits des Flusses, an welchem sie hergekommen waren, den Flecken gewahr. Sie wanten sich hin und wieder, und liefen bald hier, bald dahin, um einen Uebergang zu entdecken. Weil sie aber keinen antrafen; so hielten sie an einem an dem Flusse gelegenen verdeckten Orte, alwo die Fahrzeuge landeten, stille. Hier ruheten sie nun einige Zeit aus, und kehreten darauf noch vor Tage wieder zurück. Sie erzähleten hiernächst dem Feldherrn ihre Entdeckung, welcher denn, so bald die Sonne aufgegangen war, hundert zu Pferde, und eben so viele zu Fusse zu sich nahm, und sich damit zur Erkundigung des Fleckens auf den Weg begab. Als er nun an die Ueberfahrt des Flusses kam; schrie Ortis und der Indianer Peter den Einwohnern zu, daß man gekommen wäre, mit ihrem Caciquen ein Bündniß zu treffen, und daß die Leute, die sie vor sich sähen, von des Abgesandten Gefolge wären. Die Barbaren erstauneten über diesen Anblick; eileten also in der Geschwindigkeit dem Flecken zu, um daselbst diese Neuigkeit bekant zu machen.

Das X. Hauptstück.

Verhalten der Beherscherin von Cofaciqui.

So bald die Ankunft der Spanier in dem Flecken ausgebreitet worden; stiegen sechse von den vornehmsten dieses

dieses Ortes, Leute von gutem Ansehen, und ohngefehr 45 Jahre alt, nebst noch andern Indianern in ein Fahrzeug, und fuhren an das jenseitige Ufer. Wie sie nun vor den Feldherrn kamen; kehreten sie sich gegen Morgen, bücketen sich vor der Sonne, richteten sich alsdenn gegen Abend nach dem Monde, und wanten sich endlich zum Soto, welcher sehr ehrbar auf einem Sessel saß, den man ihm allezeit bereit hielt, um die an ihn abgefertigten Gesanten zu empfangen. Sie frugen ihn gleich Anfangs, nach Art aller Einwohner von Florida, ob er Frieden, oder Krieg haben wolte? Hierauf gab er zur Antwort: „Den Frieden, nebst ihrem Bündniß, und „Schiffe, um über den Fluß zu kommen, und bäte er „sie auch, ihm den freyen Durchzug durch ihr Land zu „gönnen, und einige Lebensmittel, um weiter zu kommen, zu liefern. Es ginge ihm zwar nahe, ihnen „beschwehrlich zu fallen; aber die Noth zwünge ihn „darzu. Sie würden ihm also hierin einen grossen „Gefallen thun, und er würde dagegen erkentlich zu „seyn sich bemühen, auch machen, daß sie eben so grosse „Ursache haben würden, sein Verhalten zu billigen, als „er, mit ihrer Großmuth zufrieden zu seyn„. Die Indianer erwiederten: Sie nähmen den Frieden an; seßeten aber hinzu: „Es wären wenig Lebensmittel im „Lande. Die Pest hätte, ihren Flecken ausgenommen, „in ihrer Landschaft sehr gewütet. Die mehresten Einwohner wären durch diese Seuche aufgerieben; die „übrigen aber, die sich in die Wälder geflüchtet, hätten „nichts gesäet. Selbige wären auch, nachdem die Pest „schon aufgehöret, noch nicht wieder nach ihren Häusern „gekommen. Nichtsdestoweniger könte er sich doch „alles versprechen, weil sie Unterthanen von einer jungen „Dame wären, die eben so viel Klugheit, als Groß-

„muth besässe. Diese wolten sie von allem benachrich-„tigen, und alsdenn ihre Antwort, welche allem Anse-„hen nach geneigt ausfallen würde, zurück bringen„. Hierauf nahmen sie von dem Feldherrn Abschied, begaben sich wieder in den Flecken, und statteten ihrer Prinzeßin von allem, was ihnen zu melden aufgetragen worden, einen treuen Bericht ab. Kaum hatten sie ihre Erzählung vollendet, und wegen der bey dieser Gelegenheit zu nehmenden Maaßregeln ihr Gutachten gegeben; als ihre Gebieterin befahl, ein Fahrzeug bereit zu halten, und auf das möglichste auszuschmücken. Sie bestieg darauf solches mit achten von den angesehensten Frauenzimmer ihres Landes. Dieses Fahrzeug wurde vermittelst eines andern fortgezogen, in welches die sechs Indianer stiegen, die zu den Spaniern wieder mit umkehreten. Selbige hatten viele Ruderknechte bey sich, die die Fahrzeuge regiereten, und sie nach dem Ufer lencketen, woselbst der Feldherr war.

So bald sich die iunge Dame demselben genähert; redete sie ihn mit höflichen Worten an, und wiederholete ihm, nachdem sie auf einem herbey gebrachten Stuhle Plaz genommen, alles dasienige, was ihre Leute bereits zu ihm gesaget hatten. Sie seßete auch noch hinzu: „Das dieses Jahr geschehene Unglück beraubete „sie der Mittel, dem Soto nach ihrem Wunsche an „die Hand zu gehen: doch stünden ihm 600 Maaß „grossen Hirsen zu Dienste. Diese Anzahl würde man „in einem ieden von zweyen ihr zustehenden Häusern „des Fleckens finden. Sie hätte diesen Vorrath zu-„sammen bringen lassen, um denenienigen von ihren „Unterthanen damit zu Hülfe zu kommen, welche die „Pest verschonet hätte. Wenn der Feldherr ihr wegen

„der

„der Armuth des Landes nur die Helfte ihrer Lebens-
„mittel liesse; so wolte sie ihm das übrige von Herzen
„gerne übergeben. Verlangete er aber noch mehr; so
„möchte er nur befehlen, daß man die Vorrathshäuser
„eines ganz nahe gelegenen Fleckens öfnete. Daselbst
„hätte sie 2000 Maaß grossen Hirsen, und könte er da-
„her so viel nehmen, als er für nöthig erachten würde.
„Damit auch der Feldherr nebst seinen Officiers desto
„bequemer in Wohnungen verleget werden könte; so
„wolte sie ihr eigenes Haus verlassen, und ihnen die
„Helfte des Fleckens einräumen. Für die Soldaten
„wolte sie Hütten bauen lassen. Wenn alles dieses
„noch nicht hinlänglich wäre; so würde sie an die Ein-
„wohner Befehl ertheilen, sich nach einem benachbarten
„Flecken zu begeben. Damit auch endlich seine Armee
„desto leichter über den Fluß kommen möchte; so wolte
„sie dafür sorgen, daß man den folgenden Morgen
„Schlitten und Fahrzeuge bereit hielte, auf daß der
„Feldherr daraus ersehen könte, wie sehr sie sich bemü-
„hete, ihm gefällige Dienste zu leisten.

Soto gab ihr hierauf zur Antwort: „Er wäre ihr
„auf das äuserste verpflichtet. Ihr Erbieten ginge
„über seine Verdienste. Selbiges käme ihm um desto
„beträchtlicher vor, da das dieses Jahr ausgestandene
„Elend ihre Unterthanen noch drückete, und sie sich, ihn
„zu verpflichten, vieler Dinge beraubete. Dieser Ur-
„sache wegen wolte er die Lebensmittel sorgfältig sparen,
„und ihr so wenig beschwehrlich fallen, als er nur im-
„mer könte. In Ansehung der Wohnungen wäre alles
„klug eingerichtet, und er von ihrer Großmuth so ein-
„genommen, daß er nur blos deswegen glücklich zu seyn
„verlangete, damit er ihr einmal zeigen könte, wie er-

„kentlich er gegen die Gütigkeiten wäre, die sie den Spa„niern erwiese.„ Endlich führete Soto auf eine geschickte Weise die Unterredung auf die Landschaft Cofaciqui und die benachbarten Länder, worauf sie denn mit vieler Vernunft und Weisheit antwortete. Man bemerckete auch, daß die Völcker von Cofaciqui und deren beyden äuersten Landschaften etwas viel sittsameres, freyeres und aufrichtigers an sich hatten, als die Einwohner der übrigen Länder. Denn obgleich diejenigen, die man in den schon entdeckeren Ländern angetroffen hatte, ebenfals um Frieden baten, und ihn auch hielten; so beobachtete man doch in ihrer Aufführung ein gewisses grobes, gezwungenes, und nicht alzu aufrichtiges Wesen. Allein was die von Cofaciqui und ihre Nachbaren betrift; so schien es, als hätten sie ihre ganze Lebenszeit mit den Spaniern Umgang gehabt. Sie hielten selbige nicht allein ungemein hoch, sondern gehorcheten ihnen auch in allem, und gaben sich alle Mühe, ihnen ihre Liebe zu zeigen: daher verdieneten sie auch, daß man ihre Freundschaft sorgfältig beyzubehalten suchete.

Das XI. Hauptstück.

Die Armee setzet über den Fluß von Cofaciqui.

Unter währender Zeit, da die Beherscherin von Cofaciqui mit dem Soto redete, löfete sie von der ihr dreymal um den Hals gehenden, und bis an den Gürtel reichenden Schnur eine grosse Perle nach der andern ab, und gab dem Ortis ein Zeichen, solche zu sich zu nehmen, und sie dem Feldherrn zu geben. Wie ihr aber dieser zu verstehen gab, daß, wenn sie ihre Perlen

ihm

ihm selbst darböte, solche eine neue Schönheit bekommen würden; sagte sie ihm, daß die Eingezogenheit ihres Geschlechts ihr diese Freyheit verböte. Als nun dem Soto ihre Rede verständiget wurde; ließ er ihr zur Antwort wissen, daß ihre Hand in der That den Werth derer Perlen erhöhen, und sie, weil sie selbige nur in der Absicht, einen Frieden zu stiften, überreichete, dadurch weder den Wohlstand noch ihre Ehre verletzen würde. Diese Worte bewegten sie zu einer anständigen Dreistigkeit. Sie stund also augenblicklich auf, und überreichete dem Feldherrn die Perlen, der sich denn ihr, solche anzunehmen, höflich näherte. Er zog auch einen sehr schönen Rubin vom Finger, und schenckete ihr solchen zum Zeichen des Friedens. Sie nahm ihn an, und steckete ihn mit besonderer Anmuth an den Finger. Hierauf nahm sie von dem Feldherrn Abschied, und begab sich wieder nach dem Flecken, nachdem sie die Spanier in Verwunderung gesetzet hatte. Diese waren mit ihrer Schönheit und ihrem Verstande so beschäftiget gewesen, daß sie nicht einmal nach ihrem Namen gefraget hatten. Um nun inzwischen zu dem Uebergange der Armee Befehl zu ertheilen; blieb der Feldherr an dem Ufer des Flusses, welchen die Bootsleute für eben denienigen hielten, der an der Küste Santa Helena genant wird, und ließ dem Obersten sagen, er solte geschwinde die übrigen Völcker anrücken lassen, und zu ihm stossen.

Unterdessen machten die Indianer eine grosse Menge Schlitten fertig, und führeten viele Fahrzeuge herbey, so daß den folgenden Morgen die Ueberfahrt über den Fluß vor sich ging. Einige erzählen, daß den Spaniern vier Pferde, den übrigen aber sieben hierbey ertrun-

truncken wären, welches Unglück ihnen denn desto empfindlicher fiel, da solches blos dem Versehen derjenigen, die diese Pferde führeten, zuzuschreiben war. Und in der That trieben sie selbige so unbedachtsamer Weise durch den Fluß, daß sie in eine Tieffe geriethen, in welcher sie verlohren gingen. Nachdem aber die andern mit der Armee glücklich hinnüber gekommen waren; wurde ein Theil der Truppen in die Helfte des Fleckens, welche die Indianer ihnen überlassen hatten, verleget; die übrigen aber bezogen die von Baumzweigen gemachten Hütten. Es hat aber das Land einen Ueberfluß an Holze, Frucht tragenden Bäumen, und Maulbeeren, welche viel schöner sind, als alle diejenigen, davon wir bishero gemeldet haben.

Das XII. Hauptstück.

Man sendet nach der Mutter der Beherscherin von Cofaciqui.

Den andern Tag nach dem Uebergange der Truppen erkundigte sich Soto mit Fleiß nach der Landschaft Cofaciqui, und erfuhr, daß das Erdreich sehr gut zum Ackerbau, und zur Viehzucht sey. Er vernahm ferner, daß die Mutter der Beherscherin des Landes eine Witwe wäre, die zwölf Meilen von da ihren Aufenthalt hätte. Deswegen bat er ihre Tochter, sie zu sich kommen zu lassen. So gleich fertigte diese zwölf vornehme Indianer an sie ab, die sie bitten musten, ins Lager zu kommen, um alda wundernswürdige Fremdlinge, und unbekante (43) Thiere zu sehen. Allein nichts konte die Mutter bewegen, sondern selbige beschuldigte ihre

(43) Dieses sind die Pferde.

ihre Tochter der Leichtsinnigkeit, und bezeigete sich sehr empfindlich über deren Aufführung. Sie nahm auch sehr übel, daß die Abgeordneten sich ihrer Beherscherin nicht wiedersetzet hatten, und ließ in ihren Bezeigungen eine grosse Verachtung gegen die Spanier blicken. Als dem Feldherrn dieses hinterbracht wurde; befahl er dem Aniasco, mit dreyßig Soldaten zu Fusse an dem Flusse hinauf nach einem von den Dörfern ganz abgesonderten Ort zu gehen. Alda würde er die Mutter der Beherscherin von Cosaciqui antreffen, welche er mit höflicher Art ins Lager führen solte, weil er durch dieses Mittel das Land zu gewinnen vermeinete, damit er selbst dereinsten sich darin ohne grosse Mühe niederlassen könte. Aniasco reisete also mit seinen Gefährten ab, und nahm einen jungen vornehmen Indianer mit sich, welchen die Landesbeherscherin ihm zur Begleitung mitgegeben hatte. Dieser Indianer hatte einige von seinen Hausgenossen bey sich, und ihm war befohlen worden, so bald man nahe an dem bestimmeten Orte angelanget wäre, vorauszugehen, ihr von der Ankunft der Spanier Nachricht zu geben, und die Mutter im Namen ihrer Tochter zu bitten, nach dem Lager zu kommen, mit der Versicherung, daß sie daselbst Vergnügen und Ehre finden würde, und sie würde, mit einem Worte zu sagen, alda mit vieler Freude und Liebe empfangen werden. Die Beherscherin von Cosaciqui hatte diesen jungen Herrn aus der Ursache abgefertiget, weil er von ihrer Mutter erzogen worden, und von ihr herzlich geliebet wurde, man auch deswegen Ursache zu glauben hatte, daß er sie den Spaniern gewogener machen würde. Er war ohnedem allein im Stande, dieses Vorhaben glücklich ins Werck zu richten. Denn er war geschickt, von vortheilhafter Leibesgestalt, und

gutem

gutem Ansehen. Nebst dem war er auch nach Landes Art wohl gekleidet, mit bunten Federn auf dem Haupte, einem schönen Mantel (44) von Peltzwerck, einem gemahlten Bogen in der Hand, und einem Köcher mit Pfeilen auf der Schulter gezieret. In solchem Zustande machte sich der junge Indianer auf den Weg, welcher nur die Freundschaft der Spanier zu gewinnen suchete, und ihnen in allen Stücken bezeugete, daß sein grösstes Vergnügen darin bestünde, sie zu verpflichten.

Das XIII. Hauptstück.

Tod des indianischen Herrn, und Zurückkunft der Abgeordneten.

Nachdem Aniasco mit seinen Gefährten während der Hitze des Tages drey Meilen hinter sich geleget hatte; begaben sie sich unter einige grosse Bäume, um daselbst ein wenig auszuruhen. Inzwischen wurde der indianische Herr, der mitten unter dem Hauffen war, und sie bis dahin von Cofaciqui und den benachbarten Ländern auf eine angenehme Weise unterhalten hatte, auf einmal traurig, legte den Kopf nachläßig auf den Ellbogen, und seufzete von einer Zeit zur andern sehr tief. Weil man sich aber fürchtete, ihn noch mehr zu betrüben; so frug ihn niemand, was ihm fehlete. Wie er nun darauf etwas nachgelassen hatte, zu seufzen; nahm er seinen Köcher, und zog fast alle Pfeile einen nach dem andern heraus. Diese waren von ungemeiner Schönheit, indem die angesehensten Einwohner von Florida in der Schönheit dieser Art von Waffen, vornem-

(44) Dieses war wieder die Gewohnheit, weil die Indianer im Sommer selten rauhe Felle zu tragen pflegen.

nemlich aber derer jenigen, die ihnen zum Zierath dienen, eine Ehre suchen. Vielleicht wird es dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn ich alhier erzähle, wie diese Pfeile gemacht sind. Ich will also nur die Pfeile des Indianers, der die Spanier diesesmal begleitete, beschreiben. Selbige waren von Rohr, und mit Federn besteckt, und hatten ein sonderbares Ansehen. Verschiedene waren mit Hirschhorn, oder Fischgräten bewafnet; einige aber von Palmenholz, unten spitz, und an den Seiten so nett gezacket, daß man es mit Stahl nicht besser machen könte. Die Spanier befunden sie also auch so wohl verarbeitet, daß sie einige hinnahmen, um sie in der Nähe zu betrachten, und alle einmüthig gestunden, daß sie in ihrer Art ganz volkommen wären.

Unterdessen zog der Indianer, der da sahe, daß unsere Leute auf ihn keine Acht gaben, in der Stille einen Pfeil, dessen Spitze von einem Feuersteine war, und der Spitze eines Dolches gleichete, aus seinem Köcher hervor, stach sich solchen ins Herz, und fiel todt zu Boden. Die Spanier bestürzeten über diesen Zufall, und waren sehr misvergnügt, daß sie einen so kläglichen Stoß nicht abgewant. Sie riefen die Diener dieses Indianers, und frugen sie um die Ursache dieses Unglücks. Selbige gaben mit thränenden Augen zur Antwort: „Wie sie glaubeten, ihr Herr hätte „sich deswegen ums Leben gebracht, weil er in den „Gedancken gestanden, daß der denen Christen geleiste„te Dienst der Dame, zu welcher er sie führen wollen, „sehr mißfallen würde; daß, da sie das erstemal nicht „gekommen, es glaublich wäre, daß sie solches übel „nehmen würde, und er also die zu ihm tragende Liebe, „und die Mühe, die sie auf seine Erziehung gewant,

„schlecht

„schlecht erkennete„. Sie seßeten auch noch hinzu, „wie er sich wohl vorgestellet hätte, daß, wenn er den „Befehl der iungen Dame nicht ausrichtete, diese es „übel empfinden würde, und er also genöthiget werden „könte, sich von Hofe zu begeben„. Endlich sagten sie auch, er habe sich eingebildet, daß, weil er gesehen, wie er sich entweder bey der Tochter, oder bey der Mutter schlecht verdient machen müste, er ihnen hätte großmüthiger Weise zeigen wollen, daß er den Tod dem Unglücke, ihnen zu misfallen, vorzöge. Die Spanier fanden diese Muthmassungen sehr wahrscheinlich, und seßeten ihren Weg weiter fort. Allein nachdem sie drey Meilen zurück geleget hatten, erkundigten sie sich bey den Bedienten des Indianers, ob sie den Aufenthalt der Dame, die sie sucheten, wüsten, und wie weit sie noch davon entfernet wären. Diese gaben zur Antwort: Ihr Herr hätte es allein gewust; doch wolten sie sich bemühen, den Ort zu finden. Unsere Leute begaben sich also weiter, und wurden, nachdem sie vier Meilen fortgegangen, einige Indianer gewahr. Sie stelleten sich sogleich in den Hinterhalt, und bekamen einen Mann, und drey Weiber gefangen. Diese baten sie, ihnen den Weg zu zeigen, der zu der Mutter der Beherscherin von Cofaciqui führete. Hierauf erwiederten die Barbaren, daß das Gerüchte ginge, als hätte sie ihre ordentliche Wohnung verlassen, und wüsten sie nicht eigentlich, wohin sie sich verfüget hätte. Wenn sie aber ihnen folgen wolten; so wolten sie sich darnach erkundigen, und würden sie solche vielleicht nicht weit zu suchen haben. Wie nun die Spanier auf diese Antwort unschlüßig waren, was sie thun solten; sagte einer von ihren Gefährten: „Weil die ersten „Abgeordneten in ihrer Unternehmung nicht glücklich

„gewe-

„gewesen wären; so hätte es das Ansehen gar nicht,
„daß sie besser damit fortkommen würden. Die Da-
„me, die sie sucheten, liesse einen besondern Wiederwil-
„len gegen die Spanier blicken: und da sie auf ihrem
„Eigensinne, nicht zu kommen, bestünde; so würde
„sie vielleicht Truppen zusammen gebracht haben, sie
„alle in Stücken zu zerhauen, so bald sie solche nur mit
„fort nehmen würden. Sie hätten keine Pferde, und
„könten sich weder vertheidigen, noch etwas unterneh-
„men. Bey dem allen wäre ihnen diese Frau zu ihrer
„Eroberung wenig nütze, und es wäre genug, daß
„sie ihre Tochter in ihrer Gewalt hätten, mit welcher
„man einen sicheren Frieden schliessen müste. Im
„übrigen wüsten sie nicht, was sie für einen Weg neh-
„men solten, um zu dem Aufenthalt der Mutter zu
„kommen, weil es ihnen an treuen Wegweisern fehle-
„te, und müsten sie, ohne einmal des jungen Herrn
„zu gedenken, dessen Tod ihnen nichts Gutes verkün-
„digte, die ausgestandenen Entkräftungen nöthigen,
„nach dem Feldherrn wieder umzukehren„. Diese
Meinung liessen sie sich alle einstimmig gefallen, nahmen
also ihren Rückweg nach dem Lager, alwo sie ihren
gehabten Zufall erzähleten. Nach dreyen Tagen bot
sich ein Indianer an, sie an dem Wasser hinnauf an
den Ort zu führen, wo die Mutter der Gebieterin von
Cofaciqui wäre: da denn Aniasco mit zwanzig von sei-
nen Gefährten zwey Fahrzeuge bestieg, und seinem
Geleitsmann folgete.

Sie funden hierauf den ersten Tag die vier bey dem
Uebersetzen des Flusses Cofaciqui ertrunckenen Pferde,
und dieses erneuerte das über ihren Verlust empfundene
Mißvergnügen. Die fünf übrigen Tage aber, da sie
ihre Reise fortsetzeten, trafen sie nichts an, und kamen

nach vieler Mühe wieder in das Standlager, und brachten die Nachricht, daß sich die Dame, die sie gesuchet hätten, nachdem sie erfahren, wie man zu ihr wieder umgekehret wäre, in einen Wald versteckt, woraus sie selbige nicht wieder herausbringen können. Nunmehr ließ der Feldherr alle Hofnung fahren, sie in seine Gewalt zu bekommen, richtete also seine Gedancken anderswohin.

Das XIV. Hauptstück.

Was man in Cofaciqui für Metall gefunden.

Unter währenden Streiffereyen des Aniasco forscheten die übrigen Spanier, die all ihr Glück in Cofaciqui zu machen hoffeten, fleißig nach den daselbst befindlichen Reichthümern, und der Feldherr befahl, die zween aus Apalache mitgebrachten jungen Indianer zu rufen. Diese sante er zu der Beherscherin von Cofaciqui, um sie zu bitten, daß sie Perlen, und dergleichen weisses und gelbes Metall, womit die Kaufleute, ihre vormalige Herren, gehandelt, herbey bringen lassen möchte, mit der Versicherung, daß, wenn sie den Spaniern hierin zu Willen wäre, sie ihnen die gröste Gefälligkeit erzeigen würde. Die Dame ließ alsobald durch einige von ihren Unterthanen dieses Metal aufsuchen, welche denn ein dem Golde an Farbe sehr ähnliches Kupfer, nebst einigen silberweissen, eine Elle lang- und breiten, drey bis vier Finger dicken, und doch überaus leichten Platten überbrachten. Wenn man aber diese Platten verarbeitete; wurden sie, wie ein sehr trockener Erdklump, zu Staub. Hierauf ließ sie den Spaniern vermelden, daß am Ende des Fleckens in einem Tempel, alwo man die ansehnlichsten Einwohner des Orts zu begraben pflegte, allerhand

hand Arten von Perlen im Ueberflusse wären; daß sie davon, so viel sie nur verlangeten, nehmen könten; daß, wenn sie noch mehr haben wolten, sie eine Meile vom Lager in der Hauptstadt des Landes solche finden würden; daß in dieser Stadt, worin ihre Vorfahren Hof gehalten, ein Tempel wäre, in welchem sie eine grosse Menge von Perlen finden würden, die sie dem Feldherrn und seinen Truppen gänzlich überliesse; und daß, wenn sie auch damit noch nicht zufrieden wären, sie vermittelst der im Lande vorgenommenen Fischereyen noch mehr bekommen könten. Diese Nachrichten trösteten die Spanier darüber, daß sie in Cofaciqui das Gold und Silber, womit man ihnen geschmeichelt, nicht angetroffen hatten. Sie vernahmen auch mit Lust, daß verschiedene der Meinung waren, wie in dem Kupfer Gold zu finden wäre. Weil sie aber weder Scheidewasser noch Probiersteine hatten; so konten sie keinen Versuch damit machen.

Das XV. Hauptstück.

Von dem Tempel, worein die vornehmsten Einwohner von Cofaciqui begraben worden.

So bald man von den Reichthümern des Tempels, in welchem die vornehmsten Einwohner von Cofaciqui ihre Begräbnisse hatten, Nachricht erhalten; wurde eine Wache dahin geschicket. Nachdem nun Aniasco wieder zurück gekommen; begab sich der Feldherr mit seinen Hauptleuten dahin. Sie fanden in diesem Tempel grosse hölzerne Kasten, denen nichts, als nur der Beschlag, fehlete, und verwunderten sich, daß die Indianer sie ohne Handwerckszeuge so gut machen können. Diese Kasten stunden rund um die Mauren auf Bäncken, die zween Fuß von der Erde erhaben waren, und die balsamirten

Leichname waren darin so wohl verschlossen, daß sie gar keinen Gestanck von sich gaben. Ausser diesen grossen Kasten waren auch noch kleinere, und sehr artig gemachte Körbe von Rohr daselbst. Diese letzten Kisten fand man voller Manns- und Frauenskleider; die Körbe aber waren mit allerhand Perlen angefüllet. Die Spanier ergötzeten sich über diese so grossen Reichthümer: denn man traf alda über tausend Maaß Perlen an. Sie wogen zwanzig Maaß davon ab, nahmen aber deren nur zween, und eben so viele Samenperlen, um sie nach Havana zu senden, alwo man wissen konte, was sie werth waren. In der That wolte der Feldherr auch nicht haben, daß man sich mit vielen Sachen schleppete. Er hätte auch die übrigen Perlen wieder in die Körbe schütten lassen, wenn er nicht wäre gebeten worden, sie auszutheilen. Er gab also den Officiers und Soldaten ganze Hände voll, und befahl ihnen, Rosenkränze davon zu machen, als wozu sie sich gut schicketen. Hierauf verliessen die Spanier den Tempel wieder, und Soto nahm zween Tage darauf dreyhundert Mann von seinen besten Truppen mit sich nach Talomeco.

Der Weg von dem Lager bis an diese Stadt war hin und wieder mit Bäumen besetzet, worunter einige Früchte trugen, und man solte gemeinet haben, daß man in einem lustigen Baumgarten gewandelt hätte. Also kamen unsere Leute ganz vergnügt, und ohne Beschwehrlichkeit nach Talomeco, welches sie wegen der Pest verlassen fanden. Dieses Talomeco ist eine Stadt, und man kan wohl sehen, daß sie der Aufenthalt der Caciquen gewesen. Sie lieget auf einem kleinen Hügel nahe bey dem Flusse, und bestehet aus fünfhundert wohlgebaueten Häusern. Das herschaftliche Haus lieget über der Stadt, und man kan es schon von weiten sehen. Selbiges ist auch gröſſer, feſter,

fester, und lustiger, als die übrigen. Gerade gegen diesem Hause über lieget der Tempel, worin die Gräber der Landesherren sind. Er ist mit Schätzen ganz angefüllet, und sehr prächtig gebauet. Weil ich aber nicht glaube, daß ich im Stande seyn werde, ihn recht zu beschreiben; so bitte ich alle ehrliebende Leute, die diese Geschichte lesen werden, die Fehler meiner Ausdrückungen zu ersetzen; und sich einen grossen Begrif von den Dingen zu machen, womit ich sie nunmehro unterhalten will.

Das XVI. Hauptstück.

Beschreibung des Tempels zu Talomeco.

Der Tempel von Talomeco, in welchem das Begräbniß der Caciquen, ist über hundert Schritte lang, und an die vierzig breit. Die Mauren sind ebenmäßig hoch, und das Dach sehr erhaben, um den Mangel der Traufsteine zu ersetzen, und damit das Regenwasser desto besser herunter lauffen kan. Er ist mit ganz zartem Schilf gedecket, welches entzwey gespalten ist, und wovon die Indianer Matten machen, die den Tapeten von Büsen der Mohren ähnlich sind, und deswegen sehr schön in die Augen fält. Fünfe bis sechse von solchen über einander gelegten Matten machen, daß der Regen nicht durchdringen, und die Sonne nicht in den Tempel scheinen kan, und dieses ahmen die Privatpersonen dieses Landes und ihre Nachbarn an ihren Häusern nach.

Auf dem Dache des Tempels findet man viele Muscheln von verschiedener Grösse, und von mancherley Fischen genommen, welche in schöner Ordnung bey einander gelezet sind. Man kan aber nicht begreiffen, woher man sie genommen hat, da diese Völcker von der See so weit entfernet sind, es müste denn seyn, daß man sie in den Flüs-

sen und Bächen, die durch die Landschaft streichen, gefunden hätte. Diese Muscheln sind alle so gestellet, daß man das innerste von aussen zu sehen bekomt, damit es einen desto grössern Schein von sich gebe. Es lieget allemal eine grosse Seemuschel zwischen zwo andern kleinen Muscheln, und von einer zur andern befindet sich ein Zwischenraum, welcher voller Schnüre von Perlen verschiedener Grösse, die die Gestalt der Blumensträusse haben, und an die Muscheln befestiget sind, ist. Diese Perlensträusse, die von der Spitze des Daches bis an des Ende gehen, thun nebst dem hellen Schein der Perlenmutter und der Muscheln eine sehre schöne Würckung, wenn die Sonne ihre Stralen darauf wirft.

Die Thore des Tempels sind seiner Grösse gemäß. Bey dem Eingange siehet man zwölf von Holz gemachte Riesenbilder. Diese sind von so wilden und drohenden Ansehen, daß die Spanier mit Betrachtung dieser Bilder, welche die Bewunderung des alten Roms verdienet hätten, lange Zeit zubrachten. Man könte sagen, daß diese Riesen dahin gestellet worden, den Eingang des Thores zu verwahren. Denn sie stehen auf beyden Seiten in einer Reihe, und nehmen almählig an Grösse ab. Die forderſten sind acht Fuß hoch, die übrigen aber ebenmäßig kleiner, so wie die Orgelpfeiffen.

Sie haben Waffen, die mit ihrer Grösse überein kommen. Die forderſten auf ieder Seite führen mit Kupfer beschlagene und in die Höhe gehobene Streitkolben, und scheinen wütend auf diejenigen losschlagen zu wollen, die sich erkühnen, hinein zu gehen. Die folgenden haben Streithämmer, die dritten ein Art von Ruder, und die vierten Aexte von Kupfer, deren Schneide von Feuersteinen ist. Die fünften halten einen gespanneten

Bogen,

Bogen, und den Pfeil zum Schuß bereit. Diese Pfeile sind höchst sehenswürdig. Die unterste Spitze ist entweder von einem wohlausgearbeiteten Stücke Hirschhorn, oder von einem wie ein Dolch zugespitzeten Feuersteine. Die letzten Riesen führen sehr lange an beyden Enden mit Kupfer beschlagene Piken mit einer eben so drohenden Stellung, als die übrigen, doch ist die Art unterschieden und sehr natürlich.

Die inwendigen Mauren des Tempels sind oben eben so ausgezieret, wie darausseen auf dem Dache. Denn es findet sich daselbst eine Art Kränze von grossen Seemuscheln, die eine sehr gute Ordnung haben, zwischen welchen man Büschel von Perlen gewahr wird, die von dem Dache herab hangen. In denen Zwischenräumen der Muscheln und Perlen erblicket man in dem an dem Dache befestigten Winckel eine Menge sehr wohl gesetzter bunter Federn. Ausser dieser Ordnung, die durchgängig über dem Kranze zu sehen ist, hangen von allen andern Orten des Daches viele Federn und Perlenschnüre herab, welche von verborgenen Fäden, die von unten und oben dergestalt angebunden sind, daß es scheinet, als wolte dieses Werck alle Augenblick herunterfallen, gehalten werden.

Unter dieser Tieffe und dem Kranze erblicket man um den Tempel auf allen vier Seiten zwey Reihen Bildseulen über einander, die eine von Manns- und die andere von Weibesbildern in der Grösse der Landeseinwohner. Eine iede hat ihr Bildgehäuse, darunter immer eines an das andere stosset, und die nur zum Zierath der Mauer, die ohne solche alzu blos seyn würde, angebracht worden. Die Männer halten alle Waffen in den Händen, bey welchen man Rollen von vier bis fünf Reihen Perlen mit Quasten an den Enden findet, welche von sehr zarten

und mannigfärbigen Fäden gemacht sind. Die Weibesbilder aber führen nichts in der Hand.

An dem Fusse dieser Mauren finden sich künstlich gemachte Bäncke von Holz, auf welchen die Särger der Landesherren und ihrer Familie stehen. Zween Fuß über diesen Särgern siehet man in den Bildgehäusen in der Mauer die Bilder der daselbst begrabenen Personen. Diese stellen solche so natürlich vor, daß man daraus abnehmen kan, wie sie zur Zeit ihres Todes ausgesehen haben (45). Die Weiber dieser Bilder haben nichts in den Händen, die Männer aber führen in solchen Waffen.

Der Raum zwischen den Bildern der Todten, und den beyden Reihen Bildseulen, die unter dem Kranze anfangen, ist mit Schilden von verschiedener Grösse besetzet, welche von so dicht geflochtenem Rohre gemacht sind, daß man sie mit keinem Balester, auch nicht einmal mit einer Flinte durchschiessen kan. Diese Schilde sind alle mit Perlen und bunten Quästen gezieret, welches sehr viel zu ihrer Schönheit beyträget.

Mitten im Tempel befinden sich drey Reihen von Kisten, die auf besondern Bäncken stehen. Die grösten von diesen Kisten dienen den mitleren, und diese den kleineren zu Fußgestellen, und diese Pyramiden bestehen gemeiniglich aus fünf bis sechs Kisten. Weil nun zwischen einer ieden Banck noch Raum ist; so kan man von einer Seite ungehindert zur andern gehen, und alles im Tempel in Augenschein nehmen.

Alle diese Kisten sind voll von Perlen, so daß in den grösten Kisten auch die grösten Perlen, und sofort bis zu

(45) Die Dunkelheit dieser Stelle lässet mich muthmassen, daß der Französische Uebersetzer solche nicht recht getroffen, und der Verfasser vielleicht gesaget hat, wie diese Bilder recht nach dem Leben getroffen gewesen, und man solches an denen balsamirten und damals noch unversehrten todten Leichnahmen, die in den alda befindlichen Särgern geleget, hätte sehen können.

zu den kleinesten, die mit Samenperlen angefüllet sind. Im übrigen war die Menge der Perlen so groß, daß die Spanier gestunden, wie sie, ob ihrer gleich über neunhundert Mann waren, und sie dreyhundert Pferde bey sich hatten, dennoch alle Perlen des Tempels nicht auf einmal hätten wegbringen können. Unterdessen darf man sich nicht alzu sehr hierüber verwundern, wenn man erwäget, daß die Indianer dieser Landschaft seit vielen Jahrhunderten alle Perlen, die sie fanden, ohne eine einzige zu behalten, in gemeldete Kisten gebracht haben. Aus diesem kan man nun Vergleichungsweise urtheilen, daß, wenn nicht alles Gold und Silber, das man aus Peru nach Spanien gebracht, anderwerts hingekommen wäre, die Spanier damit noch iezt viele Kirchen bedecken könten.

Ausser dieser unzähligen Anzahl Perlen fand man auch noch eine Menge Packen von Gemsfellen verschiedener Farbe, nebst vielen auf mancherley Art gefärbten Kleidern von Rauchwerk, als von Katzen- Marder- und andern Fellen, die eben so gut zubereitet waren, als wenn sie an den besten Oertern von Teutschland und Moscau verarbeitet worden.

Um diesen Tempel, der allenthalben sehr sauber war, ging ein grosses Vorrathshaus, welches in acht Säle von gleicher Grösse getheilet war, und selbigem zu nicht geringer Zierde gereichete. Die Spanier gingen in diese Säle hinnein, und fanden sie voller Waffen. In dem ersten waren lange mit sehr schönem Kupfer beschlagene Piken, um welche drey bis viermal umschlungene Schnüre von Perlen gingen. Allein an dem Orte dieser Piken, wo sie auf die Schulter geleget werden, war eine Verzierung von färbigem Gemsfell, und an denen Spitzen fanden sich Quäste mit Perlen, welche ein grosses zu ihrer Schönheit beytrugen. In

In dem andern Sale waren Streitkolben von ungeheurer Grösse, die mit Ringen von Perlen, und hin und wieder mit bunten Quästen, die mit Perlen umgeben, besetzet waren. In dem vierten Sale Spieße, die sich an der Spitze und dem Handgriffe mit Quästen verzieret fanden. In dem fünften gewisse Arten von Rudern, die mit Perlen und Franzen geschmücket waren. In dem sechsten sehr schöne Bogen und Pfeile. Von den Pfeilen waren einige mit Feuersteinen bewafnet, die bald wie eine Pfrieme, bald wie ein Degen, bald aber wie das Eisen von einer Pike, oder die Spitze von einem Dolche zugespitzet, und zweyschneidig waren. Die Bogen waren mit mancherley Farben bemahlet, glänzend, und an verschiedenen Orten mit Perlen ausgezieret. In dem siebenden Sale fanden sich runde Schilde von Holz mit Kühhäuten, die man weit hergeholet hatte, überzogen. In dem achten andere Schilde von sehr schön geflochtenem Rohr, die mit Quasten und Samenperlen geschmücket waren. Dieses ist also die Beschreibung des Tempels und Zeughauses zu Talomeco, welche die Spanier, die in Peru und andern Ländern von America gewesen waren, als ein Wunderwerck der neuen Welt betrachteten. Hierauf frugen sie die Indianer, was sie doch bewogen hätte, so viele Schätze zu samlen; da sie denn zur Antwort gaben, daß alle Herren des Landes, vornemlich aber die von ihrer Provinz, ihre Hoheit in der Pracht ihres Tempels sucheten. Unsere Leute waren mit dieser Antwort zu frieden, und alsobald berathschlageten sich die Oberaufseher des Kayfers, die der Armee folgeten, um den fünften Theil von allen gefundenen Reichthümern zu sich zu nehmen, wie sie den ihren Herrn zukommenden Antheil erhalten könten. Allein Soto antwortete ihnen: „Man müste sich mit nichts beläftigen. Man

„hätte

„hätte genug mit den zu tragenden Waffen und Lebens-
„mitteln zu thun. Nach der gänzlichen Eroberung von
„Florida könte man theilen; da denn derjenige, dem die
„Landschaft Cofaciqui zufiele, dem Fünften von den in
„dem Tempel zu Talomeco befindlichen Schätzen schon
„zahlen würde„. Jederman fiel dieser Meinung bey, und man begab sich darauf wieder nach dem Lager.

Das XVII. Hauptstück.

Abzug aus Cofaciqui, und was sich auf der Reise nach Chovala zugetragen hat.

So bald der Feldherr im Lager wieder angelanget war, brachte er zehen Tage mit Erkundigung der benachbarten Landschaften zu: und wie er die Versicherung erhielt, daß sie fruchtbar und volckreich wären, befahl er seinen Leuten, sich marschfertig zu halten, und begab sich mit seinen Officiers nach der Beherscherin von Cofaciqui, und den vornehmsten Indianern, um Abschied von ihnen zu nehmen. Er danckete ihnen für ihre gute Aufnahme, und versicherte vornemlich die junge Prinzeßin, wie er ihre den Spaniern erwiesene Gütigkeiten auf alle Weise danckbar erkennen würde. Hierauf brachen die Truppen auf. Weil sie aber nicht mit sattsamen Lebensmitteln versehen waren, um in einem Hauffen zu marschiren; so theileten sie sich. Der Feldherr befahl dreyen von seinen Hauptleuten (46), hundert Reuter und zweyhundert Soldaten zu sich zu nehmen, und zur Seite des Weges nach Chovala, wo der Zug hingerichtet war, zwölf Meilen in das Land hinnein zu gehen. Er sagte ihnen, sie würden in einem Flecken 600 Maaß grossen Hirsen finden, und setzete noch hinzu, daß sie, nachdem sie

(46) Namens Gallego, Tinoco und Sylvester.

sie so viel, als sie könten, davon genommen haben würden, unter Weges wieder zu dem übrigen Theil der Armee stossen solten. Diese Hauptleute brachen unverzüglich auf, der Feldherr aber setzete seinen vorgenommenen Weg gleichfals fort. In acht Tagen kam er nach Chovala, welches an die Landschaft Cofaciqui stosset, und seine Officiers in das Flecken, wohin sie zu gehen befehliget worden. Sie trafen daselbst eine grosse Menge Hirsen an, nahmen davon 200 Maaß, und folgeten hierauf der Strasse, die der Feldherr schon genommen hatte. Die meisten unter ihnen, die nicht wusten, wie weit sie noch von ihm waren, und in dieser Ungewißheit befürchteten, es möchte ihnen unter Weges an Lebensmitteln fehlen, fingen eine Mäuterey an, wolten keinen Befehl mehr annehmen, und verdoppelten ihre Schritte, um desto eher zu ihm zu kommen. Die Hauptleute, die dreyer kranker Pferde wegen langsam marschiren wolten, bemüheten sich, diese Wiederspenstige zurück zu halten, indem sie ihnen zu Gemüthe führeten, was ihnen diese Thiere für Dienste leisteten. Allein sie antworteten ihnen ganz trotzig, man müste drey Pferde dem Leben von dreyhundert Menschen nicht vorziehen, und fingen darauf an, viel stärcker und unordentlicher fortzugehen, als vorhin. Hierauf sagte einer von den Hauptleuten, der vorne an der Spitze war, zu ihnen: „Er erstaunte über „ihr übereiltes Gehen. Sie würden höchstens in zwe„en Tagen zu Chovala den Feldherrn wieder antreffen. „Er hätte alzu viel Ehre bey sich, und verstünde das „Kriegeshandwerck alzu wohl, als daß er sie in einem „feindlichen Lande lassen würde. Man müste also nicht „aus einer lächerlichen Furcht, Mangel an Lebensmit„teln zu leiden, Pferde, die wieder die Barbaren so nütz„liche Dienste leisteten, verlassen. Ihre Aufführung

„wür-

würde sie ohne Zweifel in die gröste Schande bringen, und dem Soto, der sie liebte, ein empfindliches Mißfallen erwecken. Sie müsten also vielmehr darauf dencken, wie sie ihrer Pflicht von neuen nachkommen wolten, und lieber als tapfere Soldaten zu sterben, als wiederspenstig zu seyn, und ehrlos zu leben„. Diese Worte hielten sie etwas zurück. Den andern Tag unter währendem Marsche entstund in der Luft um die Mitte des Tages, ein mit Winden, Donner, und so erschrecklichem Hagel vermischter Sturm, daß, wenn sie nicht einige grosse Bäume angetroffen hätten, sie alle umgekommen wären. Der Hagel war ungemein dick, dauerte aber zum Glück nicht lange. Sie setzeten daher ihren Weg fort, und gelangeten den dritten Tag an einige kleine Dörfer, die man Chaliques nante, aus welchen die Einwohner, einige alte ausgenommen, von denen die meisten blind waren, sich weg begeben hatten.

Drey Tagereisen von da trafen sie den Feldherrn wieder an, der schon zween Tage in einem Thale der Landschaft Chovala, welches nach dem von ihnen genommenen Wege zu rechnen von der Hauptstadt ohngefehr fünf Meilen entlegen war, und ihnen sehr schön vorkam, auf sie gewartet hatte. Sie zogen fast beständig durch ein eben, und alle drey oder vier Meilen mit kleinen Bächen, die sehr angenehm durch das Feld flossen, durchschnittenes Land. Sie trafen auch einige Berge an, die nicht gar steil, und mit Kräutern bedecket waren, welche ein gutes Futter für das Vieh abgaben, und sahen unter Weges sehr fruchtbare Felder.

Im übrigen machte der Weg von Apalache bis nach Chovala ohngefehr sieben und funfzig Tagereisen aus, und ging fast beständig gegen Norden, oder Nordost. Merckwürdig ist hiebey, daß die Spanier in den Dörfern,

fern, die unter dem Gebiete der Beherscherin von Cofa
ciqui waren, viele leibeigene Indianer aus andern Län
dern antrafen, welche von denenjenigen, die auf die Jag
und den Fischfang gingen, gefangen genommen worden
Diese Leibeigene musten das Feld bestellen, und waren
um ihre Flucht zu verhindern, sehr mishandelt worden
Einigen hatte man die Sehnen hinten am Fusse, andern
aber die Sehnen über dem Knöchel abgeschnitten. Ich
will aber erst noch etwas von der Beherscherin von Co
faciqui melden, und alsdenn auch dasjenige erzählen, was
man in diesen Landschaften von Florida merckwürdiges
gesehen, und was sich darin sonderbares zugetragen hat.

Das XVIII. Hauptstück.

Grosmuth der Beherscherin von Cofaciqui.

Die Spanier blieben vierzehen Tage in der Hauptstadt
Chovala, welche zwischen einem Flecken und einem klei-
nen sehr schnellen Flusse lieget. Sie wurden daselbst sehr
wohl aufgenommen, weil die Beherscherin von Cofaciqui
über die Landschaft zu gebieten hatte. Hierauf brachen
sie wieder auf, gingen den ersten Tag über besäete Felder,
die fünf übrigen aber über unbewohnte Gebürge, die
zwanzig Meilen im Durchzuge hatten. Sie waren mit
vielen Eichen und Maulbeerbäumen besetzet, hatten gute
Weyden, und kleine Bäche, die durch sehr kühle und
angenehme Thäler flossen.

Um nun aber wieder der Beherscherin von Cofaciqui
zu erwehnen; so ließ sie es nicht dabey bewenden, die
Spanier nach Chovala führen zu lassen, sie befahl auch
noch den Einwohnern dieses Landes, ihnen mit so vielen
Lebensmitteln an die Hand zu gehen, als sie nur haben
wolten, und so gar Indianer mitzugeben, welche ihnen die

zwan-

zwanzig Meilen, die sie über das Gebürge zu nehmen hatten, bevor sie nach Guachoule kamen, aufwarten solten. Sie sorgete auch dafür, daß diese Indianer, damit alles desto besser von statten ginge, von vier der vornehmsten des Landes befehliget wurden, und hielt diese Ordnung, so lange die Spanier in ihren Ländern waren. Wie sie aber in ein fremdes Gebiet kamen; machte sie folgende Anstalt mit ihnen. Sie beorderte nemlich die vier indianischen Befehlshabere, daß, sobald sie in das Land Guachoule, welches an ihre Provinzen stieß, kommen würden, sie voraus gehen, und als ihre Abgesanten sich nach dem Caciquen begeben solten, um ihn zu bitten, die Spanier in seinen Staaten geneigt aufzunehmen, ihm auch, fals er es abschlüge, den Krieg anzukündigen, und ihn mit der gänzlichen Verwüstung seines Landes zu bedrohen. Der Feldherr erfuhr von dieser Ordre eher nichts, als bis man schon über das Gebürge gekommen war. Alhie entdecketen ihm die vier Indianer das, was ihnen aufgetragen worden, und baten ihn um Erlaubniß, voraus zu gehen. Unsere Leute bewunderten dieses grosmüthige Verfahren, und wurden in ihrer Meinung, daß die Beherscherin von Cofaciqui ein brennendes Verlangen hätte, ihnen zu dienen, noch mehr bestärcket. Und in der That, wenn sie solche in ihrem Lande noch so sehr verpflichtete; so bat sie doch noch immer um Vergebung, daß sie ihnen nicht so viele Dienste leistete, als sie wohl wünschete. Damit nun die Spanier sie des Gegentheils überreden möchten; so strichen sie die Art ihres Verfahrens mit höflichen Worten heraus. Diese Dame war nicht allein gegen unsere Leute freygebig, sondern auch gegen ihre Unterthanen, welche sie mit Gnade überschüttete. Sie war auch würdig, über ganze Königreiche zu gebieten, und wäre eine volkommene Prinzeßin gewesen, wenn sie von dem Lichte des Glaubens erleuchtet worden.

Das

Das XIX. Hauptstück.

Was den Truppen in der Wüsten begegnet ist.

Denselben Tag, da die Spanier Chovala verliessen, vermisseten sie drey Leibeigene, worunter zween Negers, der andere aber ein Mohre war. Es hatte sie nicht so wohl eine üble Begegnung, als vielmehr die Weiberliebe zur Flucht und unter den Indianern zu bleiben, bewogen. Diese waren so erfreuet, sie bey sich zu haben, daß man sie, aller angewanten Mühe ohngeachtet, nicht wieder finden konte. Weil nun die Negers ihre Herren liebten, und für gute Christen gehalten wurden; so verwunderte man sich über ihren begangenen Fehler: doch befremdete die Aufführung des Mohren, der verschlagen und boshaft war, keinen.

Zween Tage nach dieser Flucht, da die Truppen quer durch die Wüste gingen, zog Juan Terron, einer von den rüstigsten Soldaten unter dem Heere, um die Mittagszeit aus seiner (47) Alforge ohngefehr sechs Pfund Perlen heraus, und wolte einen Ritter von seinen Freunden nöthigen, sie hinzunehmen. Der Ritter bedanckete sich, und sagte zu ihm, er solte sie aufheben, oder sie vielmehr, weil das Gerüchte ginge, daß der Feldherr iemand nach Havana abfertigen würde, dahin senden, um Pferde dafür anzuschaffen, damit er nicht mehr zu Fusse gehen dürfte. Den Terron verdroß diese Antwort, versetzete dahero, es solten also diese Perlen nicht weiter kommen, und warf sie darauf von beyden Seiten in das Gras, und zwischen die Gebüsche. Ueber diese Thorheit wurden sie alle bestürzet. Denn die Perlen waren so groß, als Haselnüsse, und sehr klar. Und weil sie nicht durchlöchert waren; so waren sie über sechstausend Ducaten werth. Man las ohngefehr dreyßig von diesen Perlen auf, welche so schön schienen, daß man den Verlust der übrigen bedaurete, und aus Scherz in folgende Worte heraus brach: „Dis sind keine Perlen für den Juan Terron„.

Terron wolte niemals den Ort entdecken, alwo er so grosse Perlen angetroffen hatte. Weil nun seine Gefährten oft über seine Aufführung spotteten; so bat er sie eines Tages, ihn zu verschonen, und setzete hinzu: „Wenn er an seine begangene Thorheit „gedächte; so möchte er sich wohl aufhencken„. So machen es die Verschwender. Sie bringen ihre Habe und Güter närrischer Weise herdurch, und wollen hernach darüber verzweifeln. Hergegen empfinden die Freygebigen eine gewisse heimliche Freude, die man besser empfindet, als man sie ausdrücken kan.

(47) Dieses ist eine Art grosser Reit-Taschen.

Ende des ersten Theils.

Geschich-

Geschichte
der
Eroberung
von
Florida.
Zweyter Theil.

Erstes Buch.

Wie die Spanier in verschiedenen Landschaften von Florida aufgenommen, und was für Schlachten daselbst gehalten worden.

Das I. Hauptstück.

Wie die Caciquen von Guachoule und Ichi (48) die Truppen empfangen haben.

So bald die Spanier diejenige Wüste, von welcher ich im letzten Hauptstücke des ersten Theils dieser Geschichte gehandelt habe, hinter sich geleget hatten; kamen sie in die Hauptstadt von Guachoule, welche zwischen verschiedenen Bächen,

(48) Oder Ichiaha. (Dieses muß wohl Iciaha heissen, weil der Verfasser in dem Hauptstücke selbst es immer also nennet. Warum aber alhie in der Ueberschrift Ichi stehet, ist nicht wohl zu begreiffen, man müste denn sagen, es sey ein Druckfehler oder Irthum, oder es habe die Provinz einen doppelten Namen gehabt.)

die hin und wieder die Stadt durchstreichen, und von den umliegenden Bergen herab lauffen, gelegen ist. Der Landesherr, welcher von seiner Landschaft den Namen hatte, kam in Gesellschaft von fünfhundert der vornehmsten Einwohner, die nach Landesart alle wohlgeschmücket waren, aus der Hauptstadt heraus, und ging den Spaniern eine halbe Meile entgegen. Er empfing in diesem Zustande den Feldherrn mit grossen Freundschaftsbezeugungen, und führete ihn in seine Stadt, die aus dreyhundert Häusern bestund. Darauf wies er ihm sein Haus, welches auf einem Hügel gelegen war, und einen erhabenen Weg umher hatte, worauf sechs Personen neben einander gehen konten, nachdem er solches in Betrachtung der Beherscherin von Cofaciqui dazu zu rechte machen lassen, zur Wohnung an, und versahe die Spanier mit allen Nothwendigkeiten.

Der Feldherr erkundigte sich die vier Tage über, da er sich in gemeldetem Platze aufhielt, nach der Beschaffenheit des Landes. Darauf nahm er seinen Weg nach der Landschaft Jciaha: und nachdem er täglich fünf Meilen zurück geleget hatte; gelangete er am sechsten Tage in die Hauptstadt, welche ihren Namen von dem Caciquen und der Landschaft hat. Bevor er aber dahin kam, muste er an einigen Bächen hinnunter gehen; die bey Guachoule hinlauffen, sich nicht weit von da vereinigen, und einen so starcken Fluß machen, daß er in der Landschaft Jciaha, welche von iener dreyßig Meilen abliegt, grösser ist, als der Guadalquivir, da wo er Sevilien vorbey fliesset.

Die Hauptstadt Jciaha lieget an der Spitze einer Insel, die über fünf Meilen groß ist. Auf des Feldherrn Ankunft ging der Cacique aus der Stadt heraus,

und

und empfing ihn allem Ansehen nach mit grosser Freude. Die ihn begleitenden Indianer thaten dieses auch gegen die übrigen Spanier, und brachten sie in Barcken und Schlitten, die sie zu dem Ende bereit hielten, hinnüber. Sie verlegten sie hernach in ihre Häuser, thaten ihnen nach ihrem Vermögen gütlich, und bemüheten sich auf alle Weise, ihnen ihren guten Willen zu bezeugen. Der Feldherr erkundigte sich, seiner Gewohnheit nach, sorgfältig nach allem, was in dem Lande besonders war: da denn der Cacique ihm Nachricht gab, daß dreyßig Meilen von der Hauptstadt Bergwercke von dem gelben Metalle, wornach er früge, wären, und wolte er, wenn er Leute dahin senden würde, solche sicher hin- und wieder herführen lassen. Villabos und Silvera erboten sich, die Reise zu übernehmen. Soto willigte darein: daher sie denn alsobald zu Fusse mit einigen indianischen Wegweisern abreiseten.

Das II. Hauptstück.

Wie die Indianer Perlen aus den Muscheln bringen.

Den folgenden Tag besuchete der Cacique den Feldherrn, und beschenckete ihn mit einer Perlenschnur, die ohngefehr zwey Klafter lang war. Dieses Geschenck würde ohne Zweifel für sehr schön gehalten worden seyn, wenn die Perlen nicht durchstochen gewesen wären. Denn sie waren alle einander gleich, und so dicke, wie Haselnüsse. Soto gab ihm zur Erkentlichkeit einige Stücke Sammet und Zeuge, welche von dem Indianer besonders hochgeschätzet wurden. Er frug ihn dabey, wo denn der Perlenfang wäre, und bekam zur Antwort,

daß solcher in seiner Landschaft geschähe, und sich in der Stadt Icciaha, wo seine Vorfahren ihre Begräbnisse hätten, ein Tempel befünde, in welchem ihrer eine grosse Menge vorhanden, und man davon nach Belieben nehmen könte. Der Feldherr versetzete: „Er wäre ihm „zwar verbunden; wolte aber aus dem Tempel nichts „nehmen, und hätte sein Geschenck aus keiner andern „Absicht angenommen, als ihm nicht zu misfallen, ver„lange auch nur zu wissen, wie man die Perlen aus den „Muscheln brächte„. Der Cacique erwiederte: „Er „wolte die ganze Nacht welche fischen lassen, und würde „er des andern Morgens frühe sein Verlangen erfüllet „sehen„. Er befahl also gleich, vier Fahrzeuge auf den Perlenfang zu schicken, und daß solche des andern Morgens wieder da seyn solten. Unterdessen machte er Anstalt, daß viel Holz an dem Ufer angezündet würde, damit es nicht an glühenden Kohlen fehlen möchte, auf welche man nach der Zurückkunft der Fahrzeuge die Muscheln legte, die denn von der Hitze sich öffneten. In den ersten zehen oder zwölfen fand man Perlen, die so dick waren, als eine Erbse. Man brachte sie zum Caciquen und dem Feldherrn, die beyde gegenwärtig waren, und sie sehr schön funden, ausser daß das Feuer ihnen in etwas den Glanz benommen hatte.

Als der Feldherr gesehen hatte, was er zu sehen verlanget; kehrete er wieder nach Hause, um alda das Mittagsmahl einzunehmen. Allein gleich darauf trat ein Soldat hinnein, und sagte zu ihm: „Wie er einige von „den Indianern gefangene Austern gegessen; hätte er „in seinem Munde eine sehr schöne und helle Perle ge„funden, welche er anzunehmen, und der Statthalterin „von Cuba zuzusenden bäte„. Soto schlug aus Höflich-

lichkeit diese Perle aus, und versicherte den Soldaten: „Er wäre ihm eben so verbunden, als wenn er sie würck„lich annähme. Er würde einmal suchen, seine Zunei„gung, und die Ehre, die er seiner Gemahlin anthäte, „zu vergelten. Unterdessen gäbe er ihm den Rath, sein „Geschenck aufzuheben, um in Havana Pferde dafür „anzukauffen„. Die Spanier, die damals bey dem Feldherrn waren, besahen die Perle dieses Soldaten: da denn einige, die sich auf die Juwelen verstehen wolten, sie auf vierhundert Ducaten schätzeten. Sie hatte auch, weil sie vermittelst des Feuers nicht aus der Muschel gebracht worden, nichts von ihrer Klarheit verlohren.

Unter währender Zeit, da die Spanier in der Hauptstadt Jciaha stille lagen, ging einsmals ein Ritter, Namens Ludewig von Bravo, auf einem an dem Flusse gelegenen Damme spatzieren, und sahe einen Hund vorbey gehen. Er warf so gleich mit der Lanze nach ihm, in der Meinung, ihn zu tödten, und in Ermangelung andern Fleisches zu essen; verfehlete seiner aber, und traf hergegen den Juan Mateos, der alda mit der Angel fischete, dergestalt in die Schläfe, daß er seinen Geist aufgab. Bravo, der ihn nicht gesehen hatte, und dieses Unglück nicht vermuthen war, wolte die Lanze geschwinde wieder aufheben, fand aber, daß sie dem Mateos, welches der einzige unter denen Truppen war, der weisse Haare hatte, durch den Kopf gegangen. Sie nanten diesen aber nur ihren Vater: und weil sie ihn in grossen Ehren hielten; so ging ihnen sein Tod sehr nahe.

Unterdessen, da sich dieses zutrug, kamen diejenigen, die zur vorgemeldten Entdeckung ausgesant worden, nach zehen Tagen wieder zurück, und erzähleten, „daß die

„Bergwercke von sehr hoch färbigem Kupfer wären, „daß es sehr wahrscheinlich wäre, daß, wenn man mit „Fleiß nachsuchete, man Gold und Silber finden würde; daß sich im übrigen das Land, wo sie durchgekommen wären, zur Viehzucht und zum Ackerbau sehr wohl „schickete; daß sie in den unter Weges angetroffenen „Dörfern gar gut aufgenommen worden, und man „ihnen, nachdem man sie vorhero tractiret, zwey junge „sehr artige Mädchens zugesant hätte, die bey ihnen „schlafen sollen; und daß solche nichts destoweniger von „ihnen nicht berühret worden, weil sie in Furcht gestanden, daß, wenn sie sich einige Freyheit bey ihnen heraus genommen, die Barbaren sich deswegen an ihnen „mit Pfeilschüssen gerächet haben würden„. Allein vielleicht haben die Indianer dieses in der Absicht gethan, ihren Gästen, welche jung und starck waren, eine desto bessere Lust zu machen. Denn hätten sie selbige umbringen wollen; so hätten sie solches, ohne einen andern Vorwand zu suchen, gar leicht thun können.

Das III. Hauptstück.

Empfang der Spanier in den Landschaften Acoste und Coza.

Nach der Zurückkunft des Silvera und Villabos befahl der Feldherr, daß man sich zum Aufbruch fertig halten solte. Den andern Tag ging solcher würcklich vor sich, nachdem man die Freundschaft der Indianer des Landes noch immer beybehalten hatte. Die Truppen zogen an der Insel hinaus, und trafen fünf Meilen von Jciaha da, wo der dieses Land durchstreichende Fluß sich mit dem Flusse desienigen Landes, das sie nunmehr

betra-

betraten, vereiniget, die Hauptstadt Acoste an, welche mit der Landschaft einerley Namen führet. Der Cacique empfing sie daselbst gleich anfangs ganz anders, als sein Nachbar. Denn wie sie in Acoste hinnein kamen, fanden sie über funfzehenhundert Mann in den Waffen. Dieses waren alle herzhafte und streitfertige Leute, welche den ganzen Tag in den Waffen blieben, und den Spaniern so stolz und grob begegneten, daß es oftmals bald zum Handgemenge gekommen wäre. Doch der Feldherr verhinderte es, um den seit dem Abzuge von Apalache beständig gehaltenen Frieden nicht zu brechen. Man gehorchete ihm also, und blieb die ganze Nacht, gleich den Barbaren, welche den Tag darauf etwas mehr Vertraulichkeit und Höflichkeit blicken liessen, in den Waffen. Der Cacique kam in Begleitung der vornehmsten Landeseinwohner, und bot mit vieler Verbindlichkeit grossen Hirsen an. Unsere Leute glaubeten, er wäre auf die Empfehlung des Herrn der Landschaft Jciaha, der ihn darum durch seine Abgeordnete bitten lassen, besänftiget worden. Der Feldherr nahm die Lebensmittel an, und bezahlete sie. Sogleich brachen die Truppen wieder auf, setzeten über den Fluß mit Fahrzeugen und Schlitten, und waren froh, daß es ohne Treffen abgegangen war. Sie kamen von da in die Landschaft Coza, deren Einwohner ihnen entgegen gingen, und sie liebreich aufnahmen. Sie versahen sie ebenfals mit Lebensmitteln und Wegweisern, welche sie von einem Flecken zum andern bringen musten.

Die Landschaft Coza hat hundert Meilen im Durchzuge. Das Erdreich ist gut und das Land sehr volckreich. Denn die Spanier kamen, die auf beyden Seiten des Weges gelegenen Dörfer ungerechnet, in einem Tage

durch zehen bis zwölf kleine Marcktflecken, deren Einwohner ihnen den nöthigen Vorrath reicheten, und sie noch dazu von einem Orte zum andern brachten, auch ihnen eine gute Aufnahme verschaffeten. Sie begleiteten sie auf diese Art den ganzen Weg über, welcher sich täglich auf vier bis fünf Meilen erstreckete: wobey denn unsere Leute, nachdem es die Gelegenheit gab, bald in den Dörfern, bald aber zwischen den Feldern ihr Lager aufschlugen.

Wie sie noch auf dem Marsche waren, sante der Cacique, der seine Hofhaltung an dem andern Ende der Landschaft hatte, alle Tage iemand an den Feldherrn, ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, und ihn zu bitten, er möchte nur, so wie es ihm gefiele, weiter ziehen, er wolte seiner in der Hauptstadt warten, alwo man ihn mit seinen Truppen wohl aufnehmen würde. Nachdem nun die Spanier drey bis vier und zwanzig Tage marschiret waren; gelangeten sie glücklich bey dieser Stadt an, welche man nach dem Namen des Herrn und des Landes Coza nante. So bald der Cacique von ihrer Annäherung Nachricht bekommen hatte, ging er ihnen in Begleitung von mehr als tausend sehr wohlgestalteten und ausgeputzeten Männern, die mit Pelzwerck, sonderlich aber wohlriechenden Marderfellen, bekleidet waren, entgegen. Sie gingen je zwanzig in einer Reihe, mit grossen Federn von mancherley Farbe auf den Häuptern, welches sehr angenehm zu sehen war.

Auf solche Weise empfingen die Unterthanen des Coza die Spanier, und bezeugeten ihnen ihre gegen sie tragende Hochachtung. Hierauf gingen sie allesamt in die Hauptstadt, und räumeten dem Soto eines von des Caciquen den andern Herrenhäusern in Florida ähnliches

Wohn-

Wohngebäude ein. Die Stadt Coza lieget an dem Ufer eines Flusses, und bestehet aus fünfhundert Häusern, welche auf des Caciquen Befehl zu desto bequemlicher Einnahme der Truppen auf die Helfte verlassen werden musten. Sie hielten sich an diesem Orte ohngefehr zween Tage auf, und empfingen alda von Coza und dessen Unterthanen alle Proben einer grossen Freundschaft.

Das IV. Hauptstück.

Ehrlichkeit des Caciquen Coza, und Abzug der Kriegesvölcker.

Eines Tages, als Coza mit dem Soto zu Mittage gespeiset, und sie von der Eroberung des Landes, und der Art, es zu bevölckern, mit einander gesprochen hatten; stund er auf, neigete sich vor ihm, und kehrte sich auch etwas nach den gegenwärtigen Officiers hin. Hierauf sagte er zu ihm: „Er bäte ihn in Betrachtung der „Gutheiten, die ihm die Spanier erwiesen, daß, wenn „er sich im Lande wo niederlassen wolte, er die Provinz „Coza andern vorziehen möchte. Er hätte in solcher „bishero nur die unfruchtbarsten Oerter gesehen. Da„ferne es ihm aber beliebte, es ganz besichtigen zu las„sen; so würde er befinden, daß es ein recht gutes Land, „und darin angenehm wohnen wäre. Er könte den „besten und schönsten Theil davon aussuchen, ihn be„völckern, und darin Flecken, und eine Hofstatt anle„gen. Solte er ihm aber diese Gewogenheit abschla„gen; so beschwühre er ihn, daß er doch zum wenig„sten den herannahenden Winter bey ihm zubringen „möchte. Unterdessen könte er sich nach seinem Gefal-

„len

„len nach allem erkundigen, und solte er diese Zeit über „mit aller Zuneigung bedienet werden„. Der Feldherr danckete ihm für seine so grosse Freundschaft, und antwortete: „Er könte sich im Lande nicht eher nieder„lassen, als bis er sich zuvor eines Hafens versichert „hätte, woselbst die spanischen Schiffe mit den zu ei„ner häuslichen Einrichtung erforderlichen Nothwen„digkeiten landen könten. Wenn er alsdenn eine be„queme Zeit, seine Wohnung aufzuschlagen, sehen „würde; so würde er sein Erbieten von Herzen gerne „annehmen, und sich dessen allezeit erinnern. Unter„dessen wolte er ihn bitten, daß er ihm seine Wohlge„wogenheit beständig beybehalten möchte. Er würde „bald wieder zu ihm ins Land kommen; da er ihm denn „in allem zu Willen seyn wolte„. Der Cacique freuete sich über diese Antwort, und sagte zum Soto: „Er „nähme seine Worte als eine Bürgschaft seines Ver„sprechens an, und würde sich deren bis zu dessen Er„füllung erinnern„. Coza war damals sechs bis sieben und zwanzig Jahre alt. Er war von guter Gestalt, sehr vernünftig, sittsam, weise, und so höflich, daß man geglaubet haben solte, er wäre unter den artigsten und klügesten Leuten auferzogen worden. Die Spanier erquickten sich zehen bis zwölf Tage in der Hauptstadt dieser Landschaft, und setzeten nachmals ihren Zug nach der Seite des Meers fort. Denn so bald sie Chovala verliessen; gingen sie auf die Küste zu, und richteten ihren Weg Bogenweise ein, um nach dem Hafen Achußi zu kommen. Der Feldherr hatte dieses mit dem Maldonado so abgeredet, welcher Soldaten, Vieh, und Lebensmittel dahin führen solte.

Der Cacique begleitete den Soto mit einem Gefolge von vielen ihm unterwürfigen Kriegesleuten und andern

India-

Indianern bis an die Grenze des Landes. Sie kamen hierauf in fünf Tagen nach dem Flecken Talisse, welches der vornehmste im Lande ist. Dieser Flecken war mit Pallisaden umgeben, mit guten Wällen eingefasset, und mit einem Flusse fast ganz umzingelt. Die Einwohner wolten wegen eines benachbarten Landesherrn, der sie zum Aufstande zu bewegen suchete, sich der Herrschaft des Caciquen entziehen. Ob nun schon Coza mit diesem Herrn keinen Krieg hatte; so war doch Tascaluza, so nante sich dieser benachbarte Herr, hinterlistig, verwegen, kühn, und zänckisch. Dem Coza, welcher die Absicht des Tascaluza schon seit langer Zeit wuste, war es lieb, daß er den Feldherrn, so wohl um ihm zu dienen, als den Einwohnern eine Furcht einzuiagen, und sie durch Hülfe der Spanier wieder zum Gehorsam zu bringen, nach Talisse begleitet hatte.

Unterdessen da die Truppen aus der Stadt Coza zogen, versteckete sich ein Christe, welches aber kein Spanier war, in der Stadt, um den übrigen nicht weiter zu folgen. Weil man aber nicht groß auf ihn achtete; so vermisste man ihn nicht eher, als zu Talisse, alwo man sich denn, wiewohl vergeblich, bemühete, ihn wieder zu bekommen. Er ließ dem Feldherrn sagen, er wolte bey den Indianern bleiben: und weil sein Hauptmann ihm lose Worte gegeben hätte; so verlangete er weder ihn, noch auch die Spanier, iemals wieder zu sehen. Hierauf bat der Feldherr den Caciquen, ihm diesen entlauffenen Kerl auszuantworten. Allein Coza versetzete gar artig, daß, weil sie sich nicht alle in seinem Lande niederlassen wollen, es billig wäre, daß zum wenigsten einer da bliebe, und wolte er bestens für ihn sorgen; bate ihn also sehr um Vergebung, wenn er seinen

seinen Soldaten nicht zwünge, wieder nach den Truppen zu gehen. Wie Soto nun merckete, daß er von dem Caciquen nichts erhalten würde; drang er nicht weiter in ihn.

Ich habe noch zu melden vergessen, daß ein gewisser Schwarzer, der ein guter Christe und treuer Sclave war, kranck zu Coza geblieben, und dem Caciquen, der ihn gehörig zu pflegen versprochen, empfohlen worden. Es sind dieses zwar Umstände von geringer Erheblichkeit; allein ich erzähle sie deswegen, daß, wenn man Florida einmal erobert, man bey den Landeseinwohnern sich erkundigen könne, ob sie sich nicht der unter ihnen gebliebenen Fremden annoch erinnern.

Das V. Hauptstück.

Auf was Weise Tascaluza den Feldherrn empfangen hat.

Der Feldherr blieb zu Talisse zehen Tage, und erkundigte sich alda nach den benachbarten Landschaften, und dem zunehmenden Wege. Inzwischen kam des Tascaluza Sohn, ihn zu besuchen. Dieses war ein junger Mensch von ohngefehr achtzehen Jahren; allein von solcher Länge, daß er fast noch einmal so groß, als alle Spanier und Indianer von der ganzen Armee, war. Er hatte in seinem Gefolge viele ansehnliche Leute, und kam als ein Abgesanter, dem Soto seines Vaters Freundschaft, Person, und Land anzubieten. Soto empfing ihn auch sehr höflich, und dieses nicht nur wegen seiner eigenen Verdienste, die er zu haben schien, sondern auch wegen seines äuserlichen Ansehens, welches etwas grosses und erhabenes zeigete. Wie nun

dieser

dieser junge Herr hierauf vernahm, daß der Feldherr den Tascaluza in Person besuchen wolte; sagte er zu ihm: „Sein Vater wäre nur zwölf Meilen vom Lager, „und man könte durch zween Wege dahin gelangen. „Er bäte den Feldherrn, einige Soldaten abzusenden, „um solche zu erkundigen, und ihnen zu befehlen, auf „dem einen hin, und auf dem andern wieder her zu „gehen. Er wolte sie sicher dahin, und wieder zurück „bringen: und könte man hernach den angenehmsten „und leichtesten Weg erwählen„. Villabos, welcher sehr wünschete, daß die Entdeckung glücklich ablauffen möchte, erbot sich, mit einem von seinen Gefährten zum Tascaluza zu gehen. Als er nun wieder zurück kam, nahmen die Spanier von dem Coza und seinen Unterthanen Abschied, und traten den ihnen vom Villabos bezeichneten Weg an. Sie setzeten über den Fluß Talisse auf Schlitten und Barken, und gelangeten am dritten Tage an ein kleines Dorf, wo Tascaluza ihrer wartete. Wie er aber ihre Ankunft vernahm; ging er ihnen entgegen, und hielt auf einem Hügel stille, um sie desto besser in Augenschein zu nehmen. Er hatte hundert von seinen vornehmsten Unterthanen um sich stehen, er selbst aber saß auf einem hölzernen Stuhle, welcher ohngefehr zween Fuß hoch, ohne Rücken- und Armlehnen, und aus einem Stücke gemacht war. Nahe bey dem Stuhle stund ein Indianer mit einer Fahne von Gemsfell, durch welche drey blaue Balken gingen, und die Gestalt einer Standarte hatte. Unsere Leute verwunderten sich darüber, weil sie bey den Indianern noch keine Fahne gesehen hatten.

Tascaluza war ohngefehr vierzig Jahre alt, und zween Fuß höher, als diejenigen, die ihn begleiteten,

so

so daß er das Ansehen eines Riesen hatte. Sein Gesicht, seine Schultern, und der übrige Theil seines Leibes kam mit dieser Grösse überein, und hatte auch eine ebenmäßige Dicke. Er sahe wohl aus, hatte ein edles und stolzes Ansehen, und war von sehr schöner Leibeslänge, auch grösser, als man iemals einen Menschen in Florida gesehen hat.

Währender Zeit, da er den Soto auf der Höhe erwartete, näherten sich ihm einige spanische Officiers, welche er aber weder des Ansehens, noch einiger Höflichkeit würdigte, und schien es, als wenn er sie nicht gesehen hätte. So bald aber der Feldherr herzu kam, stund er auf, und ging ihm funfzehen bis zwanzig Schritte entgegen. Soto stieg vom Pferde herunter, und umarmete ihn. Ihre Unterredung daurete so lange, als die Truppen in den Flecken und da herum verleget wurden. Hierauf gaben sie einander die Hand, und gingen nach dem für den Feldherrn zubereiteten Hause, alwo der Cacique Abschied von ihm nahm, und sich weg begab.

Die Armee erfrischete sich in dem Flecken zween Tage, und zog am dritten weiter fort. Tascaluza wolte sie unter dem Vorwande der Freundschaft und Dienstleistung bis an die Grenze begleiten. Soto befahl also, für diesen Caciquen ein Pferd bereit zu halten, so wie solches, welches ich zu melden vergessen, allen andern indianischen Herrn gleichfals geschehen war. Tascaluza war aber so groß, daß man Mühe hatte, ein für ihn sich schickendes Pferd zu finden. Jedoch nach langem Suchen traf man endlich einen starcken Karrengaul an, auf welchen man ihn, nachdem man ihm ein scharlachenes Kleid und eine dergleichen Kappe gegeben hatte,

setzete. Unterdessen fehlete es nicht viel, daß er nicht mit seinen Füssen auf die Erde gereichet.

Der Feldherr war froh, daß man endlich den Caciquen beritten machen können, und gab Befehl zum Aufbruch. Die Armee rückete alle Tage vier Meilen fort, und kam am dritten in die Hauptstadt, die man nach dem Namen des Herrn und der Landschaft Tascaluza nante. Diese Stadt ist feste, weil sie fast mitten auf einer Halbinsel lieget, welche der nach Talisse lauffende Fluß, der zu Tascaluza viel grösser und schneller ist, als bey diesem Flecken, machet. Den folgenden Tag setzete man über den Fluß. Weil man aber nicht Schlitten genug hatte; so brachte man den ganzen Tag damit zu, und muste man eine halbe Meile von da in einem sehr angenehmen Thale bleiben. Damals vermisseten die Spanier den Villabos und einen andern Reuter, ohne daß sie erfahren konten, wo solche geblieben. Sie hatten die Indianer nur im Verdacht, daß sie solche, wie sie sich entfernet, umgebracht hätten. Es hatte auch Villabos in der That seine Lust daran, daß er aus dem Lager ging, und das Land durchstrich. Allein dergleichen Streiffereyen in einem verdächtigen oder feindlichen Lande pflegen selten glücklich abzulauffen.

Von dieser Zeit an bekam man eine übele Meinung von des Tascaluza Freundschaft, und wurden die Spanier in ihrem Glauben noch mehr bestärcket, wie sie gegen die Indianer ihre Befremdung über den Verlust ihrer Gefährten bezeugeten, und ihnen die Barbaren trotzig zur Antwort gaben: „Sie hätten sie bey ihnen „nicht in Verwahrung gethan, und sie wären nicht „verbunden, ihnen ihretwegen Rede und Antwort zu „geben„. Doch der Feldherr wolte aus Furcht, den

Caciquen zu verwildern, die Sache nicht weiter treiben. Weil er aber glaubete, daß Villabos mit seinem Gefährten umgebracht worden; so schob er die Rache wegen ihres Todes so lange auf, bis ihm das Glück eine gute Gelegenheit dazu an die Hand gäbe.

Den andern Tag sante Soto den Gonzal Quadrado Charamillo und Diego Vasquez, zween in allerhand Zufällen wohlversuchte von Adel, nach Mauvila, welches anderthalb Meilen vom Lager gelegen war, und befahl ihnen, diesen Flecken auszukundschaften, und ihn alda zu erwarten.

Das VI. Hauptstück.

Entdeckung einer Verrätherey in Mauvila.

So bald Quadrado nebst seinem Gefährten abgereiset war, ging der Feldherr mit dem Caciquen nebst hundert zu Pferde und eben so vielen zu Fusse voraus, und gab dem Obersten Befehl, ihm gleich nach zu folgen. Nichtsdestoweniger brach doch der übrige Theil der Armee erst spate auf, und sie breiteten sich in der Meinung, daß sie nichts zu fürchten hätten, und um zu iagen, bald hie bald da aus.

Der Feldherr kam des Morgens um acht Uhr nach Mauvila, welches aus achtzig Häusern bestund, in deren etlichen man funfzehenhundert, in andern tausend, in denen kleinesten aber ohngefehr sechshundert verlegen konte. Es hatten aber doch diese Häuser nur ein Hauptgebäude (corps de logis). Denn die Indianer pflegen sie nicht anders zu bauen, und ein iedes

Haupt-

Hauptgebäude ist in Gestalt eines Sales nebst einigen kleinen Zimmern errichtet. Weil auch im übrigen Mauvila ein Grenzplatz ist; so waren die Häuser darin fest und schön, und zeugeten von der Macht des Caciquen hinlänglich. Die meisten waren auch sein eigen, die übrigen aber gehöreten den vornehmsten von seinen Unterthanen. Der Flecken Mauvila lieget in einer sehr angenehmen Ebene, ist mit einem hohen Walle umgeben, und mit dicken Stücken Holz, die man in die Erde geschlagen, und von aussen mit Querbalcken befestiget hat, welche inwendig mit starcken Stricken angebunden sind, verpallisadiret. Die Stücken Holz waren oben mit einer fetten mit langem Stroh vermischeten Erde bestrichen, wodurch denn die dazwischen befindlichen leeren Plätze so gut ausgefüllet worden, daß es eine ordentliche Mauer zu seyn schien. Alle funfzig Schritte waren Thürmer, in welchen sich acht Mann halten konten, und worauf vier bis fünf Fuß hohe Zinnen waren. Mauvila hatte nur zwey Thore, eines gegen Morgen, und das andere gegen Abend, nebst einem grossen mit den vornehmsten Häusern umgebenen Marckt in der Mitte. Auf diesen mitten in der Stadt gelegenen Marcktplatz langete Soto mit dem Caciquen an. Tascaluza stieg alsobald vom Pferde herunter, und rief den Ortis, um ihm die Wohnung des Feldherrn und seiner Officiers zu zeigen. Er sagte ihm auch, daß die Bediente zunächst bey dem Feldherrn einquartiret werden, die Truppen aber einen Büchsenschuß ausser der Stadt unter recht guten aufgeschlagenen Hütten bleiben solten. Der Feldherr ließ ihm aber zur Antwort geben: „Man „müste so lange warten, bis sein Oberster zu ihm gestossen „wäre„. Hierauf ging der Cacique in ein Haus, woselbst sein Kriegesrath versamlet war. Unterdessen

blieben die Soldaten, die mit dem Feldherrn dahin gekommen waren, auf dem Marckte, und santen ihre Pferde ausser der Stadt, bis so lange man ihnen den bestimmeten Ort angewiesen hätte.

Inzwischen kam Quadrado, welcher Mauvila zu verkundschaften abgefertiget worden, zum Feldherrn. Diesem sagte er: „Man müste dem Caciquen nicht „trauen, und befürchtete er eine Verrätherey. Es „wären in denen Häusern des Fleckens bey nahe 10000 „Kriegesleute, alles iung, wohlgeziertes, und bewafne „tes Volck, welches unter den ansehnlichsten Untertha „nen des Tascaluza und der benachbarten Landesherren „ausgesuchet worden. Viele Häuser wären volle „Waffen. Es befünden sich in Mauvila lauter iung „und streitbare Weiber, und keine Kinder. Die Ein „wohner wären frey und unverhindert. Sie hätten „auf eine halbe Meile um den Flecken alles verwüstet, „woraus man denn sehen könte, daß sie Lust hätten „sich zu schlagen. Sie gingen alle Morgen hinaus „auf das Feld und machten ihre Kriegesübungen in sehr „guter Ordnung. Hiezu käme nun noch der Tod de „Villabos und der Stolz der Barbaren: und daher „wolte er rathen, auf guter Hut zu seyn„. Der Feldherr befahl hierauf alsobald, seinen in dem Flecken befindlichen Leuten von der Verrätherey heimlich Nachricht zu geben, damit sie auf den ersten entstandenen Lerm bereit wären, und gab dem Quadrado Ordre, dem Obersten alles, was er gesehen, zu hinterbringen.

Carmona meldet, der Feldherr wäre zu Mauvila mit grosser Freude empfangen, und die Indianer hätten bey seinem Einzuge, um ihre böse Absicht desto eher zu verbergen, viele Weibertänze angeordnet, welches denn sehr lusti

lustig zu sehen gewesen wäre. Denn die Indianerinnen sind schön und wohlgestaltet. In der That fand man diejenige, welche Moscoso von Mauvila nach Mexico brachte, so liebreitzend, daß die in diesem Königreiche befindlichen spanischen Damen ihn oft baten, er möchte sie zu ihnen schicken, sie wolten solche gerne sehen.

Um aber wieder auf den Caciquen zu kommen, so hatte der kaum das Haus betreten, in welchem sein Kriegesrath auf ihn wartete, als er zu seinen Hauptleuten sagte: „Es wäre keine Zeit zu verlieren, und man „müste sich gleich entschliessen, ob man die Spanier in „dem Flecken niedermachen, oder so lange warten wolte, „bis sie sämtlich beysammen wären. Er zweifelte an „einem guten Ausgange der Unternehmung nicht, man „möchte auch für einen Entschluß nehmen, welchen man „wolte. Denn man hätte es nur mit einer geringen „Anzahl verzagter und ungeschickter Leute zu thun; sie „aber wären nicht nur achtmal so starck, als iene, sondern auch tapfer und erfahren. Sie möchten also ihre „Meinung kühnlich sagen, und dieses wäre es, was er „erwartete, um seine Feinde ins Verderben zu stürzen „.

Das VII. Hauptstück.

Entschliessung der Rathsversamlung des Caciquen, und Anfang der Schlacht von Mauvila.

Die Rathsversamlung des Tascaluza war nicht einerley Meinung. Einige behaupteten: „Man müste die „Spanier angreiffen, bevor sie sich vereinigten, weil sie „sonst desto schwehrer zu überwältigen seyn würden „; andere aber: „Es wäre schimpflich, sie in geringer An-

„zahl anzufallen. Man solte den Angrif so lange auf
„schieben, bis sie alle zu Mauvila wären, und alsdenn
„hätte man desto mehr Ehre davon, sie zu überwinden„.
Hierauf versetzeten die ersten: „Man müste sich nicht in
„Gefahr stürzen. Wenn die Spanier beysammen seyn
„würden; so würden sie sich desto stärcker zur Wehr
„setzen, und dieses könte verschiedenen Indianern das
„Leben kosten. Der Tod ihrer Feinde würde ihnen
„alzu theuer zu stehen kommen, wenn er mit dem Ver
„lust einiger ihrer Leute verknüpfet seyn würde. Man
„müste also ohne weitere Berathschlagung auf sie los
„gehen„. Diese Meinung wurde der andern vorgezo
gen, und beschlossen, man wolte einen Vorwand zum
Streit suchen, und, wenn man keinen finden könte, den
noch um desto eher weiter gehen, da man allezeit Ursach
hätte, seine Feinde zu verderben.

Unterdessen, da dieses sich zutrug, gaben die Bedien
ten des Feldherrn, die ihm das Mittagsmahl zubereitet
hatten, Nachricht, daß der Tisch gedecket werden solte.
Er befahl also, den Tascaluza, der beständig mit ihm
gespeiset hatte, zu benachrichtigen, wie man auf ihn
wartete, um an Tafel zu gehen. Ortis, dem dieses zu
thun aufgetragen worden, ging nach des Caciquen Hause
um ihn zu bitten, zum Essen zu kommen. Allein man
wolte ihn nicht einlassen, und gab zur Antwort, Tasca
luza würde gleich ausgehen. Er kam noch einmal, er
hielt aber eben diese Antwort. Wie er zum drittenma
wieder kam; sagte er: „Tascaluza möchte, wenn es ihm
„beliebte, kommen, weil das Essen schon auf dem Tisch
„stünde„. Hierauf erwiederte ein Indianer, der ein
Officier zu seyn schien: „Es nähme ihn sehr wunder,
„daß Räuber sich unterstünden, mit so schlechter Ehrer-

„bie-

„bietung seinen Herrn bey Namen zu nennen, und Tasca-„luza zu rufen, ohne ihm die gehörigen Titel zu geben. „Er schwüre bey der Sonnen, daß diesen Schurcken „solcher Uebermuth das Leben kosten solte, und daß man „noch diesen Tag mit ihrer Züchtigung den Anfang „machen müste„. Kaum hatte dieser Indianer aufgehöret; als ein ander kam, und ihm Bogen und Pfeile gab, um mit dem Treffen den Anfang zu machen. Der Barbar schlug so gleich seinen Mantel zurück auf die Schultern, spannete den Bogen, und machte sich fertig, auf einen Trup Spanier in der Gasse zu schiessen. Gallego, der ohngefehr an einer Seite der Thüre, wo der Indianer herausgekommen, war, gab, wie er diese Verrätherey sahe, dem Barbar einen solchen Hieb in die Schulter, welche nur mit dem Mantel bedecket war, daß er ihn bis auf die Eingeweide spaltete. Der Barbar fiel zu eben der Zeit todt zu Boden, da er gleich losschiessen wolte. Er hatte beym Hinnausgehen den Indianern befohlen, auf die Spanier zu schiessen. Dieserwegen fielen sie unsere Leute auf allen Seiten an, und drungen so wütend in sie, daß sie über hundert aus dem Flecken jugen. Nichtsdestoweniger wante doch nicht ein einziger Spanier ihnen den Rücken zu, sondern sie zogen sich fechtend als brave Soldaten zurück.

Unter den Barbaren, die den ersten Anfall thaten, befand sich auch ein vornehmer junger Mensch, von achtzehen Jahren, welcher seine Augen auf den Gallego warf, und sechs bis sieben Pfeile nach ihm schoß. Wie er aber damit nichts ausrichtete, und er ihn weder verwundet noch getödtet sahe; trieb ihn die Wuth, ihn in der Nähe anzufallen, gab ihm also drey bis vier so starcke Schläge mit seinem Bogen auf den Kopf, daß das Blut

darnach floß. Da nun Gallego vorher sahe, daß er seine Schläge wiederholen wolte; stieß er ihn mit dem Degen zweymal durch und durch, und warf ihn todt zu seinen Füssen.

Man meinete, dieser Todte wäre ein Sohn des umgebrachten indianischen Hauptmanns gewesen, und das Verlangen, seines Vaters Tod zu rächen, hätte ihn bewogen, sich mit solcher Hartnäckigkeit an den Gallego zu machen. Allein dieser junge Mensch war nicht der einzige, der herzhaft focht; die andern stritten mit gleicher Hitze. Denn sie hatten alle die Absicht, die Spanier zu vertilgen.

Die Reuter, die ihre Pferde aus Mauvila gesant hatten, liessen geschwinde nach solchen hin. Die eilfertigsten stiegen hinnauf. Andere hatten so viel Zeit nicht; hieben also nur die Stricke entzwey, damit sie der Wuth der Barbaren entkämen. Die letzten aber, die sich weder aufsetzen, noch die Pferde losmachen konten, musten mit Augen ansehen, wie solche mit Pfeilen todt geschossen wurden. Denn die Indianer, die sich in zween Hauffen getheilet hatten, schossen tapfer theils auf die Spanier, theils auf die Pferde, und das alda befindliche Geschleppe los. Hierauf brachten sie die Beute in ihre Häuser, und es blieb den Spaniern nichts, als nur das Leben übrig, welches sie als herzhafte Leute vertheidigten. Sie thaten auch würcklich bey diesem geschwinden Treffen alles, was man nur von tapfern Soldaten verlangen konte.

Das VIII. Hauptstück.

Verfolg der Schlacht von Mauvila.

Nachdem sich die zu Pferde gestiegenen Reuter mit andern, die hinter einander herbey kamen, vereiniget hatten; wiedersetzeten sie sich der Wuth der Barbaren, und rücketen immer weiter, um dem bedrängeten Fußvolcke zu Hülfe zu kommen. Die Feinde liessen schon almählig etwas nach; die unsrigen aber versamleten sich, und stelleten sich in zween starcke Hauffen, einen zu Fusse, und einen zu Pferde. Hierauf griffen sie die Indianer in so guter Ordnung und mit solchem Muthe an, daß sie solche bis in ihre Befestigungswercke zurück trieben, würden auch mit ihnen zugleich hinnein gedrungen seyn, wenn diejenigen, die darin waren, nicht von allen Seiten Steine und Pfeile auf sie regnen lassen. Dieserwegen zogen sich unsere Leute zurück; die Indianer kamen aber so geschwinde wieder heraus, daß viele von den Mauren herunter sprungen, und den Spaniern sich dergestalt näherten, daß sie einigen Reutern die Lanzen wegnahmen. Unterdessen erhielten sie doch keinen Vortheil. Denn nachdem unsere Soldaten, die in guter Ordnung stritten, sie listiger Weise über zweyhundert Schritte vom Flecken abgezogen hatten; verdoppelten sie ihre Kräfte, und schlugen sie mit grosser Tapferkeit wieder hinnein. Weil aber die Barbaren auf dem Walle den unsrigen sehr beschwehrlich fielen; so suchete man, sie mit List herunter zu locken, und den Reutern Gelegenheit zu geben, sie mit Speeren niederzustossen. Man bedienete sich also verschiedener Spitzfindigkeiten, sie an sich zu ziehen, und weil sie glücketen; so wurden sie ostmals zurück getrieben. Es ging aber solches nicht

ohne beyderseitigen Verlust ab. Denn sie hielten unsere Leute tapfer auf, und fielen sie auch herzhaft an.

Dem Hauptmann Gallego kam bey allen diesen Scharmützeln ein wohlberittener Dominicaner, welches sein Bruder war, und ihn sein Pferd anzunehmen bat, nicht von der Seite. Allein der Hauptmann, der der forderste im Streit, und sehr bemühet war, Ehre einzulegen, wolte seine Stellung nicht verlassen. Unterdessen wurde sein Bruder, der bald auf diese, bald auf iene Seite neben ihm ritt, von einem Indianer mit einem Pfeil geschossen, wodurch er, weil er zwo Kappen und einen grossen darüber herhangenden Filzhut aufhatte, nur leicht in die Schulter verwundet wurde.

Bey diesen Anfällen wurden viele getödtet und verwundet. Unter andern blieb auch Dom Carlos Henriquez, welcher des Feldherrn Nichte geheyrathet hatte, und von der ganzen Armee geliebet wurde. Dieser Ritter war unter andern vortreflichen Eigenschaften, welche er besaß, auch gegen iederman grosmüthig, und von Person sehr tapfer. Nichts ging den Spaniern näher zu Herzen, als sein Tod, welcher sich auf folgende Art zutrug. Sein Pferd bekam in dem letzten Angriffe einen Pfeilschuß in die Brust. Als nun Henriquez sich bückete, den Pfeil herauszuziehen, und er den Kopf etwas auf die lincke Schulter drehete, dadurch aber den Hals entblösste; so wurde er mit einem Pfeil, der unten mit einem Feuersteine bewafnet war, da hinnein geschossen. Hierüber fiel er zu Boden, und gab den folgenden Tag seinen Geist auf.

In diesem zwischen den Spaniern und Indianern gehaltenen Treffen blieben auf Seiten der Barbaren die meisten, weil sie mit keinen Schützwaffen versehen waren.

waren. Als diese nun sahen, daß die Reuterey ihnen den Sieg aus den Händen riß; so zogen sie sich in den Flecken zurück, machten die Thore zu, und entschlossen sich, alle auf ihren Wällen mit den Waffen in der Faust zu sterben. Der Feldherr ließ sogleich die Reuter, welche besser bewafnet waren, als die Fußvölcker, absitzen, befahl ihnen, Schilde und Aexte zu sich zu nehmen, und mit gebücktem Haupte die Thore von Mauvila aufzuhauen: welches denn von diesen zwar herzhaft, doch nicht ohne Schaden, ins Werck gerichtet wurde. Sie kamen also in den Flecken hinein: und lieffen unterdessen auch die umher befindlichen Fußvölcker hauffenweise dahin. Weil sie aber nicht alle durch die Thore eindringen konten, indem solche enge waren, und sie auch überdem keine Gelegenheit verlieren wolten, im Treffen Ehre einzulegen; so warfen sie an einem Orte mit Aexten die Pallisaden über den Hauffen, und eileten mit dem Degen in der Faust ihren Gefährten in dem Flecken zu Hülfe. Als die Indianer sahen, daß ihre Feinde Meister von der Stadt waren; stritten sie mitten auf den Gassen und auf den Wällen, von welchen sie unsern Leuten grossen Schaden thaten, ganz verzweifelt. Damit diese nun die Barbaren verhindern möchten, ihnen in den Rücken zu fallen, und die Häuser, deren man sich bereits bemächtiget hatte, wieder einzunehmen; so stecketen sie solche in den Brand. Weil sie nun blos von Stroh gemacht waren, so sahe man im Augenblicke nichts als Flammen und Rauch: welches denn die Anzahl der Todten und Verwundeten noch grösser machte.

So bald sich die Indianer in den Flecken zurück begeben hatten; lieffen viele von ihnen nach des Feldherrn

herrn Behausung, um solche zu plündern. Allein sie fanden da Leute, die sie zurück trieben, nemlich drey Balester- oder Armbrustschützen, einen wohlbewafneten und den Spaniern zugethanen Indianer, nebst zween Priestern, eben so vielen Leibeigenen, und fünfe von der Leibwache des Soto. Unterdessen, da die Geistlichen beteten, stritten die andern mit grossem Muth: so daß die Feinde, weil sie die Hausthür nicht gewinnen konten, durch das Dach hinein zu kommen suchten, und es an drey bis vier Oertern eröfneten. Allein die Armbrustschützen schossen alles, was ihnen vorkam, nieder. Inzwischen kamen der Feldherr und seine Leute darüber zu, griffen die Barbaren, welche das Haus belagerten, an, schlugen sie in die Flucht, und befreyeten diejenigen, welche darin waren.

Hierauf verlies der Feldherr, welcher bereits vier Stunden zu Fusse gefochten hatte, den Flecken, und setzete sich zu Pferde, um das Schrecken der Indianer und die Herzhaftigkeit seiner Soldaten zu verdoppeln. Nach diesem ritte er in Begleitung des Tovar wieder nach Mauvila, und schrie: San Jago. Sie setzeten alsdenn mitten unter die Feinde, brachten sie in Unordnung, und stiessen sie mit Lanzen nieder.

Als sich nun Soto unter währendem Streite auf die Steigbügel erhub, um einem Indianer den Rest zu geben, wurde er von hinten zu durch den Panzer ziemlich tief in die Lende geschossen. Weil er aber befürchtete, es möchte seine Verwundung seine Leute verzagt, die Barbaren aber noch muthiger machen; so ließ er sich den empfangenen Schuß nicht mercken, und zog den Pfeil nicht aus der Wunde heraus: daher er sich denn nicht einmal niedersetzen konte. Er fuhr aber den-

dennoch immer fort, bis an das Ende des Treffens, welches noch fünf ganzer Stunden daurete, tapfer zu fechten. Aus dieser That kan man allein sehen, wie herzhaft Soto gewesen, und wie geschickt er zu Pferde gesessen habe.

Dem Tovar wurde auch sein Speer über dem Handgriffe durchschossen. Weil er aber von gutem Holze war; so machte der Pfeil nur ein Loch, und der Ritter konte, nachdem solcher abgehauen worden, seinen Speer so gut, als vorhin, wieder gebrauchen. Es hat zwar dieser Schuß nichts auf sich: weil er aber selten zu geschehen pfleget; so habe ich ihn mit Stillschweigen nicht vorbeygehen wollen.

Unterdessen nahm das in die Häuser geworfene Feuer immer mehr und mehr zu, und wurde auch den Barbaren auf den Wällen, woselbst der gröste Hauffe im Streit begriffen war, so unerträglich, daß sie selbige zu verlassen genöthiget wurden. Das unter die Hausthüren gelegte Feuer that ebenfals grossen Schaden. Denn weil die Häuser nur eine Thür hatten; so konten die darin befindlichen Leute nicht herauskommen, sondern musten alle elender Weise verbrennen. Viele Indianerinnen, welche in denenienigen Häusern verschlossen waren, deren Thüren in Brand gesteckt worden, kamen auf die Weise auch um. Das Feuer richtete in den Gassen eben so grosse Verwüstung an, als anderwerts. Bisweilen trieb der Wind Rauch und Flamme auf die Indianer los, und war den Spaniern vortheilhaft; bisweilen aber war es umgekehret, und gewannen die Feinde wieder, was sie zuvor verlohren hatten: wobey es denn auf beyden Seiten vielen die Hälse kostete.

Die-

Dieses beschwehrliche Treffen, welches von sieben Uhr des Morgens an bis um viere des Nachmittages daurete, wurde immer hartnäckiger. Wie nun die Barbaren sahen, wie viele Leute sie durch Feuer und Schwerd verlohren hatten, und daß ihre Macht sich verringerte, der Feinde ihre aber sich vermehrete; riefen sie die Weiber zu Hülfe, und bewogen sie, entweder den Tod vieler tapfern Indianer zu rächen, oder auch alle grosmüthig zu sterben.

Eben da man die Weiber zu Hülfe rief; stritten einige schon ihren Männern zur Seite. So bald sie aber dazu ordentlich befehliget wurden; lieffen sie theils mit Bogen und Pfeilen, theils aber mit Degen, Partisanen, und Lanzen, welche die Spanier auf den Strassen hatten fallen lassen, und mit denen sie gar geschickt umzugehen wusten, hauffenweise herzu. Sie stelleten sich alle den Indianern an die Spitze, verachteten voll Zorn und Verdruß die Gefahr, und zeigeten einen Muth, der weit über ihr Geschlechte ging. Doch da die Spanier sahen, daß sie fast nur mit Weibern zu fechten hatten, und diese herzhaften Indianerinnen mehr zu sterben, als zu überwinden sucheten; schoneten sie ihrer so sehr, daß keine einzige verwundet wurde.

Inzwischen hörete der herbey nahende und auf dem Wege sich ergetzende Nachtrup den Schall der Trommeln und Trompeten. Weil sie nun das bereits vorgegangene muthmasseten; so zogen sie eilend und in guter Ordnung fort. Sie kamen also noch zu rechter Zeit zu Hülfe. Kaum aber waren sie angelanget, als Diego von Soto, des Feldherrn Bruders Sohn, den Tod des Dom Carlos, seines Vetters, vernahm. Er liebete ihn ganz ungemein; und daher wolte er selbigen

auch

auch rächen. Er sprang also geschwinde vom Pferde, nahm einen spanischen Schild zur Hand, ging mit blossem Degen in den Flecken, und mischete sich in den Streit, da wo er am härtesten war. Allein in dem Augenblicke wurde er von einem Pfeile getroffen, so daß der Schuß zum Auge hinnein, und zum Hinterhaupte wieder heraus ging. Hierüber fiel er zu Boden, und quälete sich bis an dem folgenden Morgen, da er starb, ohne daß man ihm den Pfeil hätte heraus ziehen können. Dieses Unglück war der ganzen Armee, vornemlich aber dem Feldherrn, sehr empfindlich. Diego von Soto war auch in der That ein Edelmann, der seiner nahen Verwandschaft würdig war.

Die Schlacht war im freyen Felde eben so blutig, als in dem Flecken. So bald die Indianer mercketen, daß ihnen ihre Menge in einem so kleinen Orte, als Mauvila war, schadete, weil ihnen daselbst ihre Hurtigkeit fast nichts nützete; liessen sich viele vom Walle herunter, und begaben sich auf das Feld, alwo sie sich tapfer herum schlugen. Nichtsdestoweniger hatten sie da kein besser Glück, als in dem Flecken. Den Vortheil, den sie über das Fußvolck erhielten, gewann ihnen die Reuterey wieder ab, indem solche sie mit Lanzen leicht niederstossen konte, weil die Indianer keine Piken hatten. Man warf sie oftmals über den Hauffen: und wie sich der Nachtrup mit dem Soto vereiniget hatte, wurden sie endlich in die Flucht geschlagen, und kamen ihrer sehr wenig davon.

Zu eben der Zeit, da die Sonne gleich untergehen wolte, und sich das Geschrey, und der Lerm der Streitenden in Mauvila verdoppelte, drang ein Theil der Reuterey hinnein. Bisher war ausser dem Soto und

Tovar

Tovar noch keiner zu Pferde hinnein gekommen, un sich in das Gefecht zu mischen, weil man die Pferd alda nicht wohl führen konte. So bald die Reuterei darin war; theilete sie sich in verschiedene kleine Ge schwader, ritte durch alle Gassen, und tödtete viel Indianer. Zwölfe von diesen Reutern begaben sich in die grosse Strasse, woselbst ein Hauffe Männer und Weiber war, die die Verzweifelung zu fechten zwang diese Reuter kamen ihnen in den Rücken, trenneten ihre Glieder, trieben sie tapfer in die Enge, ritten aber selbst verschiedene von unsern Leuten, die zu Fusse foch ten, über den Hauffen, und tödteten diese tapfern In dianer, die fast alle mit den Waffen in der Hand sturben, und den Tod der Dienstbarkeit vorzogen. Nachdem nun dieses Treffen, welches im Jahr 1540 am Tage des heiligen Lucas gehalten worden, neun ganzer Stunden ohne Aufhören gedauret, trugen sie endlich einen volkommenen Sieg über ihre Feinde davon.

Das IX. Hauptstück.

Von einigen besondern Umständen der Schlacht.

Wie die Indianer einen so muthigen Anfall auf unsere Leute thaten, daß sie sie aus Mauvila trieben; nahm ein gemeiner Spanier die Flucht, fiel aber, als er sich der Gefahr entrissen, zur Erde, ob er gleich augenblicklich wieder aufstund. Weil er aber dennoch nicht sicher zu seyn vermeinete; fing er von neuen an zu lauffen, fiel iedoch zu iedermanns nicht geringer Verwunderung noch einmal zu Boden. Man fand ihn darauf todt liegen, doch ohne das geringeste Zei-

chen

chen eines Schusses oder einer Verwundung: daher man denn glaubete, daß er für Furcht gestorben. Dieses ist die erste Besonderheit, die unter währender Schlacht sich zutrug, auf welche unmittelbar folgende erfolgete. Men-Rodriguez, ein portugiesischer von Adel, der in Afrika und an der Grenze von Portugal gute Dienste gethan hatte, stritte fast den ganzen Tag, und hielt sich ungemein wohl. Nachdem aber die Schlacht geendiget, und er vom Pferde gestiegen war; blieb er unbeweglich, und konte weder reden noch essen, starb auch in dreyen Tagen, ob er gleich weder geschlagen, noch verwundet worden. Man glaubete, er hätte sich wieder die Barbaren alzu stark angegriffen, daß ihm daher dieser Zufall begegnet wäre, und man könte sagen, er wäre für alzu grosser Herzhaftigkeit gestorben. Im übrigen fand man nach dem Treffen in Mauvila einen Indianer, welcher mit solcher Raserey die Spanier angefallen, daß er, so lange die Hitze des Treffens gewähret, das unter seinen Gefährten angerichtete Blutbad nicht gesehen hatte. Wie aber seine Wuth im Fechten aufhörete, und er die über ihn schwebende Gefahr und das seiner Parthey zugestossene Unglück gewahr wurde: stieg er eilig auf den Wall, und suchete sich auf das Feld zu retten. Allein er sahe die spanische Reuterey und Fußvölcker hin und wieder ausgebreitet; verlohr also alle Hofnung, durch die Flucht davon zu kommen. Er nahm derowegen die Sehne seines Bogens, band das eine Ende an einen Ast von einem Baume, welchen man zwischen den Stücken Holz des Walles gelassen hatte, das andere aber um seinen Hals, stürzete sich hierauf vom Walle herunter, und erdrosselte sich. Einige Soldaten lieffen ihm zwar zu Hülfe: wie sie aber zu ihm kamen; war er schon todt. Aus

dieser That kan man die Herzhaftigkeit und Verzweifelung der Indianer erkennen, weil derienige, der sich allein aus der Schlacht gerettet hatte, lieber sich selbst umbringen, als in die Gewalt seiner Feinde fallen wolte.

Das X. Hauptstück.

Zustand der Spanier nach der Schlacht.

Noch an dem Tage der gehaltenen Schlacht ließ der Feldherr die Todten begraben; den folgenden Morgen aber alle Verwundete verbinden. Es starben aber viele noch eher. Denn man fand 1770 gefährliche Wunden, einige in der Brust, andere aber am Kopfe, der leichten Wunden, deren Anzahl man nicht bestimmen kan, nicht einmal zu gedencken. Es war kein einziger Soldat, der nicht verwundet worden, bisweilen auch wohl zehen bis zwölfmal. Man hätte also wohl viele Wundärzte nöthig gehabt. Nichtsdestoweniger hatten sie nur einen, der sehr langsam und ungeschickt war. So fehlete es auch an allem, an Oel, Verbänden, Fäseln, und Kleidern, weil die Indianer das Geschleppe weggenommen hatten, und alles vom Feuer verzehret worden war. Es waren auch weder Hütten, um sich darunter des Nachts zu verdecken, noch Lebensmittel, sich zu erquicken, da. Die Soldaten konten wegen der Dunckelheit und ihrer Wunden auch selbst nicht hingehen, etwas zu suchen. Da sie nun von Menschen keine Hülfe zu hoffen hatten; so rieffen sie den Himmel um Errettung an, erkanten auch, daß sie durch das Gebet almählig mehr Kräfte und Muth bekamen. Auf solche Weise zogen sie sich mit Ehren aus dem kläglichen Zustande, worein sie das Kriegesglück gebracht hatte. Die leicht verwundeten

deten trugen hierauf für diejenigen, deren Wunden tödtlich waren, Sorge. Einige holeten Stroh, andere Baumzweige von den Hütten, welche die Indianer ausserhalb des Fleckens gemacht hatten, und machten kleine Gemächer davon, welche sie an den Wall stützeten, und worunter sie die Krancken brachten. Viele öfneten die Leiber der getödteten Barbaren, zogen das Fett heraus, und machten daraus eine Wundsalbe. Einige zogen ihren gebliebenen Gefährten die Hemden aus, rissen auch ihre eigenen vom Leibe, um Verbände und Weichen davon zu machen, und huben die von feinem Leinewand zu den gefährlichen Wunden auf, weil die leichten Wunden mit groben Linnen, und dem Unterfutter von den Beinkleidern verbunden wurden. Andere streiffeten den todten Pferden die Haut ab, und gaben das Fleisch denen Kränckesten zu essen; die übrigen aber blieben in den Waffen, um dem Feinde, im Fall er wieder zum Vorschein käme, den Kopf zu bieten. Auf diese Art thaten die Spanier die vier Tage über, da man mit Verbindung der tödtlichen Wunden beschäftiget war, einander Handreichung. Unterdessen verlohren sie doch aus Mangel guter Verpflegung zwey und zwanzig von ihren Gesellen, so daß mit den dreyzehen, die gleich nach gehaltener Schlacht ihren Geist aufgaben, und den sieben und vierzig getödteten, darunter achtzehen von denen am Haupte empfangenen Pfeilschüssen umkamen, zwey und achtzig Personen das Leben lassen musten, der fünf und vierzig gebliebenen Pferde nicht einmal zu gedencken, welche man, als die vornehmste Stärcke der Armee, sehr bedaurete.

Das XI. Hauptstück.

Wie viele Indianer in der Schlacht umkommen sind.

Die Indianer verlohren in der Schlacht bey die 11000 Mann. In der umliegenden Gegend von Mauvila wurden über 2500 getödtet, unter denen auch des Caciquen Sohn war; in dem Flecken aber über 3000, und eben so viele kamen im Feuer um. Man fand aber in einem einzigen Hause tausend im Rauch erstickete Weiber, worüber iederman zum Mitleiden bewogen wurde. Auf vier Meilen um die Stadt her, in den Wäldern, Flüssen, und andern dergleichen Oertern fanden die auf Parthey ausgehenden Soldaten über 2000 Barbaren theils todt, theils aber verwundet, welche letzteren mit ihrem Geschrey die Luft erfülleten. Wo aber der Cacique hingekommen war, konte man nicht erfahren. Einige versicherten, er hätte verzagter Weise die Flucht genommen, andere aber, er wäre verbrant. Er hatte auch das Feuer verdienet, weil er an allem auf beyden Seiten geschehenen Unglück Schuld war. Und in der That, so bald er vernahm, daß die Spanier durch seine Länder ziehen würden, beschloß er, sie darin zu vertilgen. Dieserwegen sante er, bevor sie dahin kamen, seinen Sohn in Begleitung einiger von seinen Unterthanen zum Feldherrn, damit sie unter dem Vorwande des Friedens das Kriegeswesen der Spanier beobachteten, und er nach ihrem Berichte solche Maaßregeln nehmen könte, wodurch er seine Absichten zu erreichen im Stande wäre. Man erfuhr auch, daß, als die Einwohner von Talisse sich eines Tages gegen ihn beklaget, wie ihr Cacique sie nöthige, den Spaniern Männer

ner und Weiber zu Leibeigenen zu geben, er zu ihnen gesaget hätte: „Sie könten ihm nur ohne Wiederstand „gehorchen, er wolte ihnen bald ihre Leute samt den „Spaniern selbst, die sie zu ihrem Ackerbau gebrauchen „könten, wieder zurück schicken„. Die von unsern Leuten in der Schlacht gefangen genommene Indianer bekräftigten eben dieses, und sagten: „Die Einwohner „wären von dem Tascaluza überredet worden, sich in „der Absicht, die Christen umzubringen, zu versamlen. „Der gröste Theil der Weiber wäre unter grossen Ver„sprechungen aus den benachbarten Landschaften herbey „gelocket. Einigen hätte man scharlachene Kappen, „und Wämser von Atlas und Sammet versprochen, „damit sie beym Tanze und bey den öffentlichen Festen „erscheinen könten; andern aber Pferde, und auf solchen „im Angesichte der Spanier spatzieren zu reiten„. Einige von den Weibern bekanten, man hätte ihnen viele Soldaten zu Leibeigenen verheissen, und alle gaben auch die Zahl an, wie viele sie hätten haben sollen. Die meisten unter ihnen, sagten sie weiter aus, hätten ihre Männer, auf deren Befehl sie gekommen wären, andere aber hätten sich auf ihrer Verwanten Vorstellung eingefunden, welche ihnen versprochen, daß sie grosse Lustbarkeiten sehen würden, die der Sonne zu Ehren aus Danckbarkeit wegen der Niederlage ihrer Feinde würden angestellet werden. Endlich gestunden auch einige, sie hätten sich auf Ansuchung ihrer Liebhaber, die ein sehnliches Verlangen bezeiget, daß sie Zeugen ihrer Tapferkeit wären, bey der Schlacht finden lassen. Aus diesem allen kan man nun sattsam erkennen, daß Tascaluza lange vorher auf seine Verrätherey gedacht. Allein sie fiel für ihn eben so kläglich, als für die Spanier, aus, welche ausser dem, was ich schon vorhin angeführet

habe, noch verschiedene Kelche, Altarschmuck, Meßgewandte, und andere Zierrathen, den Wein, nebst einigen Maassen Weitzenmehl, das man zu Haltung der Messe aufgehoben, verlohren. Da sie nun solche nicht hören konten; kamen die Priester und Mönche, die der Armee gefolget waren, zusammen, um zu überlegen, ob man das heilige Abendmahl wohl mit Brod von grossen Hirsen halten könte. Allein alle waren der Meinung, daß man dazu reines Weitzenmehl und rechten Wein haben müste. Weil man nun also das heilige Abendmahl nicht mehr halten konte, so wurde alle Sonn- und Festtage ein Altar aufgerichtet: worauf ein Priester sich mit einem Meßgewande von Gemsfelle bekleidete, und die Eingangsworte und andere Gebeter der Messe mit Auslassung der Worte der Einsetzung hersagte, und dieses nanten die Spanier eine trockene Messe. Derienige, der sie hielt, oder ein ander Geistlicher, erklährete darauf das Evangelium, und setzete gleich eine Ermahnung hinzu. Es gaben sich derowegen unsere Leute in etwas zufrieden, daß sie den HErrn JEsum Christum unter dem Brod und Wein nicht anbeten konten. Allein das misfiel ihnen gar sehr, daß sie in diesem Zustande drey Jahre zubringen musten, und zwar so lange, bis sie Florida verliessen, und wieder in christliche Länder kamen.

Das XII. Hauptstück.

Verhalten der Spanier nach der Schlacht, und Mäuterey einiger Soldaten.

Die Spanier blieben acht Tage in den um den Wall zu Mauvila gemachten kleinen Wohnzimmern, und brach-

brachten mit ihrer Verbindung noch funfzehen Tage in den Hütten zu, welche von den Indianern verfertiget worden. Unterdessen sucheten diejenigen, die noch am stärckesten waren, in den auf vier Meilen umher gelegenen Dörfern Lebensmittel auf, und fanden alda eine Menge Hirsen, nebst vielen verwundeten Indianern, ohne einen Menschen anzutreffen, der sich ihrer angenommen hätte. Sie vernahmen nur, daß des Nachts Leute zu ihnen kämen, sie zu verpflegen, welche bey Tage sich wieder in die Wälder begäben. Unsere Soldaten hatten mit diesen armen Barbaren ein grosses Mitleiden, theileten also ihren Vorrath mit ihnen. Weil sich aber die übrigen Indianer versteckt hatten, und man doch gerne wissen wolte, was im Lande vorginge; so streiffeten die Reuter bald hie, bald da hin, um einige Gefangene zu erwischen, bekamen auch wircklich achtzehen bis zwanzig Indianer. Diese frugen sie gleich, ob man sich versamlete, um auf die Truppen einen Anfall zu wagen; da sie denn zur Antwort gaben: Es wären die tapfersten von den ihrigen in der Schlacht umkommen, fünde sich also keiner mehr übrig, der die Waffen ergreiffen könte. Man glaubte dieses ohne viele Mühe. Denn so lange die Spanier in der Gegend um Mauvila waren, hatten sie in ihrem Elende das Glück, daß ihnen die Feinde keine Unruhe machten, welches ihnen sonst in dem gegenwärtigen Zustande sehr schädlich gewesen wäre.

Inzwischen wurde dem Soto hinterbracht, daß Maldonado und Arias mit ihren Schiffen herzu naheten, und man die Küste glücklich entdecket hätte. Er erfuhr auch von den Gefangenen, daß das Meer und die Landschaft Achußi, wo ihr Wunsch hinging, keine dreyßig

Meilen von Mauvila abgelegen wäre. Diese Nachrichten erfreueten ihn sehr, weil er hoffete, die Endschaft seiner Reise bald zu sehen, und sich zu Achußi niederzulassen. Denn er hatte sich vorgenommen, bey dem Hafen, welcher von der Landschaft den Namen hat, eine Stadt zu bauen, daß alle Schiffe da einlauffen könten. Er wolte auch zwanzig Meilen im Lande hinnein noch eine andere anlegen, um die Einwohner zur Annehmung des catholischen Glaubens zu bewegen, und sie almählig unter die spanische Herschaft zu bringen.

In Ansehung dieser guten Zeitung, und weil man aus dem Lager leicht nach Achußi kommen konte, setzete der Feldherr den Caciquen dieser Landschaft, welchen er schon einige Zeit bey sich gehabt, und ganz höflich tractiret hatte, in Freyheit. Er bat ihn, ihm die Ehre seiner Freundschaft stets beyzubehalten: und nachdem er ihm gesaget, er hätte ihn deswegen nicht eher wieder zurück geschicket, weil er besorget, es möchte ihm bey so weiter Entfernung von seinem Lande unter Weges ein Unglück begegnen; versicherte er ihn, daß die Spanier nicht länger Anstand nehmen würden, sich nach seinen Ländern zu begeben. Der Cacique bezeigete hierüber eine grosse Freude, danckete dem Soto mit höflichen Worten für die ihm wiederfahrne gute Begegnung, und versprach, sich zu bemühen, daß er die gegen ihn habende Verpflichtung durch würckliche Dienstleistungen an den Tag legte: worauf er denn seinen Weg nach Achußi nahm. Unterdessen machte die Uneinigkeit, diese Pest der Völcker und Armeen, alle des Feldherrn Anschläge, diese Landschaft zu bevölckern, zu nichte. Denn da sich unter den Truppen einige Soldaten fanden, die Peru erobern helfen, und die, indem ihnen die daselbst gewonnenen

Schä-

Schätze ins Gedächtniß kamen, in Erwegung zogen, daß man dergleichen in Florida nicht würde zu hoffen haben; so konten sie sich unmöglich entschliessen, sich alda wohnhaft niederzulassen. Ueberdem scheueten sie auch noch mehr Beschwehrlichkeiten, und hatten sich von dem Schrecken über die letzte Schlacht noch nicht erholet. Sie sagten: „Man könte die Hofnung nur aufgeben, „so trotzige und streitbare Völcker iemals unter das Joch „zu bringen. Alle Einwohner derer jenigen ungeheuren „Länder, die sie täglich entdecketen, wären so beschaffen. „Diese Barbaren liebten ihre Freyheit alzu sehr, und „würden eher ihr Leben verlieren, als sich den Spa„niern unterwerfen. Bey dem allen wären ihre frucht„barsten Länder nicht der Mühe werth, daß man sich „unglücklicher Weise verzehrete. Weil man nun da„selbst weder Gold noch Silber fünde; so müste man, „so bald man nur die Küste erreichet hätte, den Weg „nach Peru und Mexico nehmen, alwo ieder gleich sein „ansehnliches Glück machen könte„. Diese Reden wurden dem Feldherrn hinterbracht. Weil er sie aber nicht eher glauben wolte, als bis er sie selbst hörete; so ging er einsmals in der Nacht verkleidet umher. Da hörete er nun einen Schatzmeister der Truppen (49), und einige andere betheuren, wie sie, wenn sie bey ihrer Ankunft in dem Hafen Achußi nur Schiffe antreffen würden, nach Neu-Spanien unter Segel gehen wolten, und müde wären, sich für die Eroberung eines elenden Landes aufzuopfern. Diese Worte gingen dem Soto sehr nahe, weil er glaubte, seine Armee würde bey erster Gelegenheit aus einander gehen, und daß seine Absichten eben so unglücklich ablauffen würden, als des Pizarro seine bey der Eroberung von Peru,

(49) Juan Caitan.

welcher nur mit dreyzehen Soldaten in der Insel Gorgona verblieb: worauf es ihm denn nicht möglich seyn würde, neue Truppen anzuwerben, weil er seine Mühe, sein Ansehen, seine Ehre, und endlich alle seine Güter verlohren haben würde. Diese Betrachtungen bewogen den Feldherrn, welcher sehr auf seine Ehre sahe, ganz übereilte und verzweifelte Entschliessungen zu nehmen. Damit nun seine Soldaten dasienige, was er sie sagen hören, nicht ins Werck richten könten, gab er unverzüglich den listigen Befehl, tieffer ins Land hinnein zu gehen, um sich von der Küste zu entfernen, und den Mißvergnügten die Mittel zu benehmen, ihm seine Ehre zu rauben, und den übrigen Theil seiner Armee zu gleichem Aufruhr zu bewegen. Allein dieses Verhalten war die Ursache und der Anfang seines Verderbens, und hatte er seit der Zeit nichts als Unglück. Denn weil es ihn sehr kränckete, daß er alle seine Absichten vergeblich, und sich in seiner Hofnung betrogen sehen solte, so irrete er gleichsam aus Verdruß von einer Seite zur andern, bis er durch seinen Tod alle Frucht seiner angewanten Mühe, seiner Güter, und der Ehre, zur Ausbreitung des Glaubens und Vergrösserung der Crone Spaniens ein Königreich gründen zu können, verlohr. Hätte er hergegen, anstatt sich von der Küste zu entfernen, den Rath seiner klugen Freunde eingeholet, und die vornehmsten Urheber der Mäuterey zur Strafe gezogen; so würde er ohne Mühe die übrigen in ihrer Pflicht erhalten, und vielleicht seine Unternehmung glücklich zu Ende gebracht haben. Da er aber nur seiner Leidenschaft Gehör gab; so verfehlete er eine Sache, die von der äuserſten Wichtigkeit war. Wer also seine guten Freunde nicht zu gehöriger Zeit zu Rathe ziehet, dem gelingen seine Sachen oft gar übel.

Das

Das XIII. Hauptstück.

Von den ehebrecherischen Weibern der Indianer.

Ehe wir aber die Landschaft Tascaluza verlassen, will ich noch erst erzählen, wie nach dieses und des Landes Coza Gesetzen die ehebrecherischen Weiber bestrafet werden. Man hat nemlich in dieser letzten Provinz ein Gesetz, welches bey Lebens Strafe befielet, daß, wenn iemand hinlängliche Anzeigen zu glauben hat, daß eine Frau einen Ehebruch begangen, er deswegen eine Untersuchung anstellen, und sie bey dem Caciquen oder in seiner Abwesenheit bey den Richtern des Orts, anklagen soll. Diese Richter ziehen auf das ihnen geschehene Anmelden eine geheime Erkundigung wieder die angeklagte Personen, und bemächtigen sich ihrer, wenn sie sie schuldig befunden. Hierauf lassen sie bey dem ersten öffentlichen Feste kund machen, daß die Einwohner nach geendigter Mittagsmahlzeit an einem gewissen Orte ausserhalb des Dorfes erscheinen, und sich alda in zwo Reihen gegen einander über stellen sollen. Alsdenn kommen die Richter, wovon sich zween zu Ende der einen Reihe, zween aber unten an die andere stellen. Die ersten befehlen hierauf, daß man die Ehebrecherin vor sie bringe, und sagen alsdenn zu deren gegenwärtigen Manne, daß sie eines liederlichen Lebens überführet worden, und er mit ihr nach der Strenge des Gesetzes handeln könte. Darauf entkleidet sie der Mann gänzlich, und scheret ihr mit einer Art von Schermessern (50), die von Feuersteinen gemacht sind, die Hare ab, welches bey den Völckern der neuen Welt eine schim-

(50) Die Indianer wusten damals noch von keinen Scheren.

schimpfliche und gewöhnliche Strafe ist. Demnächst gehet er, zum Zeichen, daß er seine Frau verstossen, mit ihren Kleidern davon, und überläßet sie der Gewalt der Richter. Zween befehlen darnach der Verbrecherin, vor den in einer Gassenreihe stehenden Personen vorbey, und zu den zweenen andern Richtern zu gehen, um denenselben ihre Uebelthat zu bekennen. Diese gehorchet, und so bald sie zu ihnen komt, saget sie zu ihnen: „Sie wäre des Ehebruches überzeuget, „und zu derjenigen Strafe verurtheilet worden, womit „die Gesetze dieses Verbrechen belegten. Man habe „sie zu ihnen gesant, damit sie nach ihrem Gefallen, „und wie es des Landes Beste erfodere, mit ihr han„deln möchten„. Die Richter schicken sie sogleich mit der Antwort wieder zurück: „Es wäre vernünftig, daß „die Gesetze, die in der Absicht gemacht worden, die „öffentliche Ehrbarkeit zu erhalten, unverletzt beobach„tet würden. Sie bekräftigten also das wieder sie ge„sprochene Urtheil, und beföhlen ihr, künftig ein der„gleichen Laster nicht mehr zu begehen„. Hierauf gehet sie wieder zu den ersten Richtern: da denn die in Reihen stehende Leute sie auszischen, und sich bemühen, durch häuffige Schmähworte ihre Schande zu vermehren. Unterdessen schreiet ihr das häuffig herzukommende, und sie ganz nackend sehende Volck nach. Einige bewerfen sie mit Erdklössen, andere mit Stroh, noch andere aber mit alten Lumpen, Stücken von Matten, und dergleichen Sachen mehr. Das Gesetz befielet dieses zu thun, und man siehet dieses arme Weib nur als einen Schandfleck ihres Geschlechtes an. Nach allen diesem angethanen Uebel verbannen sie die Richter aus dem Lande, und übergeben sie ihren Verwanten, mit dem Befehle, sie bey nachdrücklicher Strafe nicht

wieder

wieder ins Land kommen zu lassen. Die Verwanten nehmen sie alsdenn zu sich, bedecken sie mit einem Mantel, und bringen sie an einen Ort, wo sie kein Indianer des Landes zu sehen bekomt. Zu gleicher Zeit erlauben die Richter dem Manne, eine andere Frau zu nehmen. Auf solche Art werden in Coza die Indianerinnen bestrafet, welche die ihrem Ehegatten schuldige Treue brechen. Allein in der Landschaft Tascaluza strafet man sie noch härter. Vermöge des Gesetzes dieses Landes wird befohlen, daß, wenn man zu einer bestimmeten Stunde iemand in einem Hause aus und ein gehen siehet, und man ihn in Verdacht eines Ehebruches mit der Frau im Hause hat, man nach der Religion des Landes verbunden seyn soll, den Mann von der Aufführung seiner Frau zu benachrichtigen, und mit drey oder vier Zeugen zu erweisen, daß man nichts sage, als was die Wahrheit sey. So bald dieses geschehen, lässet der Mann die Zeugen zusammen kommen, und fräget einen nach dem andern unter erschrecklichen Flüchen wieder denienigen, der etwas falsches angeben würde, und grossen Segenswünschen in Ansehung desienigen, der die Wahrheit entdeckete.

Findet er nun seine Frau hinlänglich überzeuget, daß sie die Treue gebrochen; so führet er sie ausserhalb des Fleckens, bindet sie an einen Baum, oder in die Erde gestecketen Pfahl, und schiesset sie mit Pfeilen todt. Hiernächst begiebt er sich zum Caciquen, oder in dessen Abwesenheit nach dem Richter des Orts, und meldet ihm: „daß er an einem gewissen ausser dem Flecken „gelegenen Orte allererst seine Frau ums Leben gebracht, „weil ihm gemeldet worden, daß sie einen Ehebruch „begangen hätte: er bäte also, die Ankläger zu sich so-

„dern

„dern zu lassen, damit er, wenn das ihr Schuld gege-
„bene Verbrechen seine Richtigkeit hätte, förmlich los-
„gesprochen werden, daferne es aber nicht wahr wäre,
„die nach den Landesgesetzen verordnete Strafe empfan-
„gen möge„. In diesem letzten Falle verordnet das Gesetz, daß die Verwanten der Frau den Mann mit Pfeilen todt schiessen, und er den Hunden und Vögeln vorgeworfen, seine Frau aber zum Zeichen der Unschuld ehrlich begraben werden soll. Wenn die Zeugen bey ihrer Aussage verharren, und einander nicht wiedersprechen, kurz, wenn sie durch tüchtige Anzeigen das angedeutete Verbrechen wahr machen; so wird der Mann losgesprochen, und ihm die Freyheit gegeben, sich wieder zu verheyrathen, auch den Blutsverwanten der Verbrecherin bey Lebensstrafe verboten, ihr keinen Pfeil aus dem Leibe zu ziehen, sie auch nicht zu beerdigen, weil sie andern ein Beyspiel abgeben, und von den wilden Thieren gefressen werden muß. Hieraus siehet man, daß in Florida die ehebrecherischen Weiber scharf gestrafet werden. Allein man hat nicht erfahren können, mit welcher Strafe die Männer, die mit eines andern Weibe die Ehe gebrochen, beleget worden sind. Vielleicht sind die Gesetze daselbst eben so wohl, als bey andern Völckerschaften, gelinder gegen sie gewesen. Ich erinnere mich hiebey, daß eine mir bekante Dame eines Tages sagte: „Die Männer hätten blos ihre „Person in Betrachtung gezogen, wenn sie Gesetze von „dem Ehebruche gegeben, und die Furcht, die sie ohne „Grund von der Untreue der Weiber hegten, hätten „sie bewogen, mit ihnen grausam umzugehen. Wären „aber die Strafen wieder dieses Verbrechen von Per-„sonen ihres Geschlechts gesetzet worden; so würden sie „sich ohne alle Leidenschaft, und so klug dabey aufge-

„führet

„führet haben, daß man auf beyden Seiten keine Ur-
„sache gefunden haben würde, sich zu beklagen„.

Das XIV. Hauptstück.

Einzug der Spanier in die Landschaft Chicaza.

Um aber wieder auf den Soto zu kommen, so verliessen die Spanier, nachdem sie vier und zwanzig Tage in den umliegenden Gegenden von Mauvila geblieben waren, und hinlängliche Kräfte gesamlet hatten, weiter zu gehen, das Land Tascaluza, und gelangete nach dreyen Tagen in die Provinz Chicaza durch zwar unbevölckerte, doch sehr angenehme Oerter. Das erste Dorf, welches sie nach der genommenen Seite zu fanden, lag an einem grossen und tieffen Flusse, der hohe Ufer hatte. Der Feldherr sante alsobald in das Dorf, um die Einwohner zu einem Bündnisse zu bewegen; allein diese gaben trotzig zur Antwort: sie verlangeten den Krieg. In der That, wie unsere Leute sich dem Orte näherten, kam ein Hauffe von 1500 heraus, und that einen Anfall auf sie. Jedoch nach einigen Scharmützeln nahmen die Feinde die Flucht, und zogen sich mit ihren besten Sachen nach dem Flusse, um alda den Uebergang streitig zu machen. Allein unsere Leute trieben sie tapfer in die Enge, so daß einige sich ins Wasser warfen, andere aber mit Nachen über den Fluß setzeten, viele aber hinnüber schwummen, und wieder zu ihren Truppen stiessen, welche wohl aus achttausend Mann bestunden. Sie hatten ohngefehr auf zwo Meilen weit das ienseitige Ufer besetzet, und arbeiteten muthig darauf los, um ihnen das Uebersetzen zu verwehren. Die

Nacht

Nacht darauf begaben sie sich in kleinen Fahrzeugen an das andere Ufer, um die Spanier zu überfallen, welche aber, damit ihnen ihre öfteren Angriffe nicht frey ausgingen, gerade über dem Orte, da die Feinde ans Land stiegen, insgeheim etliche Gräben machten. Hierauf versteckten sie alda einige mit Armbrüsten und Flinten versehene Fußvölcker, und gaben ihnen Befehl, nicht eher auf die Indianer zu schiessen, als bis sie sich von ihren Schiffen entfernet hätten, alsdenn aber ihnen die völlige Ladung zu geben, und mit gebücketem Haupte und blossen Degen einzubrechen: welches denn auch glücklich ins Werck gerichtet wurde. Man trieb sie dreymal wieder in die Schiffe: daher sie, ohne sich durch einen ferneren Uebergang in Gefahr zu setzen, das Ufer blos besetzet hielten. Wie sie nun dieses recht gut ausrichteten, und Soto alle Hofnung fahren ließ, über den Fluß zu kommen; so befahl er, daß hundert in der Zimmerkunst am besten erfahrne Soldaten in ein Gehölze, das eine Meile vom Lager entfernet war, gehen, und alda zwo geräumige Barcken verfertigen solten. Dieser Befehl wurde also vollstrecket, und die Barcken, nebst zweenen Wagen, worauf man sie legte, und die man mit Pferden und Mauleseln fortziehen ließ, in zwölf Tagen fertig gemacht. Die Spanier halfen einander selbst auf dem Wege, und kamen noch vor Tage glücklich an einen Ort des Flusses, alwo sie auf beyden Seiten eine bequeme Ueberfahrt fanden. Hierauf stiessen die übrigen Truppen zu ihnen. Nachdem nun der Feldherr die Barcken auf das Wasser bringen lassen, gab er Befehl, daß zehen zu Pferde, und vierzig zu Fusse in die eine, und eben so viele in die andere Barcke steigen, und, damit es die Feinde nicht verhinderten, in der Geschwindigkeit übersetzen solten. Die Fußvölcker musten

sten

sten rudern, die Reuter aber blieben auf den Pferden sitzen, damit sie gleich fertig wären, den Angrif zu thun, so bald sie nur an das andere Ufer gekommen wären. Unterdessen höreten fünfhundert Indianer, welche auf Kundschaft ausgegangen waren, das Geräusch derjenigen, die über den Fluß setzeten. Sie kamen also eilend herzu, schossen mit Pfeilen häuffig auf sie los, santen nach Hülfe aus, und machten allerwerts Lerm. Unterdessen verlohren die Spanier den Muth nicht, sondern gelangeten, wiewohl grösten Theils verwundet, an das ienseitige Ufer. Die Indianer schossen aber nach ihrem Gefallen auf sie. Die zweyte Barcke entfernete sich zwar etwas von dem Orte des Ueberganges, und konte nur durch vieles Rudern wieder dahin gelangen. Allein diejenigen, welche in der ersten Barcke waren, die schon gelandet war, sprangen ans Land. Sylvester und Garcia, zween kühne und tapfere Ritter, stiegen zuerst heraus, und griffen die Feinde muthig an. Sie trieben sie viermal über zweyhundert Schritte von dem Flusse weg. Wie sie nun sich von neuen ins Treffen begaben, wurden sie von den übrigen Reutern unterstützet: welches denn die Wuth der Barbaren etwas aufhielt, und den Fußvölckern, die sich ihrer Wunden halber aus dem Treffen gemacht hatten, Gelegenheit gab, sich in ein an dem Ufer befindliches Dorf zu begeben. Inzwischen gewann auch die andere Barke den Uebergang: da denn die Soldaten ans Land sprungen, und sich mit denen, die in der Ebene fochten, vereinigten. Fast zu eben der Zeit setzete auch der Feldherr, welcher auf Bitte der Truppen sich wegen der Gefahr noch nicht eingeschiffet hatte, mit achtzig Spaniern über, und verdoppelte durch diese Verstärckung den Muth der übrigen. Die Indianer sahen die An-

zahl ihrer Feinde sich vermehren, und befürchteten, in Stücken gehauen zu werden, wichen also zurück, und begaben sich in einen nahe gelegenen Wald über ihrem Lager, welches ihnen darauf zu Hülfe kam. Wie sie aber gewisse Nachricht erhielten, daß die Spanier fast alle schon über den Fluß gegangen waren; nahmen sie ihren Weg insgesamt wieder nach dem Lager, alwo sie sich bey ihrer Ankunft mit Pallisaden verschanzeten. Unsere Leute, die ihnen in den Rücken fielen, verfolgeten sie hartnäckig, um ihre Arbeit zu verhindern. Allein sie liessen sich davon nicht abhalten, und die kühnesten darunter liessen sich so gar in einen Scharmützel ein. Doch die Reuterey, die weit geschwinder war, als sie, stieß sie mit Lanzen nieder. Mit diesen kleinen Treffen wurde der ganze Tag zugebracht: die Nacht aber blieb man in Ruhe, weil der Feind nicht mehr zum Vorschein kam. Unterdessen seßeten auch die andern Truppen glücklich über.

Das XV. Hauptstück.

Schlacht bey Chicaza.

Nachdem nun die Truppen völlig übergegangen waren, schlugen sie die Barcken entzwey, und huben das Eisenwerck auf, um solches im Nothfalle wieder zu gebrauchen. Hierauf nahmen sie ihren Zug weiter, und gelangeten nach vier Tagen über eine mit Dörfern gleichsam besäete Ebene in die Hauptstadt Chicaza. Diese Stadt bestehet aus zweyhundert Häusern, und lieget auf einem Hügel, der sich von Mitternacht nach Mittag ausbreitet. Sie wird von verschiedenen mit Nuß- Eich- und andern Bäumen beseßeten Flüssen bewäs-

bewässert. Unsere Leute zogen zu Anfang des Decembers 1540 in diesen Platz ein: und weil sie solchen verlassen fanden; so nahmen sie alda die Winterquartiere. Sie baueten so gar, um desto bequemlicher zu wohnen, Häuser von Holz und Stroh, welches sie aus den benachbarten Dörfern holeten. Nach diesem durchstreifeten sie das Feld, und machten verschiedene Gefangene. Allein der Feldherr sante zur Beförderung eines Friedens einige mit Geschencken an den Caciquen wieder zurück, welcher ihn aber mit Hofnung und Entschuldigungen aufhielt, und zu dem Ende ihm ebenfals Früchte, Fische, und Vogelwildpret verehrete. Unterdessen kamen alle Nachte Indianer, welche unsere Leute häuffig beunruhigten. So bald aber diese sich nur blicken liessen, zogen sie sich zurück, und stelleten sich furchtsam und verzagt, um nur die Spanier dadurch zu bewegen, sie verächtlich zu halten, auch um solche alsdenn, wenn sie sie würcklich angriffen, viel leichter zu überwinden. Endlich aber schämeten sie sich aller dieser Verstellungen, und daß sie ihre Herzhaftigkeit so lange Zeit verborgen gehalten; beschlossen dahero, durch die Niederlage unserer Truppen Proben davon abzulegen. Dieserwegen rücketen sie zu Ende des Jenners 1541 in einer Nacht, da ihnen der Nordwind günstig war, in dreyen neben einander stehenden Hauffen hundert Schritte von den spanischen Vorwachten an. Der Cacique führete vor der Spitze des mittelsten Hauffens die Völcker zum Angrif der Stadt an, und ließ zu gleicher Zeit die Pfeifen, Hörner, und Trommeln erschallen. Die Barbaren erhuben hierauf ein entsetzliches Geschrey, und thaten mit der Fackel in der Hand auf unsere Leute einen Anfall. Diese Fackeln, die so helle, als Wachsfackeln, brannten, waren von einem gewissen Kraute gemacht,

das in diesem Lande wächset, und, wenn es zusammen gedrehet und angezündet wird, das Feuer so gut, als eine Lunte, erhält, auch, fals man es beweget oder schüttelt, eine sehr helle Flamme von sich wirft. Ausser diesen Fackeln, deren sie sich im Treffen bedieneten, banden sie auch unten an ihre Pfeile vorgedachtes angezündetes Kraut, schossen damit in die Stadt, und steckten auf solche Art die Häuser gar leicht in den Brand, weil solche nur von Stroh gemacht, und ihnen der Wind sehr günstig war. Ein so ausserordentlicher und unvermutheter Anfall machte zwar unsere Leute bestürzt; benahm ihnen aber doch den Muth nicht. Sie thaten allenthalben Wiederstand. Soto theilete alle Befehle aus, die er in dieser erschrecklichen Verwirrung nur geben konte, stieg mit einem Helm auf dem Haupte, mit der Lanze in der Hand, und einem Panzer auf dem Leibe, zu Pferde, und ritte aus der Stadt, um den Barbaren herzhaft den Kopf zu bieten. Es kamen ihm in kurzer Zeit zehen bis zwölf tapfere Ritter, und endlich auch viele Fußvölcker zu Hülfe, die ihre Herzhaftigkeit zeigeten, obgleich der Wind Feuer und Dampf auf sie los trieb. Einige krochen auf allen vieren unter den wüthenden Flammen, welche auch ihren Posten ergriffen hatten, hin, und stiessen glücklich zum Feldherrn; andere aber lieffen nach den Krancken, und entkamen mit einem Theile von ihnen auf das Feld, doch wurde der andere Theil, bevor man ihm zu Hülfe kommen konte, durch das Feuer aufgerieben.

Die Reuter bemüheten sich ebenfals, sich aus der Gefahr zu retten. Einige, welche befürchteten, darin umkommen zu müssen, liessen ihre Pferde stehen; andere aber seßeten sich ohne Sattel darauf, und begaben sich zum

zum Feldherrn, welcher am ersten die Ehre gehabt hatte, einen Barbar mit eigener Hand umzubringen. Unterdessen gingen die Indianer, ausgenommen der Haufe des Caciquen, durch Hülfe des Feuers in die Stadt, und brachten grausamer Weise Menschen und Pferde um. Vierzig bis funfzig Soldaten wurden von ihrer Wuth so erschrecket, daß sie zu einer seit der Ankunft der Truppen in Florida noch nie erhörten Schande verzagter Weise die Flucht nahmen. Tovar, der ihrer gewahr wurde, lief mit blossem Degen hinter ihnen an, und schrie ihnen aus vollem Halse zu: „Sie solten geschwinde wieder auf den Feind losgehen, sonst wäre „keine Rettung für sie, weil sie solche lediglich in ihrer „Herzhaftigkeit finden könten„. Guzman kam an der Spitze von dreyßig Soldaten aus einem andern Viertheile der Stadt darüber herbey, verlegte diesen Flüchtlingen den Weg, schalt ihre Feigheit, und ermahnete sie so nachdrücklich, wiederum Ehre einzulegen, daß sie zur Reue gebracht wurden. Sie wanten sich also zu ihrer vorigen Pflicht, kehreten mit ihm und dem Tovar wieder nach der Stadt um, und trieben alle ihnen aufstossende Barbaren sehr muthig vor sich hin. Zu eben der Zeit kam auch Vasconcellos mit vier und zwanzig portugiesischen Reutern heraus, und grif die Indianer gleichfals an. Endlich trieben sie solche durch unaufhörliche Anfälle bis an den Hauffen des Caciquen zurück, alwo der Streit am heftigsten war, und diejenigen, welche dem Soto zu Hülfe gekommen, sich als rechtschaffene Soldaten hielten. Nichtsdestoweniger wanten sie auf die Ankunft ihrer Verstärckungsvölcker neue Kräfte an. Der Feldherr nahm es mit einem Indianer auf, welcher sich im Gefechte vor andern hervor that, drang auf ihn ein, verwundete ihn, und ver-

doppelte seine Streiche, weil er ihm das Leben noch nicht genommen hatte. Als er aber, um ihn vollends hinzurichten, auf die Steigbügel trat, machte sein schwehrer Leib und die heftige Bewegung, daß der Sattel, den man aufzugürten vergessen hatte, sich umdrehete, und er mitten unter die Feinde zu Boden fiel. Die Spanier, die ihn in Gefahr sahen, eileten ihm mit gebücketem Kopfe zu Hülfe, und stritten mit so grossem Muthe, daß sie ihn retteten. Sie brachten ihn so gleich wieder auf das Pferd; da er sich denn von neuen ins Treffen begab. Inzwischen mercketen die Indianer, daß unsere Soldaten von allen Seiten auf sie eindrangen; zogen sich derowegen zurück, und fingen nur bisweilen den Streit wieder an. Wie sie aber endlich sahen, daß sie bald unter liegen würden; riefen sie einander mit grossem Geschrey zu, sich zurück zu ziehen, und nahmen die Flucht. Der Feldherr verfolgete sie mit der Reuterey so weit, als er von der Helle des Feuers sie sehen konte. Hernach ließ er zum Abzug blasen, und begab sich wieder in die Stadt, um zu sehen, was die Barbaren binnen zwo guten Stunden, so lange der Streit gedauret, alda für Verwirrung angerichtet hätten. Er fand vierzig Soldaten getödtet, viele Pferde verwundet, und funfzig todt, darunter einige, die man abzulösen nicht Zeit gehabt, an den Krippen, an welche sie mit eisernen Ketten am Hauptgestelle gebunden waren, verbrant worden. Ueberdem wurden auch fast alle Schweine, ausser einigen, die aus dem Stalle mit Gewalt gebrochen waren, vom Feuer verzehret: welches ihnen um desto näher ging, da sie bey dem damaligen Fleischmangel für die Krancken aufbehalten worden.

Car-

Carmona, der diesen besondern Umstand erzählet, setzet noch hinzu, daß ein ieder Indianer drey Stricke bey sich gehabt, eines, um ein Schwein daran zu binden, das andere aber für ein Pferd, und das dritte, einen Soldaten damit fortzuschleppen. Allein der Tod der Franciſca Heneſtroſa, welches die einzige Spanierin war, die der Armee folgete, betrübete unſere Leute am meiſten. Sie war eine Frau des Ferdinand Batiſta, und lag eben in Kindesnöthen, als die Feinde Lerm machten. Ihr Mann, welcher sehr tapfer war, dachte damals weiter auf nichts, als nur ſolche zurück zu treiben. Wie er aber wieder aus dem Treffen kam, ſahe er, daß ſeine Frau, welche ſich nicht retten können, im Feuer umkommen war. Franciſco Henriquez, ein armſeliger Soldat, war in ſeinem Elende weit glücklicher. So matt er auch unter den Krancken da lag; ſo rettete er ſich doch aus dem Feuer. Als er aber eben in der Flucht begriffen war; ſchoß ihn ein Indianer mit einem Pfeile in den Unterleib, und warf ihn dadurch zur Erde, alwo er über zwo Stunden liegen blieb. Nichtsdeſtoweniger wurde er von ſeiner Kranckheit und faſt tödtlichen Wunde wieder geheilet. Es war alſo wohl eine ſeltſame Sache, daß ein elender Menſch allen ſeinen Uebeln entkam, da ſo viele brave Leute das Leben verlohren.

Das XVI. Hauptſtück.

Was die Spanier nach der Schlacht vorgenommen haben.

Nachdem man nun die Todten ehrlich zur Erde beſtattet, und für die Verbindung der Verwundeten

Befehl gegeben hatte; begab man sich auf den Kampfplatz, woselbst man ein grosses Pferd mit einem Pfeile gewahr wurde, welcher mitten durch den Rücken gegangen war, und vier Finger lang auf der andern Seite wieder heraus ging. Man fand auch noch einige, die durch die Gedärme geschossen, und funfzehen, die mitten ins Herz getroffen worden, unter denen denn vieren zween Pfeile durch und durch gegangen waren. Drey Tage hernach befahl der Feldherr, aus Furcht, es möchten die Feinde, die nur hundert Mann verlohren hatten, von neuen einen Anfall wagen, auf eine Meile weit ins Land zu gehen, damit die Soldaten Holz und Stroh suchen, und einen Flecken aufbauen möchten, welcher Chicacilla genant wurde. Sie machten geschwinde eine Schmiede von Bärenfellen und Flintenläuffen zu rechte, und verfertigten Lanzen, runde Schilde, und andere nothwendige Waffen. Hier war es nun, da der Feldherr die Bedienung des Moscoso dem Gallego gab. Denn als er sich nach dem Verhalten der Officiers im Lager erkundiget hatte; erfuhr er, daß Moscosco seiner Pflicht schlecht nachgekommen, und eines Theils Schuld war, daß die Indianer die Spanier überfallen, und bey nahe überwunden hatten. Und in der That, wenn nicht eine gewisse Ordensperson und einige Privatleute sie bewogen hätten, sich wieder ins Treffen zu begeben; so hätten die Barbaren, welche für ihre Ehre und des Landes Freyheit fochten, den Sieg davon getragen. Da nun diese sich schämeten, daß sie die Flucht genommen hatten; so kamen sie drey Tage hernach wieder, um unsere Leute von neuen anzufallen, und waren entschlossen, entweder zu siegen, oder mit Ehren zu sterben. Allein wie sie nur noch zween Flintenschüsse vom Lager waren; fiel ein so starcker Regen, daß die

Sen-

Sennen an ihren Bögen ganz naß, und sie genöthiget wurden, wieder zurück zu kehren. Unsere Leute wurden von diesem Vorhaben durch einen Indianer, den man den folgenden Morgen gefangen bekam, benachrichtiget; fürchteten sich also für einen abermaligen Brand, und stelleten sich ausserhalb dem Flecken in Schlachtordnung, hin und wieder aber Schildwachten aus. Nichtsdestoweniger kamen die Barbaren doch alle Nachte, und fielen sie mit grossem Geschrey an verschiedenen Orten an. Sie tödteten einen Soldaten nach dem andern, oder verwundeten bald dieses bald jenes Pferd. Die Spanier, die sie tapfer zurück trieben, machten deren zwar auch viele nieder; iedoch verlohr der Feind dadurch den Muth nicht. Soto, der sich vor ihren Anfällen in Sicherheit setzen wolte, sante alle Morgen Partheyen zu Fusse und zu Pferde ins Feld, die alle ihnen vorkommende Indianer niedermetzelten, und nicht eher, als nach der Sonnen Untergang, zurück kamen, dabey auch versicherten, daß man auf vier Meilen um das Lager herum keinen Landeseinwohner lebendig finden würde. Allein die feindlichen Hauffen kamen, welches zu verwundern ist, vier bis fünf Stunden hernach, und lagen den unsrigen mit beyderseitigem Verluste in den Eisen. Es trug sich aber unter währenden diesen Scharmützeln weiter nichts merckwürdiges zu, als daß einsmals in der Nacht das Viertheil des Guzmans von einem Hauffen Indianer angefallen wurde. Dieser Hauptman kam alsobald mit fünf Reutern heraus, um ihnen den Kopf zu bieten, und gab seinem Fußvolcke Befehl, ihm zu folgen. In dem Augenblicke nun, da die Feinde ihre Fackeln anzündeten, gingen unsere Leute auf sie los. Guzman that auf den Fahnenträger einen Anfall, und wolte ihm mit der Lanze eines versetzen. Allein der

Indianer wich dem Stosse aus, ergrif die Lanze, riß sie dem Guzman aus den Händen, und schmieß ihn, ohne seine in der lincken Hand haltende Fahne zu verlassen, hinten vom Pferde herunter. Unsere Soldaten kamen ihm aber gleich zu Hülfe, brachten ihn in Sicherheit, und schlugen den feindlichen Hauffen, obgleich nicht ohne Verlust, in die Flucht. Zwey Pferde wurden verwundet, und eben so viele getödtet, welches denn die Freude, ihren Hauptman aus der Gefahr errettet zu haben, in etwas verminderte.

Das XVII. Hauptstück.

Erfindung wieder die Kälte.

Ohngeachtet der unaufhörlichen Anfälle der Indianer blieben doch die Spanier bis zum Ausgange des Merzes in ihrem Posten. Sie stunden daselbst grosse Kälte aus, weil sie die Nacht in den Waffen waren, und die meisten keine Schuhe, und nur elende Beinkleider von Gemsfellen an hatten. Sie wären also allem Ansehen nach vor Kälte gestorben, wenn es Juan von Vego nicht gethan hätte, von dem ich alhie noch etwas erzählen will, ehe ich dererienigen guten Dienste Meldung thue, die er ihnen bey dieser Gelegenheit leistete. Man hielt den Vego für einen einfältigen Soldaten. Nichtsdestoweniger war er leutselig, und bisweilen auch ganz angenehm. Dieserwegen hatte man an seinen Scherzen Gefallen, und that ihm dann und wann einen kleinen Possen an. Vornemlich aber hatte Porcallo von Figueroa seine Lust mit ihm. Denn er hatte mit ihm zu Havana einen solchen Spaß, daß er, um ihn darüber zu frieden zu stellen, ein Pferd verehrete,

rete, für welches ihm in Florida 7000 Thaler geboten wurden, die er von dem ersten Metalle, das alda würde geschmolzen werden, zu heben haben solte. Allein Viego wolte solches nicht annehmen, und es wurde auch nichts geschmelzet. Er erfand aber folgendes für ihn und seine Gefährten. Wie er nemlich sahe, daß sie für Kälte nicht länger zu bleiben wusten, und man im Lager viel recht gutes Stroh hatte; machte er sich eine vier Finger dicke, lange, und nach Proportion breite Matte, von welcher die eine Helfte ihm zur Matratze, die andere aber zur Decke dienete. So bald er merckete, daß diese Erfindung ihn vor der Kälte schützete; machte er für die Soldaten, die ihm daran arbeiten halfen, und von denen es immer einer dem andern zuvor thun wolte, noch mehr Matten. Vermittelst dieser Matten, die man in die Hauptwachen und Waffenplätze brachte, konten die Spanier der Kälte leicht wiederstehen. Sie brachten also ausser dem Herzeleid, das ihnen die Barbaren anthaten, den Winter ohne Beschwehrlichkeit zu. Denn sie hatten Früchte und grossen Hirsen im Ueberflusse, und es fehlete ihnen nichts, was nur zum Lebensunterhalt nöthig war.

Ende des ersten Buches.

Das

✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡✡

Zweytes Buch.

Bestürmung der Festung Alibamo. Tod vieler Spanier in Chisca. Oeffentlicher Umgang, bey welchem man das Kreutz angebetet. Krieg zwischen zweenen Caciquen. Erfindung, um Salz zu machen. Einwohner von Tula, und Winterlager der Truppen in Utiangue.

Das I. Hauptstück.

Angrif der Festung Alibamo.

Nachdem sich der Feldherr mit seinen Hauptleuten vier Monathe in der Landschaft Chicaza aufgehalten hatte, nahmen sie im Jahr 1541 zu Anfang des Aprils einen freudigen Abzug, und marschireten den ersten Tag vier Meilen durch ein mit vielen aus funfzehen bis zwanzig Häusern bestehenden Dörfern besetztes Land. Sie schlugen eine Viertelmeile von diesen Wohnungen ihr Lager auf, in der Meinung, endlich einmal ein wenig auszuruhen. Allein die Sache kam ganz anders. Denn nachdem die zur Entdeckung vorausgesanten Leute gemeldet hatten, daß ziemlich nahe bey dem Lager eine Festung wäre, in welcher ohngefehr vier tausend Mann zu seyn schienen; ritte der Feldherr mit funf-

funfzig zu Pferde zu ihrer Auskundschaftung eilend aus, und sagte nach seiner Zurückkunft zu seinen Hauptleuten: „Man müste noch vor einbrechender Nacht alle Barbaren da heraus iagen. Das wären recht rasende „Leute, die sie über die Maße verfolgeten, und sie mit „alzu grossem Stolze verachteten. Sie wären also „ihrer Ehre wegen verpflichtet, solche zu züchtigen, und „ihnen mit Verlust ihres Lebens die Tapferkeit der „Spanier kennen zu lehren. Kurz, man müste ihnen „mit desto grösserer Herzhaftigkeit ihren Aufenthaltsort „wegnehmen, da sie die Truppen die ganze Nacht mit „beständigen Scharmützeln beunruhigten„. Alle Officiers fielen der Meinung ihres Feldherrn bey, welcher denn einen Theil der Armee zur Verwahrung des Lagers zurück lies, und mit dem andern nach der Festung, die Alibamo genant wurde, ging. Diese Festung war ein Viereck von vier Reihen Pallisaden, deren iede vierhundert Schritte lang, und zween breit war. Die erste von allen hatte drey so niedrige Thore, daß ein Reuter da nicht durchkommen konte. Das eine war in der Mitte, die beyden übrigen aber in den Winckeln. Gerade gegen diesen Thoren über fand man drey andere in ieder Reihe Pallisaden, damit man sich nach dem Verluste der forderstèn in den folgenden noch vertheidigen könte. Die Thore der letzten Pallisaden gingen nach einem kleinen Flusse zu, über welchen einige schlechte Brücken geschlagen waren, und der an einigen Orten sehr tief war, und so hohe Ufer hatte, daß man nicht einmal mit einem Pferde hinüber setzen konte. Die Indianer hatten diese Festung auch so gebauet, daß sie vor der Reuterey gesichert wären, und die Spanier genöthiget würden, zu Fusse zu fechten. Denn vor den Fußvölckern fürchteten sie sich nicht. Wie man nun

nun diesem Platze näher kam; befahl der Feldherr hundert wohlbewafneten Reutern, vom Pferde zu steigen. Nachdem er sie nun in drey Hauffen abgetheilet; gab er zum Angrif, und daß sie von den Fußvölckern unterstützet werden solten, Befehl. Guzman ging gerade auf das erste Thor zu, Cardenioſa auf das zweyte, und Sylvester auf das dritte, und alle drey befanden sich vorne an der Spitze ihrer Leute. Die Belagerten thaten alsobald aus iedem Thore mit hundert Mann einen Ausfall. Sie hatten grosse Federn auf dem Haupte, und, um desto schrecklicher zu seyn, das Gesichte und die Arme Bindenweise mit verschiedenen Farben bemahlet. Sie griffen die Spanier tapfer an, und verwundeten gleich anfangs den Diego von Castro und Pedro von Torres, die den Sylvester, welchem Reinoso geschwinde zu Hülfe kam, an der Seite waren. Ludewig von Bravo, welcher vor dem zweyten Hauffen nahe bey dem Guzmann war, wurde ebenfals mit einem Pfeile ins Bein geschossen. Cardenioſa sahe neben sich den Francisco von Figueroa, welcher mit dem Bravo an einerley Orte verwundet wurde, niederfallen. Die Indianer zielten gemeiniglich unten nach den Füssen, weil die Spanier anderswo von ihren Pfeilen nicht getroffen werden konten. Weil aber diese mit Feuersteinen bewafnet, und die davon empfangene Wunden viel schlimmer zu heilen waren, als andere; so ging ihnen Cardenioſa mit seinen Gefährten so nahe auf die Haut, daß diese ihre Pfeile nicht mehr gebrauchen konten, und von ienen bis an die Thore immer vor sich hin getrieben wurden. Nunmehr begab sich auch der Feldherr mit funfzig Reutern ins Treffen, bekam aber vorne an den Helm einen so gewaltigen Pfeilschuß, daß der Pfeil einer Piken hoch zurückprallete. Doch dieses

bestür-

bestürzete ihn nicht, sondern er trieb die Indianer so tapfer vor sich hin, daß sie sich geschwinde in die Festung zu werfen gezwungen wurden. Weil aber die Thore enge waren, und nur zween neben einander hinnein gehen konten; so richtete man ein grosses Blutbad an, und kam in dem Gedränge mit ihnen zugleich hinnein. Damals wurden die Spanier durch die Erinnerung des ihnen angethanen Uebels noch hitziger, setzeten ihnen noch heftiger zu, und machten eine grosse Anzahl nieder. Die in Unordnung gebrachten Feinde verliessen darauf die Festung. Einige sprangen über die Pallisaden, und fielen den Reutern in die Hände, welche noch nicht abgestiegen waren, und sie mit Lanzen todt stiessen: andere aber lieffen über die Brücken, und drengeten sich dergestalt, daß sie einander ins Wasser stürzeten. Viele, die alzu hitzig verfolget wurden, und an die Brücken nicht kommen konten, sprangen in den Fluß, und stelleten sich an dem Ufer in Schlachtordnung. In dem Augenblick trat einer von diesen Indianern aus dem Hauffen hervor, und soderte den tapfersten Armbrustschützen unter den Spaniern heraus, um sich mit ihm zu schlagen. Juan von Salinas nahm die Ausfoderung unerschrocken an, verließ den stärckesten Hauffen, der hinter den Bäumen Schußfrey stand, und stellete sich nach der unteren Seite des Flusses gerade gegen seinen Feind über, welcher so wohl, als er, mit keinem Schilde versehen war. Hierauf machten sie sich zum Streit fertig, und schossen los. Der Spanier traf den Indianer in die Brust, der Indianer aber dem Spanier etwas unter dem Ohre, und schoß ihn dergestalt in den Hals, daß der Pfeil auf beyden Seiten gleiche weit hervor ragete. So bald die Indianer ihren Kerl wancken sahen, lieffen sie zu

ihm,

ihm, und brachten ihn weg. Unterdessen wurde der Feldherr über ihren Wiederstand verdrießlich, wadete über der Festung durch den Fluß, brachte die Reuterey zusammen, grif sie an, und verfolgete sie bis in die Nacht. So wohl in der Festung, als anderwerts, kamen der Feinde über zweytausend um, von den Spaniern aber drey Soldaten, Castro, Torres, und Figueroa, welche ein wenig nach der Schlacht an ihren Wunden sturben, und sehr bedauret wurden. Sie bekamen aber so viele Verwundete, daß sie, nachdem sie von der Verfolgung der Feinde wieder zurück gekommen waren, genöthiget wurden, ihrer Verbindung wegen vier Tage in der Festung zu bleiben.

Das II. Hauptstück.

Tod vieler Spanier aus Mangel des Salzes.

Ehe ich aber weiter gehe, will ich bey dieser Gelegenheit noch erzählen, daß die Spanier damals, wie sie in Tascaluza kamen, viele von ihren Gefährten aus Mangel am Salze verlohren. Anfänglich überfiel diejenigen, die dessen am meisten benöthiget waren, ein gefährliches Fieber, das ihnen die Eingeweide entzündete, so daß sie nach drey oder vier Tagen so übel rochen, daß man auf funfzig Schritte mit den von ihnen gehenden Gestanck nicht ertragen konte. Nachdem sie sich nun mit dieser Kranckheit einige Zeit gequälet hatten, musten sie ohne alle Hülfe sterben. Die meisten von denen aber, die über einen so fremden Zufall erstaunten, nahmen ihre Zuflucht zu dem Verwahrungsmittel der Indianer, die sich vermittelst eines gewissen Krau-

Krautes, das sie verbranten, und dessen Asche sie unter die Speise und das Getränke mischeten, vor der Fäule gesicherten. Diejenigen Spanier, die dieses Hülfsmittel nicht zur Hand nahmen, und sich einbildeten, es wäre ihnen schimpflich, mit den Barbaren einerley Arzeney für ihre Erhaltung, zu gebrauchen, sturben unglücklicher Weise dahin. Denn ob man ihnen gleich in ihrer Kranckheit Hülfsmittel gebrauchete; so halfen sie ihnen doch nichts, weil sie nur die fernere Fäulniß verhinderten, diejenige aber, die schon würcklich da war, nicht heilen konten. Es starben also von den Spaniern innerhalb Jahres Frist, da man kein Salz hatte, über sechzig Personen.

Es wird hieselbst, meiner Meinung nach, auch nöthig seyn, zu melden, daß man in allen Landschaften von Florida eine ganz unterschiedene Sprache redet, und Soto ausser dem Ortis noch dreyzehen bis vierzehen Dollmetscher hatte, um mit denen Caciquen zu sprechen. Hatte man nun mit denen Caciquen eine Unterhandlung; so stelleten sich die Dollmetscher, nachdem sie einander verstunden, in eine Reihe, sprachen einander immer die Worte zu, bis es an den am Ende stehenden Ortis kam, der denn alles dem Feldherrn hinterbrachte. Es hatten also unsere Leute viele Mühe, die besondere Beschaffenheit der Länder, durch welche sie kamen, zu erfahren: da es hergegen den Indianern leicht wurde, die Sprache unserer Truppen zu lernen. Denn wenn sie nur zween Monathe mit ihnen umgangen waren; so konten sie schon das, was man zu ihnen sagte, verstehen, und von demjenigen, was am meisten vorzukommen pfleget, reden. Waren sie aber fünf bis sechs Monathe bey der Armee beständig geblieben; so

konten sie bereits Dollmetscher abgeben, weil sie die spanische Sprache völlig verstunden, und sich leicht darin ausdrücken konten: welches denn dem Feldherrn die Mühe erleichterte, sich nach allem zu erkundigen. Hieraus kan man nun sehen, daß die Einwohner von Florida mehr Verstand haben, als man es sich wohl einbildet.

Das III. Hauptstück.

Die Truppen kommen in Chisca an, und machen mit dem Caciquen Friede.

Nunmehro aber will ich meine Geschichte wieder vor die Hand nehmen. Als die Spanier Alibamo verlassen hatten; zogen sie durch eine Wüste immer gegen Mitternacht, um sich desto weiter von dem Meere zu entfernen, und bekamen in dreyen Tagen die Hauptstadt Chisca, welche mit der Landschaft und dem Landesherrn einerley Namen führet, zu Gesichte. Diese Stadt lieget nahe bey einem Flusse, welchen die Indianer Chucagua nennen, und der der gröste von allen ist, den unsere Leute in Florida gesehen haben. Die Einwohner in Chisca, welche wegen eines mit ihren Nachbaren führenden Krieges von der Ankunft der Truppen nicht benachrichtiget worden, wurden ganz unvermuthet überfallen. Die Spanier plünderten sie, und nahmen viele gefangen. Die übrigen begaben sich in die Flucht, einige nach einem zwischen der Stadt und dem Flusse gelegenen Holze, andere aber nach dem Hause des Caciquen, welches auf einer Höhe lag, von da her man die ganze Stadt im Zaum halten konte. Dieser Herr war alt, und lag damals kranck und fast ganz kraftlos auf seinem

einem Bette. Er war klein von Person, und von so lendem Ansehen, daß man niemals im Lande seines gleichen gesehen hatte. Nichtsdestoweniger stund er, uf Vernehmung des Lerms, und wie er hörete, daß eine Unterthanen geplündert und gefangen genommen vürden, vom Bette auf, ging mit einer Streitaxt in er Hand aus seinem Zimmer, und drohete allen denen en Tod, welche ohne seinen Befehl in seine Länder ekommen wären. Wie er aber eben aus dem Hause ehen wolte, um selbst sich den Spaniern entgegen zu tellen; hielten ihn seine Frauen mit Hülfe einiger von einen dahin geflüchteten Unterthanen zurück. Sie stelleen ihm mit weinenden Augen vor: „Wie er kranck, und ohne Truppen wäre; wie seine Unterthanen in Unordnung gebracht worden, und zu fechten nicht im Stande, diejenigen aber, mit denen er es zu thun hätte, starck, in guter Ordnung, und sehr zahlreich wären, und auf so schnellen Thieren ritten, daß man ihnen niemals entlauffen könte. Man müste also eine bequeme Gelegenheit abwarten, sich zu rächen, und unter einer scheinbaren äuserlichen Freundschaftsstellung die Feinde betriegen, um seinem und seiner Unterthanen Verderben vorzukommen„. Durch diese Betrachungen wurde Chisca aufgehalten. Allein er war über as von den Spaniern ihm angethane Unrecht so erbitert, daß er die Abgeordneten des Feldherrn, die ihn m Frieden baten, nicht anhören wolte, sondern ihnen en Krieg ankündigte, mit dem Zusatze, er hoffete, in urzer Zeit ihren Heerführer, und alle, die ihn begleieten, ums Leben zu bringen. Nichtsdestoweniger ferigte Soto, ohne sich darüber zu verwundern, andere Personen an ihn ab, die die anfangs angerichtete Unordnung entschuldigen, und bey ihn um den Frieden noch

ferner anhalten solten. Die Ursache, die den Soto hier zu bewog, war, daß er sahe, wie die Truppen verdrieß lich wurden, unaufhörlich zu streiten, und sich mit kran cken Menschen und Pferden schleppen muſten; wie sie innerhalb dreyen Stunden bey die viertausend wohl bewafnete Männer zu dem Caciquen versamlet hatten und sich dem Ansehen nach eine noch viel gröſsere Anzahl bey ihm einfinden würde. Ueberdem war auch die Lage des Orts den Indianern sehr bequem, den Spaniern aber wegen der um die Stadt gelegenen Holzung, wes halber man sich der Reuterey nicht bedienen konte, sehr ungelegen. Endlich sahe Soto auch wohl ein, daß an statt, durch den Krieg weiter zu kommen, sie sich von Tage zu Tage selbst aufrieben. Dieses alles trieb den Feldherrn zum Frieden an. Allein die meisten Indianer, die, sich hierüber zu berathschlagen, zusammen gekommen waren, hatten ganz wiedrige Absichten. Einige riethen den Krieg, weil sie glaubeten, es sey kein ander Mittel, ihre Güter wieder zu erlangen, und ihre Gesellen von der Gewalt der Spanier zu befreyen. „Man hätte sich, sagten sie, vor solchen Leuten nicht zu „fürchten. Der Friede, den sie so heftig verlangeten, „wäre ein sicheres Merckmahl ihrer Zaghaftigkeit. Es „müste ihnen also durch ein Treffen die Herzhaftigkeit „derjenigen gezeiget werden, die sie allererst angefallen „hätten, damit kein Fremder in Zukunft die Kühnheit „hätte, in ihre Länder zu kommen„. Allein die übri gen behaupteten: „Der Friede wäre das einzige Mittel, „wieder zu ihren Gütern zu gelangen, und ihre Gefan „gene zu erhalten. Lieſse man es auf ein Treffen an „kommen; so müste man ein noch gröſseres Unglück, „als das erste, befürchten, nemlich das Feuer, das Ver „derben ihres Getreides, welches annoch unversehret

„geblie-

geblieben, den gänzlichen Untergang des Landes, und den Tod vieler von ihren Leuten. Weil die Feinde durch so viele beschwehrliche Gefährlichkeiten und tapfere Völcker zu ihnen durchgedrungen wären; so könte man an ihrer Unerschrockenheit nicht zweifeln. Man müste also ohne andere Proben sich zum Frieden bewegen lassen. Solte solcher denn schädlich seyn; so würde man ihn alsdenn mit weit grösserem Vortheil brechen, als ietzo den Krieg führen können„. Diese Meinung behielt die Oberhand. Der Cacique erbarg seinen Zorn, und frug die Abgeordneten des eldherrn, was sie vermittelst des Friedens, wornach ein so grosses Verlangen bezeugeten, zu haben wünheten. Diese gaben zur Antwort: Die Einquartirung der Stadt, und Lebensmittel, um weiter zu kommen. hisca willigte in alles; doch solten sie seine gefangene nterthanen wieder in Freyheit setzen, das geraubete ieder hergeben, und in sein Haus nicht kommen, sonst nten sie sich nur zu einem heftigen Streit gefaßt machen. ie Spanier nahmen mit diesen Bedingungen den Frien an. Sie liessen des Chisca Unterthanen los, weil ihnen an Indianern, die ihnen aufwarteten, nicht feh-e, und gaben alle Beute, die nur in schlechten Gemslen, und einigen geringschätzigen Mänteln bestunden, ieder zurück. Hierauf verliessen die Indianer mit den ch habenden Lebensmitteln die Stadt, die Spanier er blieben daselbst sechs Tage, um ihre Krancken zu rpflegen. An dem letzten Tage erhielt Soto vom hisca die Erlaubniß, ihn in seinem Hause zu besuchen, ttete ihm für die den Truppen erwiesene Gunst Danck , ging darauf wieder weg, und verfolgete den andern Morgen seine Entdeckung.

Das IV. Hauptstück.

Was sich mit den Spaniern von Chisca bis Casquin zugetragen hat.

Als die Truppen aus der Landschaft Chisca kamen gingen sie immer an dem Flusse hinnauf. Sie legten binnen vier Tagen wegen der Krancken nur zwölf Meilen zurück, und gelangeten an einen Ort, wo man durch das Wasser kommen konte, weil es sehr leicht war, sich selbigem zu nähern, und anderwerts der Fluß auf beyden Seiten mit einem dicken Gehölze umgeben, auch das Ufer so abhängig war, daß man da weder hinnauf noch herab steigen konte. An diesem Orte hielten sie sich ein etwas auf, um einige Barcken zu verfertigen. Bey ihrer Ankunft liessen sich an dem andern Ufer ohngefehr sechs tausend wohlbewafnete Indianer mit Fahrzeugen sehen, um ihnen den Uebergang streitig zu machen. Allein den folgenden Tag kamen viere von den ansehnlichsten unter dem Hauffen im Namen ihres Caciquen zu dem Feldherrn. Nachdem sie sich nun gewöhnlichermassen gegen ihn geneiget, bewillkommeten sie ihn, und baten sich den Frieden und seine Freundschaft aus.

Soto empfing sie mit Freuden, und sante sie wohl vergnügt wieder zurück. Dieserwegen leisteten auch diese vier Indianer den Spaniern die zwanzig Tage über, da sie sich an dem Ufer des Flusses aufhielten, bey dem Caciquen alle nur ersinliche Dienste. Unterdessen war es doch nicht möglich, ihn zu bewegen, ins Lager zu kommen, und er entschuldigte sich beständig auf allerhand Art. Man kam also auf die Gedancken, daß ihn die bloß Furcht dazu angetrieben, iemand an den Feldherrn abzuschi

zuschicken, und er dadurch auch die Verheerung seines Landes verhindern wollen. Denn weil die Zeit der Ernte herannahete, und solche sich ungemein wohl anließ; so würde ihm selbiges ein empfindliches Mißfallen erwecket haben.

Die Spanier brachten, weil iederman mit Hand anlegte, in vierzehen Tagen zwo Barcken zu Stande, und bewacheten sie Tag und Nacht, aus Furcht, daß die Indianer sie verbrennen möchten. Diese kamen von allen Seiten mit Nachen herbey, stelleten sich dem Orte, wo unsere Leute waren, gerade gegen über, rücketen hierauf mit grossem Geschrey näher an, und schossen mit Pfeilen heftig auf sie los. Allein sie wurden aus der am Ufer des Flusses aufgeworfenen Schanze mit Flintenschüssen dergestalt abgetrieben, daß die Spanier, aller ihrer Bemühungen ohngehindert, vier Barcken auf das Wasser brachten, welche hundert und funfzig Soldaten und dreyßig Reuter halten konten. Sie ruderten im Angesichte der Feinde, die alle Hofnung aufgaben, sie zu verhindern, und sich in ihre Dörfer zurück zogen, fort. Also kamen unsere Leute auf diesen Barcken, und in denen von den Feinden erbeuteten Nachen glücklich über den Fluß. Nachdem sie nun das Eisenwerck, welches sie noch gebrauchen musten, von den Barcken abgenommen hatten; setzeten sie ihren Weg weiter fort. Als sie aber vier Tage durch lauter unbewohnte Oerter gekommen waren, entdecketen sie am fünften von einer Höhe eine Stadt von ohngefehr vierhundert Häusern an dem Ufer eines Flusses, welcher noch gröſſer war, als der Guadalquivir bey Cordua. Sie sahen auch, daß die umliegenden Felder mit grossen Hirsen, und einer Menge fruchttragender Bäume bedecket waren. So bald die

Einwohner dieses Platzes von ihrer Ankunft benachrichtiget worden, kamen sie ihnen entgegen, boten dem Feldherrn ihre Güter, und Personen an, und begaben sich unter seinen Schutz. Einige Zeit darauf sante der Cacique zween von den vornehmsten im Lande ab, die dasjenige nochmals bekräftigten, was die andern bereits gesaget hatten. Soto empfing sie mit allen Merckmahlen einer grossen Freundschaft, und fertigte sie sehr zufrieden wieder ab.

Die Hauptstadt, die Landschaft, und der Cacique hiessen Casquin. Die Spanier hielten sich wegen der daselbst befindlichen Lebensmittel sechs Tage in der Stadt auf, und gelangeten nach einem Marsche von zween Tagen an einige kleine Dörfer, in welchen der Herr des Landes Hof hielt, und die, wenn man den Fluß hinnauf gehet, vier Meilen von der Hauptstadt entlegen waren. Der Cacique begab sich in Begleitung seiner vornehmsten Unterthanen aus diesen Dörfern heraus, und empfing den Soto, welchen er seine Freundschaft und Wohnung anbot. An der einen Seite seines Hauses lagen noch zehen bis zwölf andere, in welchen seine Familie mit vielen Weibern und Bedienten wohnete. Der Feldherr nahm die Freundschaft des Caciquen mit Freuden an. Um ihm aber nicht beschwehrlich zu fallen; verbat er sein Haus, und nahm seine Wohnung in einem Garten, in welchem die Indianer wegen der Hitze des Maymonaths, in dem man damals war, geschwinde einige Hütten von Baumzweigen verfertigten, daß also die Truppen theils in den Dörfern, theils aber in den umliegenden Gärten ihr Lager aufschlugen.

Das V. Hauptstück.

Oeffentlicher Umgang, wobey man das Kreutz angebetet hat.

Die Armee war schon drey Tage zu Casquin, als der Cacique, der ohngefehr funfzig Jahr alt war, in Begleitung verschiedener von seinen angesehensten Unterthanen den Feldherrn zu besuchen kam. Nachdem er sich nun tief vor ihm geneiget, sagte er zu ihm: „Weil die Spanier die Indianer allezeit überwunden hätten; so müste „man glauben, daß ihnen ein weit grösserer Gott, als „der ihrige wäre, beystünde. Er wäre also nebst seinen „vornehmsten Unterthanen gekommen, den Feldherrn „zu ersuchen, von seinem Gott einen Regen zu erbitten, „weil die Früchte auf dem Felde solchen nöthig hätten„. Soto gab hierauf zur Antwort: „Obgleich er und sein „Gefolge grosse Sünder wären; so wolten sie dennoch „Gott, als den Vater aller Barmherzigkeit, bitten, „einen Regen herab zu senden„. Zu gleicher Zeit gab er dem Oberschifbaumeister Befehl, von der grösten im Lande befindlichen Fichte ein Kreutz zu machen. In der That suchte man auch einen so dicken und hohen Baum aus, daß, nachdem er schon behauen worden, hundert Mann Mühe hatten, ihn von der Stelle zu bringen. Man machte davon in zween Tagen ein Kreutz, dem man von seiner Höhe nichts benahm, und richtete es an dem Ufer des Flusses auf einem sehr hohen Berge auf. Hierauf befahl Soto, daß man den andern Tag einen öffentlichen Umgang halten, und daß, um nicht überfallen zu werden, der übrige Theil der Armee unter dem Gewehr stehen solte. In dieser Procession gingen der Cacique und der Feldherr einander zur Seite, und

ihnen folgeten ohngefehr tausend Spanier und Indianer. Die Priester und Ordensleute gingen voran, und sungen die Litaney, denen die Soldaten denn antworteten. In dieser Ordnung gelangeten sie an das Kreutz, vor welchem sie bey ihrer Ankunft auf die Knie fielen, und nach einigen gethanen Gebetern mit vieler Inbrunst und Demuth anbeteten. Vornemlich aber bezeigeten sich die Geistlichen sehr andächtig, wiewohl man auch dem Soto, dem Caciquen, und den übrigen dabey nichts vorzuwerfen hatte.

An der andern Seite des Flusses fanden sich ohngefehr funfzehen bis zwanzigtausend Personen von allerley Alter und Geschlechte. Sie huben die Hände und Augen gen Himmel, und zeigeten durch ihre Geberden, daß sie Gott bäten, den Christen die verlangete Gnade zu gewähren. Man hörete sie auch schreien, als wenn sie weineten, um den Himmel zu erweichen, und ihre Bitte zu erlangen, daß also die Spanier sich sehr freueten, wie sie in einem Lande, alwo das Christenthum vorhin unbekant gewesen war, ihren Schöpfer erkant, und sein Kreutz angebetet sahen. Hierauf stimmeten die Geistlichen das: Herr Gott, dich loben wir, an, und die Spanier kehreten nebst den Indianern in voriger Ordnung wieder nach dem Dorfe zurück, nachdem solches in allem vier guter Stunden gewähret hatte.

Unterdessen wolte unser Herr Gott den Unterthanen des Caciquen Casquin zeigen, daß er das Gebet seiner Diener erhöre. Denn es fing gegen die folgende Mitternacht an zu regnen. Einige melden, der Regen hätte drey ganzer Tage gewähret, andere aber geben sechs Tage an. Die Landeseinwohner freueten sich über das Glück, das ihnen Gott vermittelst der Christen verliehen

liehen hatte, kamen also nebst dem Caciquen zum Feldherrn, und bedancketen sich deswegen gegen ihn. Sie versicherten ihn ihrer Dienste, und betheureten, daß sie es sich für eine Ehre schätzeten, von seinem Willen einzig und allein abzuhangen. Soto gab ihnen zur Antwort: „Es wäre ihm sehr lieb, die Merckmahle ihrer guten Gesinnung zu erblicken; allein sie hätten „alles Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erden, „zu dancken, den sie denn dafür preisen müsten„. Weil nun die Völcker bereits neun bis zehen Tagen in den Dörfern sich aufgehalten hatten; so zogen sie weiter, um ihre Entdeckung zu verfolgen. Casquin bat den Feldherrn um Erlaubniß, mit ihm zu gehen, auch Soldaten und Bediente mit sich zu nehmen, die theils die Armee bedecken, theils aber, weil man durch ganz unbewohnte Oerter kommen würde, Lebensmittel tragen solten. Der Feldherr willigte in des Casquin Begehren, welcher denn alsobald den tapfersten von seinen Unterthanen befahl, sich fertig zu halten, um die Christen in die Landschaft Capaha zu begleiten, deren Cacique und Hauptstadt eben den Namen hatten.

Das VI. Hauptstück.

Zug der Truppen nach Capaha.

Die Oberherren von Casquin und Capaha hatten iederzeit mit einander Krieg geführet: daher denn auch die Caciquen, die diese Landschaften beherscheten, bey der Ankunft der Spanier in Uneinigkeit lebeten. Weil aber der von Capaha der mächtigste war; so hatte er über den andern beständig die Oberhand behalten. Dieser hielt sich also innerhalb den Grenzen seines Landes,

und

und unterstand sich nicht, selbige zu überschreiten, weil er befürchtete, er möchte den Caciquen Capaha zum Zorn reitzen. Wie er aber eine Gelegenheit sahe, sich dem Zwange zu entreissen, und sich an seinem Feinde vermittelst der Truppen zu rächen: brachte er fünftausend wohlgeschmückete und in eine gute Ordnung gebrachte Männer, nebst noch dreytausend andern Indianern, welche die Lebensmittel fortbringen musten, und wohl bewafnet waren, zusammen. Darauf ging er unter dem Vorwande, einigen Hinterhalt zu entdecken, und dafür zu sorgen, einen guten Posten zur Verlegung beyder Kriegesheere einzunehmen, in Schlachtordnung nach Capaha voraus. Die Spanier waren eine Viertelmeile im Marsche von ihnen entfernet, und setzeten den ganzen Tag ihren Weg fort. Alsdenn bezog man auf beyden Seiten ein wohl eingerichtetes Lager, so daß die Reuter, die allenthalben auf Kundschaft ausritten, zwischen den indianischen und spanischen Wachten zu stehen kamen. Auf solche Art wurde der Zug drey Tage fortgesetzet; am vierten aber kam man noch bey guter Zeit an einen Morast, welcher die Grenzscheidung zwischen den Landschaften Casquin und Capaha ausmachte, und an den Ufern einen so schlimmen Grund, in der Mitte aber so tieffes Wasser hatte, daß man über zwanzig Schritte durchschwimmen muste. Die Fußvölcker setzeten auf übel verwahrten Brücken, die Reuter aber mit Schwimmen über. Weil es aber alzu morastig war; so hatten sie so viele Mühe, daß man den übrigen ganzen Tag mit dem Uebergange zubrachte. Es kamen also die Spanier und Indianer nicht weiter, als eine halbe Meile. Hier lagerten sie sich auf einer sehr schönen Wiese, und gelangeten nach dreyen Tagen auf eine Höhe, von welcher sie die Hauptstadt

stadt Capaha, die als der vornehmste Ort im Lande wohl befestiget war, erblicketen. Diese Stadt lieget auf einem kleinen Hügel, und hat etwas über fünfhundert gute Häuser, nebst einem Graben, der zehen bis zwölf Klafter tief, und an den meisten Oertern funfzig, an andern aber vierzig Schritte breit, und noch darzu vermittelst einer Wasserleitung, die man von dieser Stadt bis an den Chucagua geführet hat, voller Wasser ist. Dieser Canal ist drey Meilen lang, hat zum wenigsten einer Pike tieffes Wasser, und ist so breit, daß zwey grosse Fahrzeuge neben einander gar leicht auf und abfahren können. Der durch diese Wasserleitung angefüllete Graben gehet, wenn man einen Ort ausnimmt, welcher von einem Pfahlwerck eingeschlossen wird, das aus dicken in die Erde getriebenen Balcken bestehet, die an andere Querbalcken feste gemacht, und mit fetter Erde und Stroh überkleidet sind, ganz um die Stadt. Im übrigen fand man in diesem Graben und dem Canal eine solche Menge Fische, daß alle bey dem Feldherrn befindliche Spanier und Indianer so viele fischeten, als sie nur wolten, und es dennoch schien, als hätten sie nicht einen einzigen daraus gefangen.

Der Cacique Capaha war eben in der Stadt, als die Indianer, welche die Truppen begleiteten, solche entdecketen. Weil er aber nicht Leute genug hatte, sich zu wehren; so begab er sich in eine in dem Flusse Chucagua gelegene Insel. Diejenigen von seinen Unterthanen, die Kähne bekommen konten, folgeten ihm. Ein Theil begab sich in die Wälder, der Ueberrest aber blieb in der Stadt. Nichtsdestoweniger machten sich doch noch einige davon. Denn weil die Unterthanen des Casquin befürchteten, es möchten des Capaha seine

ihnen

ihnen einen Hinterhalt gestellet haben, und sich erinnerten, daß sie von ihnen vielmals überwunden worden; so traueten sie selbigen nicht, und kamen im Anfange nur langsam in die Stadt. Wie sie aber versichert wurden, daß gar keine Gefahr zu befürchten, gingen sie hauffenweise hinnein, brachten über funfzig Einwohner um, löseten ihnen zum Zeichen ihres Sieges die Hirnschalen ab, und plünderten die Stadt, vornemlich aber die Häuser des Caciquen. Ausser vielen jungen Mansbildern bekamen sie auch zwo von dessen Gemahlinnen gefangen, welche sehr schön befunden wurden, und die sich wegen der Verwirrung, worein sie die Ankunft der Feinde gesetzet hatte, mit den übrigen durch die Flucht nicht davon machen können.

Das VII. Hauptstück.

Unfug, welchen die Casquins in dem Tempel zu Capaha angerichtet, nebst der Verfolgung des Caciquen.

Nachdem die Unterthanen des Casquin die Stadt geplündert hatten, rieffen sie einander herbey: und weil sie Willens waren, dem Capaha, welcher stolz und übermüthig war, eine grausame Kränckung anzuthun, so gingen sie in den Tempel, in welchem die Begräbnisse seiner Vorfahren waren, und nahmen alle seine Schätze weg. Sie warfen darin die von ihrer Beute gemachten Siegeszeichen über den Hauffen, schlugen die Särger entzwey, und schmissen die Todtenbeine bald hier bald dahin. Hierauf traten sie solche für Wuth mit Füssen, nahmen die Köpfe ihrer Leute, welche vor den Thoren des Tempels auf Spiesse gestecket waren,

waren, weg, und richteten an deren Stelle die Köpfe der von ihnen kurz zuvor getödteten Einwohner von Capaha auf. Kurz, sie liessen nichts aus der Acht, was ihre Feinde nur immer tödtlich beleidigen konte. Sie berathschlageten sich so gar, wie sie den Tempel samt den Häusern des Caciquen in die Asche legen wolten, und es hielt sie davon weiter nichts ab, als die Furcht, den Soto, welcher über diesen Unfug zukam, zu beleidigen. Als dieser die Flucht des Caciquen vernahm; fertigte er einige von seinen gefangenen Unterthanen an ihn ab, und ließ ihn um den Frieden und seine Freundschaft bitten. Allein der Barbar bezeugete, daß er nach nichts, als Rache, über die angethane Kränckung, dürstete, und daß er Truppen zusammen zöge, um sich deswegen Genugthuung zu verschaffen. Dieserwegen befahl der Feldherr den Spaniern und Indianern, sich in Bereitschaft zu setzen, um nach der Insel zu marschiren: doch bat ihn Casquin hierbey, noch drey bis vier Tage zu warten, da er denn unterdessen einige Fahrzeuge auf dem Chucagua, welcher auch durch seine Länder ging, herauf kommen lassen wolte. Soto war dieses zufrieden, und Casquin befahl zu gleicher Zeit seinen Unterthanen, mit sechzig Fahrzeugen zu ihm zu stossen, um sich völlig an ihren Feinden zu rächen. Inzwischen sante Soto, in der Absicht, einen Frieden zu treffen, alle Tage nach dem Capaha. Wie er aber alle Hofnung dazu verloren hatte, und er Nachricht erhielt, daß die Fahrzeuge herzukämen; nahm er sie mit seinen Truppen in Empfang, und begab sich, nachdem er fünf Tage in der Stadt dieses Caciquen stille gelegen hatte, nach derienigen Insel, nach welcher sich Capaha zurück gezogen hatte.

Die Casquins folgeten dem Feldherrn alsobald nach: und damit sie in den Ländern ihrer Feinde eine deste grössere Verwüstung anrichten möchten; so breiteten sie sich auf dem Marsche eine halbe Meile aus. Sie trafen viele Leibeigene aus ihrer Landschaft an, denen man, um ihnen das Weglauffen zu verwehren, die Sehnen hinten am Fusse entzwey geschnitten hatte, und santen solche, nicht so wohl, um einigen Nutzen von ihnen zu ziehen, als vielmehr zum Zeichen ihres Sieges, nach Hause. Endlich gelangeten sie mit den Spaniern an die in dem Flusse Chucagua gelegene Insel, in welcher sich der Cacique mit guten Pallisaden verschanzet hatte, und wo man ihm wegen des alda befindlichen Gehölzes, und der bey ihm seyenden tapferen Leute, welche alle wohl bewafnet, und entschlossen waren, sich herzhaft zu vertheidigen, nicht wohl beykommen konte. Aller dieser Hinderniss ohngeachtet liess der Feldherr doch zweyhundert Spanier in zwanzig Fahrzeuge, und dreytausend Indianer in die übrigen, einschiffen, und befahl, einen Angrif auf die Insel zu thun. Allein zu eben der Zeit, da die Truppen ausgeschiffet werden solten, ertranck ein Spanier, Namens Franciscus Sebastian, welcher lange in Italien gedienet hatte. Dieser Soldat wolte die Ehre haben, zuerst aus dem Schiffe zu steigen; setzete also das dicke Ende seines Speres auf das Land, und bemühete sich, an dem Ufer stille zu halten. Jedoch das Schif wich zurück; er selbst aber fiel ins Wasser, und ging wegen seines anhabenden Panzers zu Grunde. Sebastian hatte niemals unruhiger geschienen, als an demienigen Tage, da er das Leben einbüssete. Denn er hielt noch einige Stunden vor dem ihm begegneten Unglück mit seinen Gefährten ein nicht gar zu angenehmes Gespräch. Er sagte zu ihnen:

ihnen: „Sein wiedriges Schicksal hätte ihn nach Ame„rica geführet. Er hätte in Italien weit mehr Glück „gehabt, indem man ihm alda mit grosser Ehrerbie„tung begegnet, und es ihm daselbst an nichts gefehlet „hätte. Tödtete er in selbigem Lande ohngefehr einen „Feind; so bekäme er doch davon die Beute, und oft „auch noch ein gutes Pferd, anstatt daß er in Florida „durch den Tod eines Indianers nichts, als einen Bo„gen, einige Pfeile, und schlechte Federn gewönne„. Er seßete auch noch hinzu: „Es verdrösse ihn nichts „mehr, als daß ihm ein berühmter italienischer Stern„seher vorher verkündiget hätte, daß ihm im Wasser „ein Unglück verhänget wäre. Dieserwegen, fuhr er „fort, hätte ihn das Schicksal in diese verfluchte Länder „getrieben, wo man beständig mit dem Wasser zu thun „hätte„. Auf solche Art unterhielt sich Sebastian vor seinem Tode mit seinen Gefährten, denen sein Verlust sehr nahe ging. Im übrigen stiegen sie ans Land, und stritten als recht herzhafte Leute. Sie drungen gleich anfangs durch die ersten Pallisaden, und trieben den Feind bis an die zweyten, worüber die in der Insel befindlichen Weiber und Bediente so heftig erschrecket wurden, daß sie mit grossem Geschrey zu den Schiffen lieffen, und mit vollem Rudern den Fluß hinnauf die Flucht nahmen. Allein diejenigen, welche die andern Pallisaden verwahreten, wehreten sich wie Löwen. Denn weil ihnen die Gegenwart ihres Caciquen, und das Andencken ihrer vortreflichen Thaten, und des von ihren Vorfahren erlangeten Ruhms einen Muth machte; so fochten sie als verzweifelte Leute, und verwundeten so viele Spanier und Casquins, daß sie solche weiter einzudringen verhinderten.

Das VIII. Hauptstück.

Die Casquins nehmen die Flucht, und Soto machet Friede mit dem Capaha.

Als des Capaha Leute den Anfall ihrer Feinde ausgehalten hatten; fasseten sie ein Herz, und schrien ihnen zu: „Sie wären verzagte Bärenheuter. Sie wolten „ihr Werck muthig verfolgen, und sie zu Gefangenen „machen, weil sie so verwegen gewesen, ihre Stadt zu „plündern, und ihren Caciquen zu beleidigen. Sie „würden an das ihnen wiederfahrne Unrecht schon ge„dencken, und sie solten wissen, daß sie deswegen der„einsten schon Rechenschaft fodern würden„. Ueber diese Worte erschracken die Casquins, die vielleicht bedencken mochten, wie sie von denenjenigen, die sie ietzt anfielen, oftmals überwunden worden, so sehr, daß sie das Treffen verliessen, und nach ihren Schiffen flohen, und konten sie weder durch des Generals Bitten, noch des Caciquen Drohungen zurück gehalten werden. Sie stiegen also in der grösten Unordnung zu Schiffe, und wolten gar die Fahrzeuge der Spanier mitnehmen, damit ihre Feinde ihnen nicht nachjagen könten. Allein sie wurden durch einige Soldaten, die solche verwahreten, daran verhindert.

Nach einer so schändlichen Flucht sahen die Spanier wohl ein, daß sie der Menge der Feinde nicht gewachsen wären, weil es ihnen an Pferden mangelte, fingen also an, sich in guter Ordnung zurück zu ziehen. Wie die Indianer ihrer so wenig sahen; stürzeten sie voller Wuth auf sie ein. Allein der kluge Capaha wolte sich in des Feldherrn Gunst setzen, um es durch ihn dahin

zu

zu bringen, daß die Casquins keine fernere Verwüstung anrichteten, und ihn alsdenn zu bewegen, ihm die Verachtung, mit welcher er seine Freundschaft ausgeschlagen, zu verzeihen, lief derowegen mit grossem Geschrey zu seinen Unterthanen, und verbot ihnen, das geringste wieder die Spanier zu unternehmen. Es hatten also unsere Leute Zeit, sich glücklich, und mit der Aufführung des Capaha wohl vergnügt, zurück zu ziehen. Denn wenn er es nicht gethan hätte; so würden sie alle in Stücken gehauen worden seyn. Den folgenden Tag kamen viere von den vornehmsten Indianern zum Feldherrn, welche, nachdem sie ihn um den Frieden gebeten, ihm ihre Dienste und Freundschaft anboten, und ihn ersucheten, nicht zuzugeben, daß ihre Feinde in ihrem Lande noch mehr Unfug trieben. Sie baten ihn auch, wieder nach der Stadt Capaha umzukehren, da ihn denn ihr Cacique sogleich seines Gehorsams versichern würde. Dieses war nun kürzlich der Vortrag dieser Abgesanten, die sich erst gegen die Sonne, nachmals gegen den Mond, und endlich gegen den Soto bückten. Allein dem Casquin, welcher auch gegenwärtig war, erwiesen sie keine Höflichkeit. Der Feldherr gab diesen Indianern zur Antwort: „Capaha möchte nur kommen, wenn „es ihm gefiele; er solte ihm allemal angenehm seyn. „Er wolte seine Freundschaft mit besonderer Freude „annehmen, und verhindern, daß man in Zukunft seine „Länder nicht ferner verherete. Ihr Cacique wäre die „einzige Ursache aller entstandenen Unordnung, weil er „beständig den Frieden ausgeschlagen hätte. Weil er „aber auf seiner Seite alles vorgenommene grosmüthig „vergessen hätte; so beschwühre er ihn, ein gleiches zu „thun„. Die Abgesanten waren mit dieser Antwort zufrieden, und kehreten nach ihrem Herrn wieder zu-

rück. Unterdessen wolte Casquin über dieses alles fast verzweifeln. Denn er hätte gerne gesehen, daß sein Feind hartnäckig geworden wäre, damit er dadurch Gelegenheit überkommen hätte, ihn vermittelst der fremden Truppen zu verderben.

Nachdem nun des Capaha Gesanten zurück gereiset waren; nahm der Feldherr seinen Weg wieder nach der Stadt, und ließ öffentlich bekant machen, daß kein Indianer noch Spanier auf dem Marsche das geringste entfremden solte, worüber die Landeseinwohner Klagen führen könten. Wie er nun nach Capaha gekommen war; befahl er den Unterthanen des Casquin, sich wieder nach ihrem Lande zu verfügen, und solten nur so viele zurück bleiben, als der Cacique, welcher die Armee nicht verlassen wolte, zu seiner Aufwartung nöthig hätte.

Gegen den Mittag, da die Truppen noch auf dem Marsche waren, kamen von dem Capaha einige Indianer, die nach dem Gesundheitszustande des Feldherrn frugen, und versicherten, daß ihr Cacique ihm bald die Aufwartung machen würde. Bey der Sonnen Untergang, wie Soto schon in der Stadt war, sante Capaha wieder andere Personen an ihn, die ihm seiner grossen Verdienste wegen Glück wünschen musten. Alle diese Abgesanten machten die gewöhnlichen Vorbeugungen, und sagten, was ihnen befohlen war. Soto gab ihnen eine höfliche Antwort, und trug Sorge, daß sie sehr wohl gehalten wurden, damit sie daraus abnähmen, wie grosse Hochachtung man gegen sie hätte. Den andern Tag des Morgens um acht Uhr erschien Capaha in Gesellschaft hundert von seinen vornehmsten Unterthanen, die sich nach ihrer Art besonders ausgeschmücket hatten. So bald er in die Stadt gekommen war, ging er in

den

den Tempel, las mit Verbergung seines Misfallens selbst die Gebeine seiner Vorfahren, welche die Casquins an die Erde geworfen hatten, auf, küssete sie, und legte sie wieder in die Särger. Hierauf verfügete er sich in des Feldherrn Haus, welcher aus seinem Zimmer heraus kam, ihn zu empfangen, und ihn mit grosser Zuneigung umarmete. Der Cacique versicherte ihn, daß er sich und sein Land seinem Gehorsam unterwürfe. Der hierüber erfreuete Soto danckete ihm deswegen mit vieler Verpflichtung, und erkundigte sich alsdenn mit Fleiß nach der Eigenschaft seines Landes und der umliegenden Gegenden. Capaha antwortete ihm ganz vernünftig, und ließ in seinen Reden eine grosse Klugheit blicken. Dieser Cacique war damals fünf bis sechs und zwanzig Jahre alt, und von Person sehr wohl gewachsen.

Als der Feldherr aufgehöret hatte, sich nach des Capaha Landschaft zu erkundigen, brach dieser im Zorn wieder den Caciquen, welcher eben gegenwärtig war, heraus, und sagte zu ihm: „Er könte von nun an zu„frieden seyn, daß er etwas erlebet hätte, das er sich „sonst nicht einbilden können, und welches er mit seiner „eigenen Macht auszurichten nicht hoffen dürfen. Er „hätte sich endlich an seinem Feinde gerochen, und die „im Kriege erworbene Schande ausgelöschet. Er „hätte dieses in der That der Tapferkeit der Spanier zu „dancken, welche aber bald das Land verlassen würden, „alsdenn wolte er schon das ihm angethane Unrecht „ahnden„.

Das IX. Hauptstück.

Friede zwischen dem Casquin und Capaha.

Als der Feldherr sahe, wie sehr die Caciquen einander hasseten, und wie nach seinem Abzuge der Krieg zwischen ihnen von neuen hitzig angehen würde, bezeugete er ihnen; daß er ungerne sähe, daß sie einander aufrieben, und er entschlossen wäre, sie mit einander zu versöhnen. Anfänglich bemühete er sich, den Capaha zu besänftigen, und sagte zu ihm: „Wenn seine Länder verwüstet worden wären; so hätte er sich solches „selbst zuzuschreiben. Hätte er den Spaniern iemand „entgegen geschicket; so würden diese verhindert haben, „daß seine Feinde nicht den geringsten Unfug angerichtet hätten, und in sein Land nicht gekommen wären. „Er müste sich also auf seiner Seite einem Frieden mit „dem Casquin nicht wiedersetzen. Er beschwühre sie „alle beyde, in Betrachtung seiner ihren Zorn zu unterdrücken. Wenn es auch nöthig wäre; so wolte er „ihnen gar befehlen, ihm bey diesem Vorfalle zu gehorchen, und würde er denienigen von ihnen beyden für „seinen Feind halten, der mit Gewalt auf einen Krieg „bestünde„. Capaha gab hierauf dem Soto zur Antwort: „Die gröste Probe, die er ihm von seinem Gehorsam geben wolte, wäre diese, daß er sich seinem Verlangen gemäß bezeigete, und wäre er von ganzem „Herzen bereit, mit dem Casquin Freundschaft zu „machen„. Hierauf umarmeten die beyden Caciquen zwar einander: allein wenn man ihre Liebkosungen recht betrachtete; so waren sie doch nur gezwungen. Unterdessen führeten sie doch mit dem Feldherrn wegen Spaniens und der Landschaften von Florida eine

geschick-

geschickte Unterredung. Ihr Gespräch daurete auch so lange, bis man ihnen Nachricht gab, es wäre Zeit, das Mittagsmahl einzunehmen: da sie denn alsobald in ein ander Zimmer gingen, alwo man für drey Personen angerichtet hatte. Der Feldherr nahm die oberste Stelle ein, und Casquin setzete sich zu seiner Rechten. Allein Capaha stellete dem Casquin höflich vor, daß ihm diese Stelle gehörete, weil er ihm an vornehmen Stande, an Macht, und hohem Adel weit vorginge. Soto, der diesen Streit sahe, wolte die Ursache wissen. Wie er sie nun vernommen, sagte er: „Er wolte anjetzo die Vortheile, die einer über den andern hätte, „nicht betrachten, sondern nur gedencken, daß Capaha „für die grauen Hare des Casquin Ehrerbietung haben, „und ihm die Oberstelle einräumen müste, und wäre „es eines jungen wohlerzogenen Herrn Schuldigkeit, „die Alten zu ehren„. Capaha versetzete: „Wenn „Casquin sein Wirth wäre; so wolte er ihm gerne die „erste Stelle einräumen, und dabey nicht einmal sein „Alter in Betrachtung ziehen. Weil sie aber an der „Tafel eines Dritten speiseten; so müste er seinen Rang „in acht nehmen: und wenn er auf diese Ehre nicht „hielte; so würden alle seine Unterthanen darüber „murren. Wolte also der Feldherr haben, daß er bey „ihm speisen solte; so möchte er aus vorgemeldten „Ursachen erlauben, daß er seinem Stande und dem „Ruhm seiner Vorfahren nichts vergäbe. Wo nicht; „so wäre es ihm besser, mit seinen Soldaten das Mittagsmahl einzunehmen, weil diese, wenn sie seine Aufführung höreten, ihn deswegen noch mehr lieben „würden„. Casquin, welcher den Capaha zufrieden stellen wolte, und erkante, daß dieser Herr Recht hatte, stund auf, und sagte zum Soto: „Das, was

„Capaha verlangete, wäre billig, und bäte er ihn, „daß er ihm seinen Platz erlauben möchte. Er für „seine Person schätzete es sich für eine so grosse Ehre, „an seiner Tafel zu seyn, daß es ihm gleich viel wäre, „an welche Seite er sich setzete„. Nachdem er nun dieses geredet hatte, setzete er sich an des Feldherrn lincke Seite, und besänftigte dadurch den Capaha, welcher unter währendem Essen nicht den geringesten Unmuth blicken ließ. Aus diesen Umständen kan man sehen, daß auch so gar unter den Barbaren der mit einem vornehmen Stande verknüpfete Rang in Betrachtung komt. Die Spanier erstaunеten über das Verfahren dieser beyden Herren. Denn sie hätten niemals geglaubet, daß die Indianer über ihr Ehransehen so sehr gehalten hätten.

Sobald der Feldherr mit den beyden Caciquen gespeiset hatte, wurden des Capaha beyde Gemahlinnen, welche den vorigen Tag nebst den übrigen Gefangenen in Freyheit gesetzet worden, herein geführet. Dieser Cacique empfing die beyden Damen sehr höflich, und bat den Feldherrn, sie von seiner Hand anzunehmen, oder sie doch einem von seinen Officiers zu geben, weil solche so wenig in seinem Hause, als in seinen Ländern länger bleiben könten. Der Feldherr, welcher dem Capaha aus Furcht, ihm zu misfallen, keine abschlägige Antwort geben wolte, sagte, er nähme dieses angenehme Geschenck gar gerne an. Es waren auch diese seine Gemahlinnen in der That sehr schön: weswegen man sich denn über die Aufführung dieses Caciquen, welcher in der besten Blüte seines Alters war, um desto mehr verwunderte. Allein man glaubete, er habe deswegen einen Haß gegen sie, weil er argwohne, sie wären

von

von dem Feinde, bey welchem sie gefangen gehalten, geschändet worden.

Das X. Hauptstück.

Die Spanier senden nach Salze aus, und gehen nach der Provinz Quiguate.

Der Feldherr erkundigte sich bey den Caciquen und ihren Unterthanen, wo man wohl Salz finden könte, weil verschiedene Soldaten aus Mangel desselben starben. Zum guten Glück traf man acht Indianer an, welche damit im Lande handelten, und versicherten, daß man solches vierzig Meilen von Capaha auf einigen Gebürgen fünde. Sie sagten auch, man träfe daselbst dergleichen gelbes Metall (hierunter verstunden sie das Gold) an, wovon man zu ihnen geredet hätte. Unsere Leute freueten sich über diese Zeitung. Moreno und Silvera, zween achtsame und kluge Leute, erboten sich, mit den Indianern fort zu gehen, um die Wahrheit dieser Sache zu erkundigen. Der Feldherr fertigte sie alsobald ab, und gab ihnen Befehl, die Beschaffenheit des Landes, wo sie durchkämen, wohl zu bemercken. Capaha gab ihnen einige Indianer mit, und schenckete ihnen Perlen, Gemsfelle, und kleine Bohnen, um dafür Gold und Salz zu tauschen. Hierauf reiseten sie fort, und kamen nach eilf Tagen mit sechs Lasten Salz von einem durchsichtigen Steine zurück, worüber die Spanier sehr erfreuet wurden. Sie brachten auch sehr gelbes Kupfer mit, und sagten, das Land, wo sie durchgekommen, wäre unfruchtbar und schlecht bevölckert. Auf diesen Bericht nahm Soto seinen Weg wieder nach der Stadt Casquin, um sich von da gegen

Abend zu wenden, und die Länder zu erkundigen. Denn von Mauvila aus war er immer gerade gegen Norden gegangen, um sich von dem Meere zu entfernen. Er erquickete sich zu Casquin fünf Tage, marschirete hierauf vier Tage immer an dem Flusse hinunter durch ein fruchtbares und volckreiches Land, und kam endlich in die Landschaft Quiguate. Der Cacique ging ihm mit seinen Unterthanen entgegen, und empfing ihn höflich. Den andern Morgen aber bat man ihn, nach der Hauptstadt zu gehen, weil man ihn versicherte, daß er daselbst besser bedienet werden würde. Der Feldherr glaubete ihren Worten, und setzete seinen Weg fünf Tage an dem Flusse heraus über Oerter, welche mit Lebensmitteln überflüßig versehen waren, fort. Am fünften Tage kam er in die Hauptstadt, Quiguate genant, nach welcher die ganze Landschaft den Namen hat. Diese Stadt war in drey Viertheile abgetheilet. Die Spanier bezogen zwey davon, die Indianer aber das dritte, woselbst der Cacique seine Wohnung hatte. Diese Barbaren nahmen zween Tage nach der Ankunft der Truppen die Flucht, ohne daß man die Ursache erfahren konte, kamen aber nach zween Tagen wieder, und baten um Vergebung ihres Versehens. Der Cacique entschuldigte sich auch, weil er gedacht hätte, noch denselbigen Tag zurück zu kommen. Allein man glaubete, es hätte ihn die blosse Furcht, daß die Spanier bey ihrem Abzuge die Stadt und den grossen Hirsen in Brand gestecket haben würden, zur Wiederkunft bewogen. Denn allem Ansehen nach war er in keiner guten Absicht weggegangen, weil seine Unterthanen die Zeit ihrer Flucht alles nur mögliche Böse verübeten. Sie legten sich in einen Hinterhalt, und verwundeten zween bis drey Spanier. Dem ohngeachtet aber ließ sich der

Feld-

Feldherr, welcher mit den Barbaren nicht brechen wolte, deswegen nichts mercken.

Einsmals wie die Spanier noch zu Quiguate waren, kam ein Unterregiments Feldwebel in der Nacht zum Feldherrn, und sagte ihm, daß Juan Gaitan, welcher Befehl hätte, einen Theil der andern Nachtwache auf Kundschaft auszureiten, unter dem Vorwande, daß er ein kayserlicher Schatzmeister wäre, den Gehorsam versaget hätte. Diese Wiederspenstigkeit verdroß den Soto um desto heftiger, da Gaitan einer von denienigen war, die zu Mauvila die Absicht gefasset, Florida zu verlassen. Sogleich ging Soto voller Zorn mitten auf den etwas erhabenen Vorhof seines Hauses, von daher er von den umherliegenden Soldaten leicht verstanden werden konte. Hier sagte er überlaut: „Es wäre eine „Schande, daß man alle Tage Mäuterey anfinge, und „man unter dem Schein, daß man seiner Maiestät „Schatzmeister wäre, seine Pflicht nicht thun wolte. „Im übrigen könte er nicht begreiffen, wie solche Leute „noch nach Spanien oder Merico wieder zu kommen „verlangen könten, weil sie, so bald man nur erführe, „daß sie ihn zu eben der Zeit schändlicher Weise ver„lassen hätten, da sie eben im Begriffe gestanden, sich „von einem grossen und fruchtbaren Lande Meister zu „machen, alda mit Schimpf als verzagte Kerl erschei„nen würden. Weil er nun nicht leiden könte, daß „man ihnen einen so ehrenrührigen Vorwurf, welcher „zum Theil auf ihn zurück fallen würde, machte; so „müsten sie nicht dencken, bey seinem Leben Florida „zu verlassen, weil er sich vorgenommen hätte, entwe„der rühmlich zu sterben, oder es ganz zu erobern. „So dürfte auch niemand unter dem Vorwande seiner

„Bedie-

„Bedienung sich einbilden, als könte er sich dem ihm „gegebenen Befehle entziehen, weil es sonst demjenigen „den Kopf kosten solte, der seiner Ordre nicht nachkom„men würde„. Diese mit einer trotzigen und zornigen Art ausgesprochenen Worte brachten die Mäuterer und andere, die man mit Mühe zum Gehorsam bringen konte, wieder auf bessere Gedancken. Denn sie wusten, daß der Feldherr genau und strenge war, und seine Drohungen nach einer so öffentlichen Erklärung zu fürchten waren.

Das XI. Hauptstück.

Die Truppen kommen nach Colima, machen Salz, und begeben sich weiter auf Tula.

Die Spanier hielten sich zu Quiguate sechs Tage auf, und zogen am siebenden weiter fort. Sie gingen an demjenigen Flusse, welcher nach Casquin läuft, hinnunter, und kamen nach fünf Tagen in die Hauptstadt der Landschaft Colima. Der Cacique empfing den Soto mit besondern Zuneigungszeichen, und dieser Empfang war unsern Leuten sehr lieb, weil sie ungemein ungerne vernommen, daß die Einwohner von Colima ihre Pfeile vergifteten. Sie hatten schon alle Hofnung verlohren, ihnen zu wiederstehen, weil diese Barbaren auch ohne vergiftete Pfeile im Streite schon mehr, als zu mächtig waren. Allein man hörete mit Freuden, daß sie mit keinen vergifteten Pfeilen schössen, und hielt man deswegen ihre Freundschaft noch höher, welche iedoch nur eine kurze Zeit währete. Denn zween Tage nach Ankunft der Truppen wurden sie ohne Ursache

ganz

ganz wiedersinnisch, und begaben sich mit ihrem Caciquen in die Wälder. Nach dieser Entweichung blieben die Spanier noch einen Tag in der Stadt Colima, brachten Lebensmittel zusammen, und setzeten ihren Weg durch fruchtbare Felder, und angenehme und zugängliche Wälder weiter fort. Am vierten Tage gelangeten sie an das Ufer eines Flusses, alwo die Armee ihr Lager auffschlug. Hierauf gingen einige Soldaten an dem Ufer des Wassers spatzieren, und sahen daselbst blauen Sand. Einer darunter nahm etwas auf, kostete es, und merckete, daß es salzig war. Er gab davon seinen Gefährten Nachricht, und sagte, er glaubete, man könte davon Salpeter, und aus diesem gut Pulver machen. Bey diesen Gedancken raffeten sie den Sand zusammen, und sucheten den blauen davon aus. Wie sie nun genug hatten; warfen sie ihn ins Wasser, wuschen ihn, presseten ihn zwischen den Händen, und liessen das Wasser auslauffen. Darauf liessen sie ihn bey einem starcken Feuer kochen, da er sich denn in ein gelbliches aber scharfes Salz verwandelte. Die Spanier wurden über diese neue Erfindung sehr froh, ruheten acht Tage zu Colima aus, und versahen sich mit Salz. Allein einige darunter assen, alles Bittens ohngeachtet, so viel davon, daß ihrer neune bis zehen darüber an der Wassersucht sturben. Also verlohren einige das Leben, weil sie alzu viel Salz zu sich genommen, andere aber, weil sie in Zeit der Noth solches entbehren müssen.

Nachdem sich nun unsere Leute mit Salz versehen hatten, brachen sie von Colima auf, und kamen erst nach zween Tagen aus dem Lande heraus, welches von ihnen das Salzland genant wurde. Von da gelangeten sie in die Provinz Tula. Nachdem sie nun drey

Tage

Tage durch ein wüstes Land marschieret waren, schlugen sie am vierten eine halbe Meile von der Hauptstadt, wohin der Feldherr nicht gehen wolte, weil die Truppen müde waren, das Lager auf. Allein den andern Tag nahm er sechzig zu Fusse, und hundert zu Pferde zu sich, und erkundigte die Stadt, welche in einem platten Lande zwischen zweenen Bächen gelegen ist. Die Einwohner, welche von seiner Ankunft nichts wusten, griffen, sobald sie ihn nur sahen, zu den Waffen, thaten einen Ausfall, und wurden von vielen Weibern, die tapfer fochten, unterstützet. Unsere Leute trenneten gleich anfangs die Feinde, und trieben sie in die Stadt, in welche sie mit ihnen zugleich eindrangen. Hier wurde das Gefecht hitzig, weil die Indianer und deren Weiber ganz verzweifelt fochten, und allesamt zeigeten, daß sie lieber sterben, als dienstbar werden wolten.

Unter währendem Gefechte ging Reinoso in ein Haus, und stieg auf ein in der Höhe gelegenes Zimmer, alwo er in einem Winckel fünf Indianerinnen fand, denen er zu verstehen gab, wie er ihnen gar kein Leid zufügen wolte. Jedoch als diese Weiber sahen, daß er allein war, fielen sie ihn ganz rasend an. Einige ergriffen ihn bey den Armen, und Beinen, andere bey dem Halse, und verschoneten auch sogar derjenigen Theile nicht, welche die Schamhaftigkeit zu nennen verbietet: Reinoso wolte sich gerne von ihnen los machen, fing also an, sich heftig zu bewegen, und um sich zu schlagen, trat auch so hart auf den Boden, welcher nur von Schilf gemacht war, daß er entzwey ging. Weil er nun mit einem Beine durch das Loch kam; fiel er auf den Boden nieder, da ihn denn die Indianerinnen grausam zurichteten. Dennoch aber wolte er nie-

niemals um Hülfe schreien, weil er in den Gedancken stund, es wäre ihm schimpflich, wenn man sähe, daß ihm Weiber so viel zu thun machten.

Eben, da die Indianerinnen den Reinoso so mishandelten, trat ein ander Spanier in ein darunter gelegenes Zimmer. Wie er nun oben den Lerm hörete, bekam er auch das durch das Bodenloch hervorhangende Bein zu sehen. Anfangs meinete er, es sey solches das Bein eines Indianers, weil es blos war, hub also schon den Degen in die Höhe, es abzuhauen. Weil er aber doch noch ein Unglück besorgete; so rief er zween Soldaten, und stieg mit solchen auf das oberste Zimmer. Da sie nun ihren Gefährten in einem erbärmlichen Zustande sahen, fielen sie die Indianerinnen an, und brachten sie alle fünfe um, weil sie niemals aufhören wolten, den Reinoso zu beissen und zu schlagen. Auf solche Art retteten sie ihm das Leben, welches er bald verlohren hätte, wenn sie ihm nicht zu Hülfe gekommen wären.

In diesem 1591sten Jahre, da ich die Geschichte von Florida ins reine bringe, vernehme ich, daß Reinoso noch lebet, und sich in dem Königreiche Leon, alwo er gebohren ist, aufhält.

Wie das Treffen bald zu Ende war, trug es sich zu, daß Paez, ein Hauptmann von einer Compagnie Armbrustschützen, und schlechter Reuter, einen flüchtigen Indianer anfiel. Anfänglich stieß er nach ihm mit der Lanze, welche aber der Indianer mit einem grossen Stocke abwehrete, und damit dem Paez einen so heftigen Schlag ins Gesicht versetzete, daß er ihm alle Zähne ausschlug, ihn ganz betäubet auf dem Platze liegen ließ, und sich mit grossem Ruhme weg begab.

Da-

Damals ließ Soto, weil es schon spät war, zum Abzug blasen, und kam voller Verwunderung über die Herzhaftigkeit der Indianer, vornemlich aber der Indianerinnen, welche noch hartnäckiger stritten, als die Männer, wieder ins Lager. Es waren viele Barbaren gleich auf dem Platze geblieben, von unsern Leuten aber nur einige verwundet worden, die man in ihr Quartier brachte, und von dem Soto sehr bedauret wurden.

Das XII. Hauptstück.

Von den Einwohnern von Tula.

Den andern Tag nach gehaltenem Treffen zogen die Spanier in die Hauptstadt Tula ein. Wie sie nun solche verlassen fanden, nahmen sie daselbst ihr Quartier. Gegen Abend sante der Feldherr einige Reuterey zur Entdeckung aus. Diese nahmen einige auf der Wache befindliche Indianer gefangen. Allein sie konten weder durch Fragen etwas aus ihnen bringen, noch sie zum Gehen bewegen, weil sie sich auf die Erde warfen, und fortschleppen liessen. Da sie nun solche ins Lager bringen zu können zweifelten; so brachten sie selbige alle ums Leben.

Die Spanier fanden in der Stadt Tula viele ganz zubereitete rauhe Kühhäute, und braucheten sie zu Bettedecken. Sie trafen daselbst auch ungegerbete Felle, und Kuhfleisch an, ohne daß sie die geringste Kuh sahen, noch auch erfahren konten, woher die Barbaren eine solche Menge Häute bekommen können.

So Männer als Weiber sind in der Landschaft Tula sehr ungestalt. Sie haben einen langen und ungemein

spitzne

spitzen Kopf. Diese Gestalt geben sie ihm selbst gleich bey der Geburt, und fahren damit bis ins neunte oder zehnte Jahr fort. Sie haben auch ein gar heßliches Gesicht, weil sie sich mit spitzigen Kieselsteinen, vornemlich an den Lippen, die sie zerschneiden, und schwarz machen, verunstalten. Hierdurch geben sie sich nun ein so scheußliches Ansehen, daß man sie fast nicht ohne Grauen anblicken kan. Hierzu komt noch dieses, daß ihr Verstand eben so übel beschaffen ist, als der Leib.

In der vierten Nacht, da unsere Leute noch zu Tula waren, rücketen die Indianer noch vor anbrechendem Tage in grosser Anzahl davor. Sie machten dabey so wenig Lerm, daß die Wachten sie nicht eher merckete, als bis sie von ihnen schon würcklich angefallen wurden. Sie fielen aber das Lager an dreyen Orten an, und drungen mit solcher Wuth und Geschwindigkeit in das Quarter der Armbrustschützen, daß sie solche, ohne ihnen so viel Zeit zu lassen, ihre Armbrüste zu spannen, zwangen, sich nach dem Posten des Guzmans zurück zu ziehen. Dieser Hauptman kam alsobald heraus, und traf auf die Indianer, welche mit desto grösserer Hitze stritten, da sie glaubeten, des Guzmans Wiederstand risse ihnen den schon habenden Sieg wieder aus den Händen.

Mit gleicher Herzhaftigkeit stritten die Indianer und Spanier auch an andern Orten, und man hörete allethalben nichts, als Schreien. Ueberdem war auch wegen der Dunckelheit die Verwirrung so groß, daß man so bald auf den Freund, als auf den Feind, losschlug. Damit nun unsere Leute einander kennen, und nicht verwunden möchten, gaben sie geschwinde das Wort San Jago, die Indianer aber Tula, zur Losung.

Der meiste Theil dieser Barbaren hatte statt derer Pfeile sechs Fuß lange Stöcke, weil derienige Indianer, der vorhin dem Paez die Zähne aus dem Munde geschlagen, gesaget hatte, er hätte solches mit einem Stocke gethan. Weil nun seine Gefährten ein gleiches Glück hoffeten; so bewaffneten sich viele mit Stöcken, und trafen mit solchen einige Spanier sehr hart. Juan Baeza, ein Hellebardierer von der Leibwache des Feldherrn, wurde vornemlich sehr übel zugerichtet. Denn nachdem ihn zween Indianer angepacket hatten, zerschlug ihm erst der eine mit dem Stocke seinen Schild, der andere aber versetzete ihm einen solchen Schlag auf den Rücken, daß er zu ihren Füssen niederfiel, und vollends den Rest bekommen haben würde, wenn nicht einige Soldaten herzugelauffen wären. Es geschahen auch noch viele andere dergleichen Zufälle, weswegen hernach die Spanier einander aufzogen, weil solches nur Stockschläge gewesen waren.

Die Reuterey, vor welcher sich die Feinde fürchteten, trennete endlich ihre Hauffen: doch höreten sie noch nicht auf, hartnäckig zu streiten. Denn ob sie gleich von den Reutern mit Lanzen niedergestossen wurden, und diese sie oftmals in Unordnung brachten; so wehreten sie sich doch herzhaft, bis daß der Tag anbrach. Hierauf zogen sie sich in ein Gehölz zurück, welches nahe an einem Bache lag, der an der Stadt heraus floß. Die Spanier freueten sich über diese Zurückziehung gar sehr, weil die Indianer als verzweifelte Leute fochten, und sich nach nichts, als der Niederlage ihrer Feinde, sehneten. Das Treffen endigte sich beym Aufgange der Sonnen. Darauf gingen unsere Leute wieder ins Lager, um die Verwundeten zu verbinden, deren Anzahl nicht gerin-

geringe war. Unterdessen hatte man doch nur vier Mann verlohren.

Das XIII. Hauptstück.

Besonderes Gefecht eines Indianers mit vier Spaniern.

Nach gehaltenem Treffen gingen einige Spanier ihrer Gewohnheit nach aus, um die Todten und Verwundeten zu besehen. Es hatte aber Caspar Caro in dem Gefechte ein Pferd verlohren, welches feldflüchtig geworden war. Er setzete sich also auf ein anderes, das einem seiner Freunde zugehörete, um seines aufzusuchen. Caro fand auch sein Pferd wieder, und trieb solches vor sich hin bis auf den Kampfplatz. Allhie traf er viere zu Fusse an, worunter einer, Namens Salazar, seine Geschicklichkeit im Reiten sehen lassen wolte, und auf das Pferd, welches Caro vor sich hin iug, stieg. Inzwischen rief Juan von Carranza, einer von den vier Fußgängern, er hätte nahe bey ihnen im Gebüsche einen Indianer gesehen. Die Spanier gingen alsobald auf ihn los, der eine auf dieser, und der andere auf iener Seite, damit der Feind nicht entwischen könte. Carranza eilete dem Orte zu, alwo er ihn erblicket hatte. Seine Gefährten, worunter einer ihm geschwinde, der andere aber langsam nachging, folgeten ihm. So bald sich der Indianer auf allen Seiten eingeschlossen sahe; trat er aus dem Gebüsche hervor, und lief mit einer Streitart, die er in dem Anfalle der Armbrustschützen erobert hatte, auf den Carranza zu. Diese Art war sehr scharf, und hatte einen Stiel, welcher über einen halben Klafter lang war. Der Indianer nahm sie in

beyde Hände, und hieb mit solcher Wuth auf den Schild des Carranza, daß er ihn halb entzwey spaltete, und ihn dergestalt in den Arm verwundete, daß er ihn zum Fechten untüchtig machte. Hierauf ging er mit gebücktem Haupte auf einen andern Soldaten los, und begegnete diesem eben so, als den Carranza.

Als Salazar, welcher auf dem Pferde des Caro saß, seine beyden Gefährten so übel zugerichtet sahe; fiel er den Indianer ganz rasend an, welcher aus Furcht vor dem Pferde auf eine alda befindliche Eiche stieg. Salazar verfolgete ihn, näherte sich ihm so viel er konte, und that einige iedoch vergebliche Hiebe mit dem Degen nach ihm. Wie aber der Barbar sahe, daß er sich wegen der Zweige mit seinem Bogen nicht helfen konte; verlies er den Baum, stellete sich dem Reuter zur lincken Seite, und gab dem Pferde einen solchen Hieb auf den Nacken, daß er selbigen von einander spaltete. Unterdessen kam auch Gonzalo Sylvester mit langsamen Schritten heran, weil er meinete, daß seine Gefährten mit dem Indianer leicht fertig werden würden. Wie er nun nahe genug war, ging der Barbar mit Grimm gerade auf ihn zu, und hieb aus allen Kräften nach ihm. Allein Sylvester wich ihm so hurtig aus, daß die Art nur etwas seinen Schild berührete, und gab ihm darauf mit seinem Säbel einen solchen Querhieb, daß er ihn an der Brust, ins Gesicht, und an der Stirne verwundete, und ihm die lincke Hand abhieb. Der Barbar wurde über den Verlust dieser seiner einen Hand ganz rasend, setzete also mit vollen Sprüngen auf seinen Feind von neuen an. Sylvester beugete ihm mit seinem Schilde aus, und gab ihm mit seinem Säbel abermals einen solchen Hieb in die entblössete Seite, daß er ihn,

weil

weil der Hieb weder von einigen Waffen noch Kleidern aufgehalten wurde, mitten entzwey spaltete, und er also todt zu seinen Füssen niederfiel.

Eben damals kam Caro gleichfals herzu, welcher, als er sein Pferd so übel zugerichtet sahe, solches zum Feldherrn brachte, und voller Zorn zu ihm sagte, daß ein einziger Indianer mit dreyen Hieben einer Streitaxt drey Spanier, die sich doch geschickt und herzhaft zu seyn düncketen, zum Fechten untüchtig gemacht, und ihnen wohl gar das Leben genommen, wenn nicht Sylvester ihren Feind grosmüthiger Weise umgebracht hätte.

Der Feldherr bewunderte samt denenienigen, die ihn begleiteten, des Indianers Kühnheit, und die Tapferkeit des Sylvesters. Wie aber Caro wieder die drey Spanier alzu sehr in Hitze kam; sagte Soto, der ihre Verdienste wohl kante, zu ihm: „Ihr Unglück wäre eine Würckung des Kriegesglückes, welches sich bald dem einen, bald dem andern günstig erzeigete. Er hätte nicht nötig, über die leichte Wunde seines Pferdes in einen solchen Eifer zu gerathen. Im übrigen wünschete er denienigen zu sehen, welchen Sylvester des Lebens beraubet hätte„. Hierauf begab er sich mit vielen von seinen Officiers an den Ort, wo der todte Leichnam des Indianers lag, über dessen Tapferkeit er von neuen erstaunete, als er von den Verwundeten die Umstände des Gefechtes vernahm.

Das XIV. Hauptstück.

Abreise von Tula, und Winterlager der Truppen in Utiangue.

So lange die Spanier zu Tula stille lagen, thaten sie verschiedene Streiffereyen durch die Landschaft, und fanden sie sehr volckreich. Sie nahmen zwar viele Indianer von allerley Alter gefangen; doch konten sie solche weder mit Gewalt, noch Gelindigkeit mit sich fort bringen. Denn wenn sie sie nötigen wolten, ihnen zu folgen; so warfen sie sich auf die Erde, und gaben nur zu verstehen, man möchte sie entweder zufrieden lassen, oder ihnen das Leben nehmen. Unsere über diese viehische Hartnäckigkeit erbitterte Leute brachten alle zum Fechten taugliche Mansbilder um, liessen aber die Weiber und Kinder wieder los. Nichtsdestoweniger brachte Juan Serrano eine Indianerin auf eine geschickte Art mit fort. Allein sie war so wild, daß, wenn er ihre Pflicht ihr zu Gemüthe führete, sie ihm Töpfe, Feuerbrände, und was sie sonst antraf, an den Kopf warf. Sie verlangete, daß man sie nur schalten und walten lassen, oder umbringen solte, und sagte, sie wäre nicht zum Gehorsam gebohren. Dieserwegen ließ sie auch ihr Herr nur nach ihrem Eigensinne handeln. Dem ohngeachtet machte sie sich doch mit der Flucht davon, worüber Serrano auch gar nicht böse wurde.

Der blosse Name Tula ist schon so fürchterlich, daß man die weinenden Kinder damit zum Stillschweigen bringet, und die viehische Gemüthsart der Einwohner dieser Landschaft setzet sie bey ihren Nachbaren in Furcht. Wie die Spanier diese Gegend verliessen; führeten sie einen

einen jungen Knaben von neun bis zehen Jahren mit sich weg. Wenn nun in den Städten, die sie nachmals entdecketen, und wo sie wohl aufgenommen wurden, die Kinder sich in kleine Hauffen theileten, um sich mit einander zu schlagen; so befahlen unsere Leute dem jungen Knaben von Tula, eine oder die andere Parthey auszusuchen. Alsdenn nahmen ihn die Kinder von seinem Hauffen alsobald zum Anführer an. Diese stellete er sogleich in Schlachtordnung, und fiel mit grossem Geschrey die Gegenparthey an, welche er denn augenblicklich in die Flucht brachte, wenn er nur einmal Tula rief. Die Spanier, so gegenwärtig waren, gaben ihm hierauf Befehl, sich auf die Seite der Ueberwundenen zu begeben, und auf die Ueberwinder loszugehen. Er gehorchete auch: und so bald er nur anfing, Tula zu rufen; wanten seine Feinde den Rücken. Er mochte sich also auf eine Seite schlagen, auf welche er wolte; so trug er allemal den Sieg davon.

Nachdem nun die Spanier ihrer Verwundeten wegen zwanzig Tage zu Tula geblieben waren, brachen sie auf, und kamen nach zween Tagereisen in die Landschaft Utiangue, um alda den herannahenden Winter zu verharren. Sie marschireten vier Tage durch diese Provinz, und fanden das Erdreich sehr gut, aber schlecht bevölckert, und mit kühnen Einwohnern besetzet. Denn sie fielen die Spanier auf dem Wege immer an, und beunruhigten sie oft, und dieses geschahe alle halbe Meilen. Anfangs schossen sie in ziemlicher Weite hefftig mit Pfeilen auf sie, und nahmen darauf die Flucht. Weil aber der Streit im freien Felde geschahe; wurden sie von der Reuterey verfolget, und gar leicht mit Speeren niedergestossen. Dennoch aber liessen sie den Muth

nicht sincken. So bald sie nur zwanzig oder fünf und zwanzig zusammen bringen konten, fielen sie unsere Leute von neuen an, wurden aber von ihnen tapfer empfangen. Sie verstecketen sich auch bisweilen in das lange Gras, um die Spanier desto besser zu überraschen. Unterdessen hatten sie doch gar kein Glück, sondern bekamen immer Schläge. Endlich gelangeten die Truppen an die Hauptstadt, welche von der Landschaft den Namen hat, und verlegten sich dahinnein, weil sie von ihren Einwohnern verlassen worden. Der Feldherr sante einige Indianer des Landes an sie ab. Allein sie wolten weder einen Frieden, noch Bund mit den Spaniern schliessen. Die Völcker der Landschaft Utiangue sind kühn, stolz, verwegen, und besser gebildet, als die von Tula. Denn sie haben weder ein heßliches Gesicht, noch einen scheußlichen Kopf.

Sobald Soto und seine Officiers sahen, daß es in der Stadt Utiangue an Lebensmitteln nicht fehlete, und daß sie in einer fruchtbaren Ebene lag, auf beyden Seiten mit einem Flusse bewässert wurde, schöne Weyden umher hatte, und mit Pallisaden umgeben war; beschlossen sie, alda ihre Winterläger zu nehmen. Denn sie waren damals nicht nur bereits in der Mitte des Octobers des 1541sten Jahres, sondern wusten auch nicht, ob sie anderwerts eben so viele Bequemlichkeiten finden würden, als an diesem Orte. Sie befestigten ihn also, und versahen sich mit Holz, grossen Hirsen, trockenen Weinberen, gedörreten Pflaumen, und andern Früchten, die sie in Menge antrafen. Sie schossen auch auf der Jagd viele Caninichen, Hirsche und Rehböcke, womit sie sich recht was zu gute thaten, und hätten sie es in Spanien nicht besser noch bequemer

haben

haben können, als in Utiangue. Es ist zwar gewiß, daß der Winter alda strenge war, und es daselbst so starck schneiete, daß sie in anderthalb Monaten nicht aus der Stadt kommen konten. Allein weil sie ein gutes Feuer machten; so konten sie sich der Kälte gar leicht erwehren.

Gewiß wenn ich alle diese Bequemlichkeiten, und die Vortreflichkeit des Erdreichs in Florida recht betrachte; so kan ich die Aufführung der Spanier, die sich deswegen alda nicht niederlassen wolten, weil sie da weder Gold noch Silber antrafen, nicht billigen. Sie bedachten aber nicht, daß sie darum in selbigem Lande von diesen Metallen nichts funden, weil die Einwohner sich keine Mühe gaben, solches zu suchen, und es nicht achteten. Und in der That, man versichert, daß, wie einige Schiffe an der Küste gestrandet, und di Indianer einige Beutel mit Gelde gefunden, sie die Beutel in der Absicht, solche nutzen zu können, mitgenommen, dasienige aber, was in selbigen gewesen, zurück gelassen hätten, weil sie es nicht zu nutzen gewust.

Das XV. Hauptstück.

Kriegeslist des Caciquen von Utiangue, und Entdeckung der Landschaft Naguatex.

Sobald der Cacique merckete, daß die Spanier ihr Winterlager zu Utiangue haben wolten; fassete er den Entschluß, sie von da zu verjagen. Dieserwegen versuchete er, den Feldherrn durch Leute einzuschläfern, die er bey der Nacht an ihn abfertigte, und ihn versi-

cherten, daß ihr Cacique bald selbst nach der Stadt kommen würde. Allein unter diesem Vorwande hatten sie nur Befehl, die Truppen zu verkundschaften, damit man auf ihren davon abgestatteten Bericht sich über die Mittel berathschlagen könte, einen sichern Anfall auf sie zu thun. Die Spanier, welche in diese Indianer kein Mißtrauen setzeten, zeigeten ihnen die Pferde, die Waffen, und wie man die Stadt bewachete. Inzwischen bekam Soto von der Absicht dieser Barbaren Nachricht, sagte also zu ihren Abgeordneten, sie möchten künftig bey Tage nach Utiangue kommen. Weil sie aber darauf bestunden, bey der Nacht dahin zu kommen; so hielt man dafür, daß man sie mit Gewalt zum Gehorsam bringen müste, weil man durch den gelinden Weg mit ihnen nichts ausrichtete. Dieserwegen tödtete Bartholomäus von Argote, welcher, wie er einsmals die Wache an dem Stadtthore hatte, dazu befehliget worden, einen von diesen Abgeordneten, der, um mit den Officiers zu reden, hinnein wolte. Diese That wurde von iederman, vornemlich aber vom Soto, gebilliget. Denn er lobete den Argote, welcher von der Zeit an für einen braven Soldaten gehalten wurde, ungemein; die Indianer aber, die nunmehr ihr Vorhaben entdecket sahen, santen niemand mehr an unsere Leute ab.

Unter währender Zeit, da die Truppen zu Utiangue in den Winterquartieren lagen, bewacheten einige die Stadt, andere aber gingen, wenn der Schnee geschmolzen war, partheyenweise aus, einige Indianer gefangen zu bekommen, weil es damals an Bedienten fehlete. Weil sie aber nach sieben bis acht Tagen, als so lange sie mit ihren Streiffereyen zubrachten, nur mit wenig Gefangenen zurück kamen; so suchete der Feldherr zwey-

hun-

hundert und funfzig Mann so wohl zu Pferde, als zu Fusse aus, und ging zwanzig Meilen weit ins Land bis nach Naguater, einer fruchtbaren und volckreichen Provinz. In dieser Landschaft überrumpelte er noch vor Tage einen Flecken, in welchem der Cacique wohnete. Er nahm daselbst eine ziemlich grosse Anzahl Männer und Weiber gefangen, und kam darauf wieder nach Utiangue, alwo der übrige Theil der auf ihn wartenden Armee sich schon seinetwegen sorgsame Gedancken gemacht hatte, weil er schon vierzehen Tage weg gewesen war. Allein seine Wiederkunft zerstreuete ihre Furcht, und man dachte auf nichts, als Lustbarkeiten, und wie man sich in die Gefangenen theilen wolte.

Ende des zweyten Buches.

Das

☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆

Drittes Buch.

Entdeckung vieler Landschaften, und Begebenheiten der Spanier in diesen Gegenden, auch was sie für Zubereitungen zu ihrer Zurückkunft nach Mexico gemacht.

Das I. Hauptstück.

Einzug der Truppen in Naguater.

Nach einem fünf monathlichen Aufenthalte zu Utiangue brach der Feldherr im April des 1542sten Jahres von da auf, und marschirete nach der Hauptstadt von Naguater, welche mit der Landschaft einerley Namen hat. Er legte in sieben Tagen zwey bis drey und zwanzig Meilen durch sehr volckreiche Länder zurück, bevor er an diese Stadt kam. Unter Weges begegnete ihm weiter nichts, als daß ihn die Barbaren bey dem Durchzuge durch die Hölzer und dem Uebergange über die Flüsse anfielen. Allein so bald man ihnen den Kopf bot, nahmen sie die Flucht. Unsere Leute kamen also glücklich zu Naguater an, welches sie gänzlich verlassen fanden, und blieben daselbst vierzehen Tage. Unterdessen durchstreiffeten sie die ganze

Land-

ndschaft, und versahen sich mit den benöthigten Le-
ensmitteln, ohne daß sich die Einwohner besonders
awieder geleget hätten.

Die Spanier waren schon sechs Tage zu Naguater,
's der Cacique sich bey dem Soto entschuldigen ließ,
aß er seiner in dieser Stadt nicht gewartet hätte, um
n alda mit Ehren zu empfangen. Er ließ ihm auch
och sagen: „Er schämete sich seiner Aufführung so
sehr, daß er sich nicht unterstünde, ihn nunmehro zu
besuchen. So bald er aber von seiner Verwirrung
wieder etwas zu sich selbst gekommen wäre, wolte er
seine Schuldigkeit schon in acht nehmen. Unterdessen
würde er seinen Unterthanen befehlen, seinen Verfü-
gungen genau nachzuleben, weil er ihn für seinen
Herrn erkennete„. Der Feldherr antwortete hier-
uf: „Er wäre dem Caciquen für die ihm bewiesene
Ehre sehr verpflichtet. Man könte ihn nur versichern,
daß er sehr wohl würde empfangen werden, und daß
man ihn mit Vergnügen sehen würde„. Nach die-
m begaben sich die Abgeordneten sehr vergnügt über
en Soto wieder zurück. Den folgenden Tag frühe
Morgens kamen noch andere, welche viere von den
ornehmsten Indianern und über fünfhundert Bediente
nit sich brachten. Sie sagten zum Feldherrn: Sie
elleten ihm die ansehnlichsten Personen in der ganzen
andschaft dar, um ihm zu dienen, und sie zu Geissel
lange zu behalten, bis der Cacique selbst käme. So-
o danckete ihnen für diese Gewogenheit, und befahl,
einen Indianer mehr gefangen zu nehmen. Unterdes-
en kam doch der Cacique nicht: daher man glaubete,
r habe nur in der Absicht zu den Spaniern geschicket,
m die Verwüstung seiner Länder, und die Gefangen-
ehmung seiner Unterthanen zu verhindern. Unter-
dessen

dessen dieneten doch die vornehmsten Indianer samt den übrigen den Truppen sehr fleißig, und hatten keine andere Absicht, als ihnen blindlings zu gefallen. Der Feldherr, welcher ihre Zuneigung erkante, erkundigte sich bey ihnen und denen auf Parthey ausgehenden Soldaten nach der Landschaft Naguatex, und marschirete in Begleitung vieler Indianer, die der Cacique ihm mit Lebensmitteln zusante, nach einer andern Provinz.

Das II. Hauptstück.

Flucht des Guzman.

Nachdem die Spanier zwo Meilen zurück geleget hatten, vermisseten sie den Diego (51) Guzman, einen tapfern Ritter, aber grossen Spieler, welcher mit allen Sachen wohl versehen nach Florida gekommen war. Alsobald befahl der Feldherr, stille zu halten, und die vornehmsten Indianer so lange im Arrest zu behalten, bis man von dem Guzman Nachricht erhielte. Man frug also unter den Spaniern nach, wo dieser Ritter wohl hingekommen wäre: da sich denn fand, daß er noch den Abend vor dem Tage seiner Vermissung im Lager gewesen wäre; daß er vier Tage zuvor in Carten (52) seine Waffen und Bagage verspielet; daß, wie er im Spielen hitzig geworden, er eine sehr schöne Indianerin von ohngefehr achtzehen Jahren, welche ihm bey der Theilung der Gefangenen in der Landschaft Naguatex zugefallen war, verspielet; daß er alles andere, was er verlohren, bezahlet, in Ansehung dieser Schönen aber zu dem Gewinner gesaget, er wolte sie ihm in vier

(51) Carmona nennet ihn Franciscus.

(52) Diese waren in Ermangelung anderer von Leder gemacht.

vier oder fünf Tagen zuschicken; daß er inzwischen sein Wort nicht gehalten hätte, und man weder ihn noch die Indianerin sähe. Man kam also auf den Argwohn, daß er sich wegen des Schimpfs, seine Ausrüstung verspielet, und dieses von ihm geliebte iunge Mädchen verlohren zu haben, unter die Barbaren begeben hätte. Und in der That lies man allen Zweifel fahren, als man erfuhr, daß die Indianerin des Caciquen Tochter wäre. Dieserwegen befahl Soto, welcher den Guzman hochhielt, den vornehmen Indianern, ihn unverzüglich zurück kommen zu lassen, weil er sonst glauben würde, daß sie ihn heimlich ermorden lassen, und er wäre, um eine so schändliche That zu bestrafen, verbunden, sie mit allen ihren Leuten hinrichten zu lassen. Diese armen Indianer santen aus Furcht, ihr Leben zu verlieren, geschwinde an denienigen Ort, wo sie vom Guzmad Nachricht zu erhalten glaubeten: da denn ihre Boten, die in einem Tage hin und wieder her gingen, die Zeitung brachten, daß er bey dem Caciquen wäre, und er ihnen zugeschworen hätte, niemals wieder zu den Spaniern zu kommen. Hierauf versetzete der Feldherr: er könte dieses nicht glauben, und die vornehmen Indianer hätten ihn gewiß umbringen lassen. Hierauf nahm einer unter ihnen mit grossem Ernst das Wort auf, und sagte mit einer Stimme, die gar keinen Gefangenen anzeigete: „Sie hätten alzu viel „Muth, als daß sie lügen solten. Damit er aber von „der Wahrheit ihres abgestatteten Berichts desto sicherer überzeuget würde; so bäten sie ihn, iemand von „ihren Gefährten an die Indianer abzusenden. Sie „wolten ihn versichern, daß der Ritter sich mit diesem „ihren Gefährten ins Lager begeben, oder sich schließlich „erklären würde. Er möchte sich nur die Mühe geben,

„ihm

„ihm in einem Schreiben anzubefehlen, daß er entwe„der wieder kommen, oder durch einen kleinen Brief „antworten solte: so würde man daraus urtheilen kön„nen, daß der Ritter noch am Leben wäre„. Sie setzeten insgesamt auch noch hinzu: „Wenn ihr Ge„fährte nicht auf die Art, wie sie ihn versicherten, zu„rück käme; so würden sich die drey übrigen der Todes„strafe willig unterwerfen. Sie hätten aber von des „Feldherrn Klugheit eine so hohe Meinung, daß sie „versichert wären, er würde seinen Zorn nur sie allein „empfinden lassen, und nicht einmal zugeben, daß drey „Personen um eines einzigen Soldaten willen, der, „ohne von einigem Einwohner des Landes dazu gezwun„gen worden zu seyn, schändlicher Weise das Reisaus „genommen hätte, sterben solten„. Soto und seine Hauptleute liessen sich des Indianers Vortrag völlig gefallen, und gaben ihm Befehl, nach dem Guzman zu gehen, dem Gallego aber, welcher dieses Ritters guter Freund war, ihm seine Gedancken über seine schlechte Aufführung zu überschreiben, und ihm zur Wiederkunft zu bewegen: man wolte ihm seine ganze Ausrüstung wieder geben, und es solte ihm niemals an etwas mangeln.

Der Indianer reisete hierauf mit dem Briefe des Gallego und dem Befehle des Feldherrn, welcher den Caciquen bat, ihm seinen Soldaten wieder zu schicken, oder er wolte alles mit Feuer und Schwerd vertilgen, und alle in seiner Gewalt befindliche Indianer umbringen, fort. Als nun Guzman das, was man von ihm verlangete, gelesen hatte; kritzelte er, um zu erkennen zu geben, daß er annoch lebete, mit Kohlen seinen Namen hin, und bat den Abgeordneten, die Spanier zu versichern, daß er niemals zu ihnen zurück kommen würde.

würde. Der Cacique gab auch so gleich zur Antwort: „Weil es dem Guzman frey stünde, in seinen Ländern „zu bleiben; so wolte er ihn auch nicht zwingen, solche „zu verlassen. Er hätte die Gewogenheit gehabt, ihm „seine Tochter wieder zu bringen: daher würde er ihm „allezeit höflich begegnen, und sich gegen die Spanier „so aufführen, daß sie sich in seinem Lande völlig nieder„lassen könten. Bey dem allen nun würde es dem „Soto keine Ehre seyn, wenn er die Unterthanen einer „Person umbringen lassen wolte, welche seine Leute als „ein Freund aufnähme. Nichtsdestoweniger würde er „ihm davon nichts weiter sagen, und möchte er machen, „was er wolte„. Der Feldherr, welcher den Eigensinn des Guzmans wohl kante, und einsahe, daß der Cacique als ein ehrliebender Mann redete, beschloß darauf, weiter zu gehen, und ließ die vornehmen Indianer samt deren Bedienten, als sie ihn insgesamt bis an eine andere Landschaft begleitet hatten, wieder los. Unterdessen muß man doch hiebey gestehen, daß die Liebe und das Spiel die Menschen sehr verblenden, weil sie solche bewegen, sich ohne Betrachtung ihrer selbst ihren eigenen Feinden in die Hände zu liefern.

Das III. Hauptstück.

Von der Landschaft Guacane.

Unsere Leute marschireten fünf Tage durch die Landschaft Naguater, und kamen in das Land Guacane, dessen Völcker von ihren Nachbaren sehr unterschieden waren. Die von Naguater waren sittsam, höflich, und Freunde der Spanier: die Einwohner von Guacane aber barbarisch, und ihre geschwornen Feinde. Und in

der That, anstatt daß sie mit ihnen ein Bündniß schliessen solten, zeigeten sie bey aller Gelegenheit, daß sie sie hasseten, und boten ihnen vielmals eine Schlacht an. Allein die unsrigen schlugen sie allemal aus, weil sie über die Helfte von ihren Pferden verlohren hatten, und sie die übrigen der Wuth der Feinde nicht blos stellen wollten. Damit sie nun alle Gelegenheit, sich mit ihnen in ein Treffen einzulassen, vermeiden möchten; so verdoppelten sie ihren Marsch, und durchzogen die Landschaft Guacane in acht Tagen. In dieser Gegend sahe man auf den meisten Häusern hölzerne Kreutze, weil die Landeseinwohner von den herlichen Thaten gehöret, welche Nugnez und seine Gefährten im Namen Jesu Christi in den Ländern von Florida verrichtet, alwo sie, so lange sie in der Gewalt der Indianer gewesen waren, sich aufgehalten hatten. Nichtsdestoweniger kamen doch weder Nugnez, noch seine Gefährten bis nach Guacane, oder auch in viele andere Länder, woselbst ihr Ruhm bekant war. Allein das Gerüchte hatte seine durch Gottes Gnade gethanen Wunderwercke, da er die Krancken durch das Zeichen des Kreutzes gesund gemacht, von einer Provinz zur andern ausgebreitet. Die über diese Wunderwercke erstaunten Einwohner von Guacane überredeten sich also, daß, wenn sie Kreutze auf ihre Häuser setzeten, sie vor aller Gefahr gesichert seyn würden. Hieraus kan man nun abnehmen, wie leicht man die Völcker von Florida zum Glauben bekehren würde, weil sie sich viel eher durch Beyspiele zum Guten bewegen lassen, als durch Macht und Gewalt.

Das IV. Hauptstück.

Abzug der Trupven nach der Landschaft Anilco.

Der Feldherr brach von Guacane in der Absicht auf, nach Chucagua wieder umzukehren, und zwar durch einen andern Weg, als er vorhin genommen hatte, und zur Entdeckung anderer Landschaften einen viel weiteren Zug vorzunehmen. Er gedachte, sich, noch ehe seine Armee durch Kranckheiten und Schlachten gänzlich zu Grunde gerichtet würde, in Florida niederzulassen. Ueberdem war es ihm auch verdrießlich, daß er von seiner gehabten Mühe keinen Nutzen ziehen, und alle Tage immer neue Entdeckungen thun solte. Dieserwegen trug er ein grosses Verlangen, daß Florida, als ein grosses und fruchtbares Land, von den Spaniern, vornemlich aber von denenjenigen, die ihn begleiteten, bewohnet werden möchte. Er überlegte auch bey sich selbst, daß, wenn er, ohne sich wo niederzulassen, stürbe, in vielen Jahren so tapfere Truppen, als die seinigen wären, nicht wieder zusammen kommen würden. Es gereuete ihn dahero, daß er sich in der Landschaft Achußi nicht gesetzet hatte, und er wünschete gar sehr, seinen begangenen Fehler wieder gut zu machen. Weil er aber weit von der See entfernet war, und wohl sahe, daß er seine Zeit vergeblich anwenden würde, einen Hafen zu suchen; so hatte er sich vorgenommen, bey seiner Ankunft nahe bey dem Chucagua an dem Ufer dieses Flusses eine Stadt zu bauen, und zwo Brigantinen zu verfertigen, welche er der Führung einiger ihm getreuer Personen anvertrauen wolte, daß sie den Fluß hinunter bis an das Meer schiffeten, um den Einwoh-

nern von Mexico, Cuba, und andern Ländern Nachricht zu geben, daß man in Florida grosse Landschaften, die mit allen Dingen überflüßig versehen wären, entdecket hätte. Er hoffete, daß durch dieses Mittel die Spanier von allen Seiten sich dahin begeben, und alles, was zu einer neuen Anwohnung nöthig wäre, mitbringen würden. Dieses hätte auch leicht ins Werck gerichtet werden können, wenn der Tod des Soto, der ihn an seinen rühmlichen Absichten verhinderte, nicht darzwischen gekommen wäre.

Als der Feldherr aus Guacane ging; kam er durch sieben andere Länder, ehe er noch bey dem Chucagua anlangen, und im Frühlinge, sich alda niederzulassen, den Anfang machen konte. Weil aber die Spanier starcke Tagereisen vor sich nahmen; so bekümmerten sie sich nicht um die Namen dieser Provinzen, darunter viere einen Ueberfluß an Lebensmitteln hatten, und wegen der daselbst befindlichen Baumgärten und Bäche sehr angenehm waren. Allein die übrigen drey waren weder fruchtbar, noch anmuthig, und glaubte man auch, daß die indianischen Wegweiser die Truppen mit Willen durch die schlimmesten und unlustigsten Oerter geleitet hätten. Der Feldherr wurde in allen diesen Ländern wohl empfangen, daß also unsere Leute durch diese Landschaften, die wenigstens hundert und zwanzig Meilen im Durchzuge enthielten, ganz glücklich kamen. Endlich gelangeten sie an die Grenze der Landschaft Anilco, und hatten dreyßig Meilen bis zur Hauptstadt, welche mit der Provinz und dem Caciquen einerley Namen führet. Sie lieget an dem Ufer eines Flusses, welcher viel gröſſer, als der Guadalquivir, ist, und hat ohngefehr vierhundert gute Häuser, nebst einem schönen

Marckt-

Marcktplatze in der Mitte. Das Haus des Caciquen stehet auf einer Höhe, von welcher man die Stadt im Zaum halten kan. Dieser Herr war bey der Ankunft der Truppen vor der Stadt, und befand sich an der Spitze von einem Hauffen von 1500 Mann seiner auserlesensten Unterthanen. Die Spanier, welche die standhafte Stellung der Indianer erkanten, machten so gleich Halte, um die nachfolgenden Soldaten zu erwarten, und stelleten sich geschwinde in Schlachtordnung. Unterdessen befahl Anilco, daß man die Weiber wegschaffen, und ein ieder seine besten Sachen in Sicherheit bringen solte: worauf unsere Armee näher rückete, um mit dem Treffen einen Anfang zu machen. Allein die Barbaren nahmen, ohne den geringesten Pfeilschuß zu thun, die Flucht. Einige begaben sich in die Stadt: der meiste Theil setzete auf Nachen und Schlitten über den Fluß; andere aber schwammen hinnüber. Denn sie waren nicht Willens, sich in ein Treffen einzulassen, sondern nur den Feind aufzuhalten, damit ihre Güter in Sicherheit gebracht werden könten. Wie unsere Leute die Indianer nunmehr auf der Flucht sahen; drungen sie auf sie an, erwischeten einige an dem Ufer des Flusses, und machten in der Stadt viele Weiber und Kinder, die nicht hatten entkommen können, zu Gefangenen. Hierauf lies der Feldherr dem Anilco den Frieden und seine Freundschaft anbieten, und sich die Ehre seiner Wohlgewogenheit ausbitten. Allein dieser wolte keine Antwort ertheilen, sondern gab nur mit der Hand den Abgesanten ein Zeichen, daß sie sich weg machen solten.

Die Spanier nahmen ihren Aufenthalt in der Stadt, und blieben daselbst vier Tage. Unterdessen versahen sie sich mit Kähnen und Schlitten, und setzeten über

den Fluß, ohne von den Indianern daran verhindert zu werden. Nach diesem marschireten sie vier Tage durch unbewohnte Länder, und kamen in die Landschaft Guachoia.

Das V. Hauptstück.

Von Guachoia, dessen Caciquen, und dem Kriege der Indianer.

Nachdem die Spanier diese Wüste zurück geleget hatten, war der erste Wohnplatz, den sie antrafen, die Hauptstadt von Guachoia. Diese hat mit der Landschaft einerley Namen, und lieget an dem Ufer des Chucagua auf zweenen Hügeln, welche nur durch ein flaches Erdreich, das der Stadt zu einem Marckte dienet, abgesondert wird. Sie bestehet aus dreyhundert Häusern, von denen die eine Helfte auf dem einen, die andere aber auf dem andern Hügel lieget. Das Haus des Caciquen ist an dem höchsten Orte dieser Erhöhungen. Unsere Leute kamen ganz unvermuthet zu Guachoia an, weil die Einwohner von Anilco, welche mit den Einwohnern dieser Stadt Krieg führeten, selbige von dem Marsche unserer Truppen nicht benachrichtiget hatten. Als der Cacique und seine Unterthanen unsere Armee zu Gesichte bekamen, und sahen, daß sie ihr nicht wiederstehen konten; nahmen sie die Flucht, und zogen sich nach dem Chucagua zurück, über welchen sie mit Weibern, Kindern, und ihren besten Sachen in Fahrzeugen setzeten. Die Spanier bemächtigten sich der Stadt, und nahmen ihr Quartier in solcher, weil sie eine Menge Früchte und grossen Hirsen darin fanden.

Weil

Weil ich bereits gemeldet habe, daß die meisten Provinzen, wodurch man gekommen, mit einander in Feindschaft gelebet; so will ich alhier erzählen, wie die Einwohner dieser verschiedenen Länder mit einander Krieg führen. Die Indianer aus einer Landschaft streiten wieder die andern nicht aus einem unordentlichen Ehrgeitze, sich deren Länder zu bemächtigen, bringen auch kein Kriegesheer auf die Beine, um einander eine Schlacht zu liefern. Sie stellen ihnen nur einen Hinterhalt, und plündern sich bey dem Fischfange und auf der Jagd, und kurz, an allen Orten, wo sie nur ihren Vortheil sehen. Bisweilen tödten und nehmen sie auch einander gefangen. Allein die Gefangenen wechseln sie gegen einander aus, und machen die übrigen zu Leibeigenen, welchen sie an einem Beine die Sennader hinten am Fusse abschneiden, damit sie sich nicht mit der Flucht davon machen können. Fänget der Krieg von ohngefehr auf einmal an; so verwüsten sie ihren Feinden die Aecker, stecken die Dörfer in den Brand, und ziehen davon. Auf diese Art bekriegen die Einwohner von Florida aus einer Landschaft die andere, und werden tapfer und kühn, weil sie sich beständig in den Haren liegen, und immer in den Waffen und in der Uebung bleiben. Weil aber die Uneinigkeit unter ihnen herschet, und gemeiniglich der Cacique des einen Landes mit allen seinen Nachbaren in Zwistigkeit lebet; so ists eine ausgemachte Sache, daß die Eroberung aller dieser Länder dadurch um desto leichter wird, und die unter ihnen währende Uneinigkeit einmal ihren Untergang verursachen kan.

Um aber wieder auf unsere Leute zu kommen, so hatten sich diese drey Tage in der Stadt Guachoia ausgeruhet,

ruhet, als der Cacique, welcher mit seinem Lande einerley Namen führet, nachdem er vernommen, daß Anilco mit den Spaniern keinen Frieden machen wollen, sich die Gelegenheit zu Nutze zu machen gedachte, welche ihm das Glück, sich an seinem Feinde zu rächen, an die Hand bot. Er sante also an den Feldherrn viere von seinen vornehmsten Landeseinwohnern nebst vielen Bedienten, welche mit Früchten und Fischen beladen waren. Sie baten den Soto, ihrem Caciquen den damit begangenen Fehler, daß er ihn nicht zu Guachoia erwartet hätte, um ihn alda mit Ehren zu empfangen, zu vergeben, setzeten auch noch hinzu, daß er ihn ietzo für seinen Herrn erkennete, und er, wenn er die Erlaubniß erhielte, ihm dieses mündlich zu versichern, sich in vier Tagen ins Lager begeben würde.

Soto erfreuete sich über diese Zeitung, und trug den Abgesanten auf, ihrem Herrn zu sagen, er wäre ihm verbunden, und möchte er sich, weil er seine Freundschaft besonders hochschätzete, nur, so bald es ihm beliebte, die Mühe geben, ihn zu besuchen, da er denn wohl würde empfangen werden. Die Indianer waren mit dieser Antwort vergnügt; kehreten also wieder zurück: worauf denn der Cacique binnen den dreyen Tagen, da er ins Lager zu kommen verzog, alle Tage sieben bis acht Personen an den Feldherrn sante, um selbigem seine Empfehlung zu machen, und durch dieses Mittel auf eine listige Weise zu erfahren, ob die Spanier nicht anders Sinnes würden, und er klug handelte, wenn er zu ihnen ginge. Als er aber erfuhr, daß man es wohl mit ihm meinete; begab er sich um den Mittag in Gesellschaft seiner vornehmsten Unterthanen, welche alle mit Federn gezieret, und nach Landes Art sehr gut geschmücket waren, in das Standlager.

Das

Das VI. Hauptstück.

Wie sich Guachoia gerächet.

Als der Feldherr vernahm, daß Guachoia in der Stadt angekommen wäre, und ihn besuchen wolte; ging er aus seinem Zimmer, um ihn an der Hausthür zu empfangen. Hier machte er ihm und allen denenjenigen, die bey ihm waren, sein Compliment. Hierauf verfügete er sich mit ihnen in einen Saal, wo er sich vermittelst der Dolmetscher mit dem Caciquen von den benachbarten Landschaften, und über alles dasjenige, was die Eroberung des Landes verzögern oder befördern könte, in ein Gespräch einlies. Inzwischen fing der Cacique an zu niesen: da denn alsobald die Indianer von seinem Gefolge, die sich an der Mauer des Saals heraus gestellet hatten, eine Vorbeugung machten, und die Arme ausstrecketen. Sie bezeigten dem Caciquen noch auf eine andere Weise ihre Ehrerbietung, und sagten alle auf eine höfliche Art: „Die Sonne möchte „bey ihm seyn, ihn erleuchten, beschützen, und erhal„ten„. Die Spanier verwunderten sich, daß diese Barbaren eben so höflich waren, als die allergesittesten Völcker, und hielten dafür, daß es gewisse Gebräuche gäbe, welche durch die ganze Welt in Obacht genommen würden.

Wie nun die Unterhaltung lange genug gewähret hatte; wurde der Tisch gedecket, und der Cacique speisete mit dem Soto, die Indianer aber blieben bis nach geendigter Mahlzeit um sie herum stehen. Hierauf gingen diese Indianer in einen andern Saal, um alda das Mittagesmahl einzunehmen. Gegen Abend wies man dem Caciquen ein Zimmer an, und gab ihm eini-

ge Leute zur Aufwartung zu. Die andern begaben sich über den Fluß, und kamen nachmals wieder, ihrem Herrn die Cour zu machen. Dieses versäumeten sie niemals, so lange die Spanier zu Guachoia blieben.

Unterdessen sagte der Cacique, welcher sehr verschmitzt war, zum Feldherrn: „Er müste nach der Landschaft „zurück kehren, weil solche an allerhand Bequemlich„keiten einen Ueberfluß hätte. Er erböte sich, ihn da„hin mit seinen meisten Unterthanen zu begleiten. Um „aber den Uebergang des Flusses, welcher mit dem „Lande einerley Namen hätte, zu erleichtern; verspra„che er, über achtzig Fahrzeuge kommen zu lassen, „womit man sieben Meilen den Chucagua hinnunter „bis an den Mund des Anilco, der in jenen Fluß fiele, „schiffen wolte. Hierauf wolten sie den Anilco hinnauf „bis an die Stadt gleiches Namens fahren. Sie hätten „in allem nicht über zwanzig Meilen zu thun: und so „lange die Schiffe hinnauf und herab fahren würden, „könten die übrigen Truppen den Weg zu Lande neh„men, da sie denn alle an den gewünscheten Ort gelan„gen würden„. Der Feldherr ließ sich überreden, weil er gerne wissen wolte, ob die Landschaft Anilco ihm zu seinem Vorhaben bequem wäre. So wolte er sich auch überdem gerne zwischen diesem und dem Lande Guachoia geruhig niederlassen, weil er glaubete, daß dieser Ort ihm sehr gelegen wäre, aus Merico, wohin er zu schicken entschlossen war, Zeitung zu bekommen. Allein Guachoia hatte ganz besondere Absichten, welche man nicht erfahren konte. Er meinete aber, sich mit Hülfe der Spanier an dem Caciquen Anilco, welcher in allen Treffen ihm überlegen gewesen war, zu rächen. Wie er nun also den Feldherrn so weit gebracht hatte, wie-

der

der nach der Landschaft Anilco zu gehen; so ließ er die versprochenen Fahrzeuge herzuführen. Hierauf befahl Soto dem Guzman, sich mit seiner Compagnie und viertausend Indianern nebst vielen mit Bogen und Pfeilen bewafneten Ruderknechten einzuschiffen. Dieser Hauptman ging also mit den vorgemeldeten Truppen zu Schiffe, und fuhr damit den Fluß hinnab. Sogleich trat auch der Feldherr mit den übrigen Spaniern, und Guachoia mit zweytausend von seinen Unterthanen nebst einer grossen Menge indianischer Bedienten den Marsch zu Lande an, und kamen alle zu gleicher Zeit vor die Stadt Anilco, woselbst der Cacique sich damals eben nicht aufhielt. Nichtsdestoweniger widersetzeten sich doch die Einwohner dem Uebergange des Flusses herzhaft. Als sie aber sahen, daß es ihnen unmöglich war, länger zu wiederstehen, nahmen sie die Flucht, und verliessen die Stadt. Die Unterthanen des Guachoia drungen voller Wuth hinnein, plünderten und beraubeten den Tempel, woselbst das Begräbniß der Landesherren, und die Schätze von Anilco waren. In diesem Tempel waren auch die Waffen und Fahnen, welche die Unterthanen des Anilco von ihren Nachbaren erobert hatten; vor den Thoren aber sahe man die Köpfe der angesehensten Vasallen des Guachoia auf Spiessen gestecket. Allein die Leute dieses Caciquen nahmen diese Köpfe ab, und steckten an ihrer Stelle geschwinde die Köpfe einiger Unterthanen des Anilco auf. Sie nahmen die Fahnen wieder zu sich, warfen die Särger über einen Hauffen, traten die Todten aus Rache über die von ihnen vormals erlittenen Beleidigungen mit Füssen, und brachten alles ohne Verschonung weder Alters noch Geschlechts um. Sie übeten ihre Wuth vornemlich an den saugenden Kindern und Alten aus.

Diesen

Diesen letztern rissen sie gleich die Kleider vom Leibe, und schossen sie an denenjenigen Orten, welche den Unterscheid des Geschlechts ausmachten, mit Pfeilen todt. Allein die Kinder nahmen sie bey den Beinen, warfen sie in die Luft, und richteten sie, noch ehe sie wieder an die Erde fielen, mit Pfeilschüssen hin.

Das VII. Hauptstück.

Zurückkunft des Generals in die Stadt Guachoia, und von seinen Zurüstungen auf Mexico.

Wie Soto von denen durch die Leute des Guachoia verübeten Grausamkeiten Nachricht bekam; wurde er darüber ungemein erbittert, weil seine Absicht, wieder nach der Landschaft Anilco zurück zu kehren, dieser wütenden Aufführung sehr entgegen war. Damit er nun diesem wüsten Wesen ein Ende machen möchte; ließ er geschwinde zum Abzuge blasen, stellete dem Caciquen die übele Nachrede vor, welche er sich durch dieses Unglück über den Hals ziehen würde, und befahl den Dollmetschern, bekant zu machen, daß bey Lebensstrafe niemand Feuer anlegen, und die Unterthanen des Caciquen Anilco mishandeln solte. Weil aber der Feldherr befürchtete, daß die Unterthanen des Guachoia ins geheim alles, was ihnen die Raserey nur eingäbe, ausüben möchten; so ging er aus der Stadt Anilco heraus, und nahm seinen Weg nach dem Flusse zu, gab auch den Spaniern Befehl, des Guachoia Leute hurtig fortrücken zu lassen, weil er besorgete, sie möchten sich hinten aufhalten, und ihre Feinde niedermachen. Wie er nun nahe bey dem Flusse war, ging er mit allen

Trup-

Truppen nach der Stadt Guachoia wieder zu Schiffe. Kaum aber hatte man eine Viertelmeile zurück geleget, als man die Stadt Anilco im Feuer aufgehen sahe. Denn die Barbaren, welche sich nach dem Verbote des Feldherrn sie anzustecken nicht erkühnet, hatten boshafter Weise glühende Kohlen in die Winckel der nur von Stroh gemachten Häuser geleget, daß also, sobald nur der geringeste Wind wehete, das Feuer darin aufging, und alles augenblicklich verzehrete. Der Feldherr wolte gleich wieder umkehren, und verhindern, daß die Stadt nicht gänzlich in die Asche geleget würde. Als er aber gewahr wurde, daß die umliegenden Indianer dahin lieffen; verfolgete er seinen Weg, und begab sich nach Guachoia, alwo er die Sorge für die Truppen seinen Hauptleuten überließ, um seinen Absichten einzig und allein nachdencken zu können. Dieserwegen befahl er, zum Schifbau tüchtiges Holz abzuhauen, und Stricke, Harz und Eisenwerck zusammen zu bringen, um einige Brigantinen zu verfertigen. Weil er aber hoffete, daß ihm Gott die Gnade thun würde, ihn, bis er seinen Wunsch erfüllet hätte, zu erhalten; so hatte er bereits seine Augen auf einige Officiers und Soldaten, denen er am meisten trauete, geworfen, um ihnen die Führung derer nach Mexico zu sendenden Schiffe anzuvertrauen. Er hatte auch beschlossen, nach Absegelung der Brigantinen mit den Fahrzeugen des Caciquen Guachoia an die andere Seite des Flusses in das Land Quigualtanqui zu gehen. Er erfuhr durch seine Läuffer, daß diese Landschaft fruchtbar und volckreich wäre, und die aus fünfhundert und etlichen Häusern bestehende Hauptstadt nicht weit vom Lager abläge. Er hatte auch schon iemand an den Caciquen gesant, welcher in dieser Stadt, die nach der

Land-

Landschaft und ihrem Herrn genant wurde, seine Hofhaltung hatte. Allein dieser Cacique hatte den Abgeordneten, die bey ihm um Frieden anhielten, hochmüthiger Weise zur Antwort gegeben: „Er wolte in Kurzem alle Spanier vertilgen. Es wären solches lauter „Räuber und Landstreicher. Er wolte sie an die höchsten Bäume hencken lassen, damit sie den Vögeln zur „Beute würden, und er hätte bey der Sonne und dem „Monde, als seinen Göttern, geschworen, mit einer so „abscheulichen Völckerschaft niemals einen Bund zu „machen„. Der kluge Soto ließ aber dennoch mit diesem Barbar höflich reden, und bewog ihn also dadurch, eine andere Sprache und Meinung anzunehmen. Als er aber Nachricht bekam, daß alle äuserliche Freundschaftszeichen dieses Caciquen nur betrüglich wären, und er mit den benachbarten Landesherren wieder die Spanier eine Zusammenverschwörung machte; blieb er, in der Hofnung, diese Verrätherey schon einmal zu bestrafen, auf seiner Hut. Denn es stunden damals noch über sechshundert Mann sowohl zu Pferde, als zu Fusse, unter seinem Befehle. Er hatte sich also vorgenommen, solche nach der Stadt Quigualtanqui zu führen, und den übrigen Theil des Sommers und den folgenden Winter daselbst zu bleiben, bis die aus Mexico erwarteten Hülfsvölcker angelanget wären, welche ihm auf dem Chucagua, der alle Schiffe zu tragen vermögend war, leicht zugesant werden konten.

Das VIII. Hauptstück.

Tod des Soto.

Als nun Soto auf nichts, als auf Mittel, sich im Lande niederzulassen, und einigen Nutzen von seiner Arbeit

Arbeit und Mühe zu ziehen, bedacht war; wurde er
den 20ten Junius des 1542sten Jahres mit einem Fie-
ber befallen, welches anfangs wenig auf sich zu haben
schien, aber hernach so heftig zunahm, daß er es selbst
für tödtlich hielt. Er ergab sich also von dem dritten
Tage seiner Kranckheit an gänzlich dem Willen Gottes,
machte sein Testament, und beichtete mit vieler Andacht
und Reue über seine Sünden. Hierauf ließ er seine
Officiers rufen, ernante in ihrer Gegenwart den Lude-
wig von Moscoso von Alvarado zum General, und be-
fahl ihnen im Namen des Kayfers demienigen, welchen
er, sie zu befehligen, ausersehen, so lange zu gehorchen,
bis seine Maiestät ihnen eine andere Ordre zuschicken
würde. Als er dieses gesaget hatte, nahm er ihnen einen
förmlichen Eyd ab, und setzete hinzu, daß Moscoso alle
Eigenschaften eines grossen Capitains besässe. Alsdenn
ließ er diejenigen Soldaten, die er am liebsten hatte, je
drey und drey, die übrigen aber bey dreyßigen vor sich
kommen. Diesen allen redete er sehr zu, sich die Be-
kehrung der Ungläubigen, und die Behauptung der
Ehre des Kayfers, vornemlich aber die Erhaltung der
Eintracht unter ihnen, so viel möglich angelegen seyn zu
lassen. Sobald er diese Worte vollendet hatte, umar-
mete er sie, und nahm mit vielen Zeichen der Zunei-
gung und herzlichen Liebe auf seiner Seite, auf ihrer
aber mit Thränen, Abschied. Mit solchen unter einan-
der geführten Gesprächen brachte er fünf Tage zu; am
siebenden aber, da er seinen Geist aufgab, rief er die
Vorbitte der Jungfrau Maria an, und bat sie, bey
ihrem Sohne für ihn zu bitten. Soto starb im zwey
und vierzigsten Jahre seines Alters, nachdem er auf die
Eroberung von Florida über hundert tausend Ducaten
gewant hatte. Er war zu Villa Nueva de Barca-

Rotta

Rotta aus einem sehr edlen Geschlechte gebohren. Er war etwas über mittelmäßig groß, hatte ein lächlendes Antlitz, und sahe ein wenig schwärzlich aus. Im übrigen saß er sehr wohl zu Pferde, war glücklich in seinen Unternehmungen, indem nur der Tod seine Absichten unterbrach, wachsam, und hurtig, liebte die Ehre, war geduldig im Leiden, bestrafete die Fehler der Kriegeszucht strenge, vergab aber die übrigen gar leicht, war gutthätig und freygebig gegen die Soldaten, und von solcher Tapferkeit und Kühnheit, als iemals ein Heerführer, der in die neue Welt gekommen, gewesen ist. Diese so seltenen Eigenschaften machten, daß er von den ganzen Truppen bedauret wurde.

Das IX. Hauptstück.

Begräbniß des Soto.

Die Spanier, welche den Soto herzlich lieb hatten, kräncketen sich ganz ungemein, daß sie ihm kein seinem Ruhm gemässes Leichenbegängniß halten konten. Sie betrachteten, daß, wenn sie ihn prächtig beerdigen würden, die Indianer den Ort seines Begräbnisses erfahren, und ihn wieder ausscharren, auch an seinem Leichnam alle Grausamkeiten ausüben möchten, welche der Haß ihnen nur eingeben könte. Sie hatten es würcklich verschiedenen Soldaten so gemacht, und allerley schändliche Dinge an ihnen verübet. Einige hatten sie aufgehencket, andere aber geviertheilet, und die Stücken an die höchsten Bäume gebunden. Also stund wahrscheinlicher Weise zu befürchten, sie möchten an dem Feldherrn mehr Grausamkeiten ausüben, als an andern, damit sie an seiner Person die Truppen

pen empfindlich kräncketen. Dieserwegen beschlossen die Spanier, um den Ort seiner Begräbniß unkentlich zu machen, ihm bey der Nacht die letzte Pflicht zu erweisen. Sie sucheten also nahe bey Guachoia einen ebenen Platz aus, woselbst sich viele Gräben fanden, welche die Einwohner dieser Stadt gemacht hatten, um die Erde herauszubringen. In einen dieser Gräben legten sie den Leichnam des Soto, und vergossen dabey noch viele Thränen. Um nun den Ort seines Begräbnisses noch mehr zu verbergen, und ihre Traurigkeit zu verhelen; liessen sie den andern Tag das Gerüchte ausbreiten, daß sich der Feldherr wieder besser befände. Sie setzeten sich gleichsam vor Freuden, daß er seine Gesundheit wieder erhalten hätte, zu Pferde, und schwungen lange Zeit über den Graben, um den Barbaren die Kentniß zu benehmen, und ihnen einigermassen den Leichnam ihres Befehlshabers zu entfremden. Sie befahlen auch sogar, um in ihrem Vorhaben desto glücklicher zu seyn, daß man, nachdem man alle Gräben demjenigen gleich gemacht hatte, worein der Feldherr geleget worden, unter dem Vorwande, zu verhindern, daß die Pferde im Lauffen keinen Staub verursacheten, vor dem Wettrennen eine Menge Wasser darüber gösse. Jedoch aller dieser Behutsamkeit und Vorstellung ohngeachtet hatten die Indianer doch wegen des Todes und Begräbnißortes des Soto einigen Argwohn. Denn wenn sie über die Gräben gingen, stunden sie auf einmal stille, und bemercketen mit den Augen den Ort des Begräbnisses. Damals fingen unsere Leute an, für den Feldherrn besorget zu seyn; wurden also schlüßig, ihn aus dem Graben herauszuziehen, und ihn in den Chucagua, dessen Tieffe sie vorhero ergründen wolten, zu versencken. Aniasco,

Cardenioſa, und einige andere (53) ſtelleten ſich alſo eines Abends, als wenn ſie fiſchen wolten, in der That aber, um die Tieffe dieſes Fluſſes zu erforſchen, und berichteten, daß er in der Mitte neun Klafter tief wäre. Sogleich nahm man ſich vor, den Leichnam des Soto da hinnein zu verſencken. Weil aber in der Landſchaft keine Steine waren, die ihn hätten an den Grund ziehen können; ſo hieb man einen dicken Eichbaum ab, welchen man behauete, und an einer Seite Mannes hoch aushölete: da denn die folgende Nacht Aniaſco und ſeine Gefährten ihn in der Stille an den Begräbnißort brachten, und in die ausgehölete Eiche legeten, welche ſie mit einem Deckel verſchloſſen. Hierauf trugen ſie ihn auf den Fluß da, wo ſie die Tieffe erkundiget hatten: da er denn alſobald zu Grunde ging. Carmona und Coles, welche dieſe Umſtände erzählen, ſetzen hinzu, daß, wie die Barbaren den Soto nicht mehr geſehen, ſie nach ihm gefraget hätten; worauf man, um ſie zu hintergehen, zur Antwort gegeben: „Gott „hätte ihn holen laſſen, ihm wichtige Sachen aufzutra„gen, welche er nach ſeiner Wiederkunft, die in kur„zem eintreffen würde, herzhaft ins Werck richten ſolte„.

Bey Gelegenheit des Leichenbegängniſſes des Soto will ich hieſelbſt noch melden, was für einen Gebrauch die Floridanerinnen an verſchiedenen Oertern im Lande beobachten, indem ſie ſich zu Bemerckung ihrer Trauer die Hare abſchneiden, und ſie auf die Gräber ihrer Männer ſtreuen. Zu dieſer Gewohnheit kan man noch eine viel ſeltſamere hinzuſetzen, welche von den Witwen in acht genommen wird, indem ſie ihre Caciquen um Hülfe anrufen, um den Tod ihrer im Kriege gebliebenen Männer zu rächen.

Das

(53) Dieſe waren Abbadia, Tinoco, Guzman und Arias.

Das X. Hauptstück.

Entschliessung der Truppen nach dem Tode ihres Feldherrn.

Nach dem Tode des Soto hatte niemand von den Officiers die Herzhaftigkeit, dessen gehabtes Vorhaben, sich in Florida niederzulassen, zu verfolgen. Dieserwegen entschlossen sie sich, das Land zu verlassen, alwo sie blos die gegen den Feldherrn getragene Liebe und Ehrerbietung zu bleiben bewogen hatte. Allein diejenigen waren am meisten zu tadeln, die sich einem so niederträchtigen Entschlusse am stärcksten wiedersetzen sollen, und dennoch die ersten waren, die solchen unterstützeten. Und in der That erbot sich selbst Aniasco, der doch zur Entdeckung vieler Landschaften das seinige glücklich beygetragen hatte, und Ehren halber verpflichtet war, eine so berühmte und für ganz Spanien so nützliche Eroberung zu vollenden, alle Truppen nach Mexico zu führen. Weil er sich für einen vortreflichen Erdkündigen (Geographen) hielt; so schmeichelte er sich, sie gar leicht in dieses Königreich zu bringen, und dachte weder an die Wälder, noch Wüsten, welche man, bevor man dahin gelangen konte, durchgehen muste. Es machte ihm aber das Verlangen, Florida zu verlassen, alles ganz leicht. Die andern Spanier, welche er nach Mexico zu führen sich erboten hatte, glaubeten gleichfals, daß sich auf ihrer Reise keine Hinderniß finden würde, weil sie die heftige Neigung, ihre Eroberung fahren zu lassen, ganz verblendete, und sie Florida hasseten, indem sie da weder Gold noch Silber gefunden hatten. Ueberdem wurden sie auch noch dadurch ihre Unternehmung anstehen zu lassen bewogen, daß die Indianer ausge-

sprenget hatten, als wenn nicht weit von dem Orte, wo die Armee war, andere Spanier wären, welche die abendländischen Provinzen unter das Joch brächten. Unsere Leute, die dieses Gerüchte alzu leicht glaubeten, sagten, diese Fremden, von welchen die Barbaren redeten, wären Truppen, welche aus Mexico gegangen, mit denen sie sich vereinigen müsten, um ihnen in ihren Absichten behülflich zu seyn. Hierauf brachen sie den vierten oder fünften Julius von Guachoia auf, und nahmen ihren Weg, in der Entschliessung, zu keiner Seite abzuweichen, gegen Abend. Sie bildeten sich ein, daß, wenn sie dieser Linie folgeten, sie gerade nach Mexico kommen würden, und betrachteten nicht, daß sie unter verschiedenen Höhen wären. Sie legten mit grossen Tagereisen über hundert Meilen durch neue Länder zurück, und bekümmerten sich weder um die Namen, noch die Beschaffenheit derselben. Es ist aber gewiß, daß sie nicht so fruchtbar und volckreich waren, als die übrigen Landschaften von Florida, welche sie zuvor entdecket hatten.

Das XI. Hauptstück.

Aberglaube der Indianer.

Hier will ich auf einen Augenblick den Lauf meiner Geschichte verlassen, um von dem Aberglauben der Barbaren etwas sehr merckwürdiges anzuführen. Als die Spanier aus Guachoia gingen; folgete ihnen ein Indianer von sechzehen bis siebenzehen Jahren nach, welcher, wie die Einwohner dieser Landschaft insgemein sind, sehr wohl gebildet war. Die Bediente des General Moscoso, zu denen er sich verfüget hatte, wolten

ihn

ihn nach einiger Zeit verhindern, weiter zu gehen, und machten sich schon gefasset, ihn von sich zu iagen. Wie sie aber sahen, daß sie seiner nicht los werden konten; befürchteten sie, es möchte ein Spion seyn, gaben also ihrem Herrn Nachricht davon. Man ließ daher diesen Indianer in Gegenwart des Ortis vorkommen, welcher ihn auf Befehl des Generals frug, was ihn bewöge, seine Verwante zu verlassen, und Fremden zu folgen? Hierauf gab er zur Antwort: „Sie sähen an ihn einen „armen iungen Menschen, dessen sich niemand von „Kindheit auf angenommen, und dem von seinen Eltern „nichts hinterlassen worden wäre. Es hätte ihn dero„wegen einer von den vornehmsten Herren im Lande, „welcher seinen Zustand zu Herzen gefasset, in sein „Haus aufgenommen, und mit seinen Kindern erziehen „lassen. Weil aber dieser grosmüthige Wohlthäter „tödtlich kranck geworden; so hätte man ihn nach dessen „erfolgendem Tode lebendig mit ihm begraben wollen, „indem man vorgegeben, er würde von ihm so sehr gelie„bet, daß er ihn in die andere Welt begleiten müste, „um ihm daselbst in seinem benöthigten Zustande zu „dienen. Nun gestünde er zwar gerne, daß er diesem „Herrn in der That verbunden wäre, doch nicht so weit, „daß er leiden müste, sich mit ihm lebendig beerdigen „zu lassen. Um nun einem so kläglichen Tode zu ent„gehen; wäre er den Truppen gefolget, und wolte lieber „ein Leibeigener seyn, als auf eine so grausame Weise „sterben„. Hieraus vernahmen der General und alle, die bey dieser Erzählung gegenwärtig waren, daß die Gewohnheit, den Vornehmen die letzte Ehre zu erweisen, eben so wohl in Florida, als in den übrigen entdecketen Ländern der neuen Welt, beobachtet würde. Und in der That begrub man unter der Regierung der

Yncas in Peru mit den Landesherren und Grossen gemeiniglich dienige Frau und den Bedienten, die von ihnen am meisten geliebet worden waren (54).

Alhier kan man noch im Vorbeygehen bemercken, daß bey den Floridanern auch die Gewohnheit ist, ihre erstgebohrnen Kinder der Sonnen zu opfern.

Alle diese Völcker glauben die Unsterblichkeit der Sele, und eine zukünftige Welt, worin die Frommen mit Ehren gekrönet, und ihrer guten Handlungen wegen belohnet, die Bösen aber ihrer Laster halber bestrafet werden. Sie nennen den Himmel Hanampastha, oder die obere Welt, die Hölle aber Ucupacha, welches so viel, als, die untere Welt, bedeutet. Den Teufel heissen sie Cupai, von welchem, wie sie sagen, die Bösen begleitet werden.

Das XII. Hauptstück.

Ankunft der Spanier in Auche, und Tod ihres Wegweisers.

Nunmehro aber will ich mich wieder zu meiner Geschichte wenden. Nachdem nun die Spanier einen Zug von mehr als hundert Meilen gethan hatten, kamen sie in die Landschaft Auche. Der Cacique des Landes gab ihnen Quartiere, und empfing sie dem Ansehen nach mit grossen Freundschaftsbezeugungen. Sie erfrischeten sich zween Tage in der Hauptstadt, die mit der Provinz gleichen Namen führet. Nachdem sie sich nun alda

(54) Daß aber dieses in Peru nicht gezwungen, sondern mit freyem Willen dererjenigen, die lebendig mit begraben werden solten, geschehen sey, hat der Verfasser in seiner Geschichte derer Yncas ꝛc. im VI. Buche und V. Hauptstück selbst angemercket.

alda nach der zu nehmenden Strasse erkundiget hatten; erfuhren sie, daß zwo Tagereisen von dieser Stadt eine Wüste wäre, mit deren Durchzuge man vier Tage zubringen hätte. Der Cacique gab ihnen derowegen Bediente, welche mit grossem Hirsen auf sechs Tage beladen waren, nebst einem Wegweiser mit, dem er befahl, die Truppen durch den kürzesten Weg in bewohnte Länder zu führen. Mit diesen Indianern brachen sie von Auche auf, und gelangeten glücklich in die Wüste, über welche sie durch eine grosse Strasse marschireten, die aber almählig so enge wurde, daß sie sich zuletzt gänzlich verlohr. Nichtsdestoweniger setzeten sie ihren Weg noch sechs Tage fort, ohne eine gewisse Strasse zu halten, indem ihnen ihr indianischer Wegweiser weiß machte, er führete sie deswegen also, weil sie auf solche Art desto eher an Ort und Stelle kämen. Als sie aber sahen, daß sie aus dem Gehölze heraus kamen, und sie seit dreyen Tagen nichts als Kräuter und Wurzeln genossen hatten; gaben sie auf ihren Wegweiser eine genauere Achtung, und wurden gewahr, daß sie von solchem boshafter Weise bald gegen Mitternacht, bald gegen Abend, bald aber gegen Morgen, bisweilen auch gegen Mittag geführet wurden. Sogleich befahl der General, diesen Indianer zu rufen, und ihn zu fragen, was ihn bewogen, die Spanier acht Tage in die Irre zu führen, da er doch in Auche versprochen hätte, sie in vier Tagen aus der Wüste zu bringen. Auf diese Frage gab er gleich anfangs eine so unvernünftige Antwort, daß Moscoso, den es verdroß, die Truppen in einem so erbärmlichen Zustande zu sehen, ihn an einen Baum binden ließ, und Befehl gab, die an Ketten gelegten Windhunde auf ihn zu hetzen. Wie er nun sahe, daß er würde lebendig zerrissen und gefressen wer-

den; bat er, die Hunde wieder weg zu bringen, er wolte alles, was er bishero verschwiegen gehalten, entdecken. Er wurde also seiner Bitte gewähret; da er denn betheurete: „Er hätte nichts ohne Befehl seines Caciquen „gethan. Dieser hätte ihm gesaget, daß, weil er nicht „mächtig genug wäre, die Spanier öffentlich anzugreifen, er beschlossen hätte, sie durch List zu verderben. „Um nun in seiner Unternehmung glücklich zu seyn, hätte „er ihn ausersehen, und ihm anbefohlen, sie dergestalt „in die Irre zu bringen, daß sie in denen Wäldern alle „für Hunger umkämen. Er hätte ihm, wenn er dieses ins Werck richten würde, grosse Belohnungen versprochen. Daferne er es aber nicht thäte; so hätte er „ihn versichert, er wolte ihn auf eine grausame Weise „hinrichten lassen. Also hätte er sich genöthiget gesehen, seinen Caciquen zu gehorchen, und etwas zu „thun, daß sie selbst bey einer gleichen Gelegenheit nicht „unterlassen haben würden. Dieserwegen hätte sein „Verbrechen einige Entschuldigung verdienet. Es „würde aber solches noch eher Verzeihungswürdig seyn, „wenn sie betrachteten, wie wenig sie sich nach dem zu „nehmenden Wege erkundiget. Hätten sie im Anfange „so mit ihm geredet, als sie ietzo gethan; so würde er „ihnen alles gestanden, und sie auf einen guten Weg „gebracht haben. Dennoch aber wolte er sie, wenn „sie ihm würden das Leben schencken, in kurzer Zeit aus „der Wüste bringen. Thäte er dieses nicht; so wolte „er sich denen schmäligsten Leib- und Lebensstraffen unterwerfen„. Der General und seine Officiers, welche über diese Verrätherey ganz erbittert wurden, nahmen seine Entschuldigungen nicht an, und hielten alle dafür; daß man sich nicht weiter auf ihn verlassen müste. Man ließ also die Hunde los, die ihn denn in Stücken

zerris-

zerrissen und auffrassen. Allein gleich darauf gereuete es den Moscoso und seine Hauptleute, und sie sahen sich in noch grösserer Noth, als vorhin, weil sie nicht wusten, wo sie einen andern Wegweiser finden solten, weil sie damals die ihnen zum Dienst mitgegebenen Indianer schon wieder nach Auche gesant hatten. Doch da sie sahen, daß sie entweder umkommen, oder sich aus dem Gehölze ziehen musten; nahmen sie ihren Weg nach der Sonnen Untergang zu, und marschireten drey Tage, ohne das geringeste zu geniessen, nachdem sie in dreyen andern sich nur mit Wurzeln behelfen müssen. Endlich entdecketen sie von der Höhe eines kleinen Berges ein bewohntes aber unfruchtbares Land. Die Einwohner hatten die Flucht genommen, und ihre auf dem Felde ie viere und viere zerstreuete elende Bauerhütten verlassen. Es waren aber die in dieser Gegend gelegenen Dörfer denenienigen nicht gleich, welche man bishero in Florida gesehen hatte. Bey ihrer Ankunft in diese Landschaft fanden sie frisch Rindfleisch, womit sie ihren Hunger stillen konten. Sie nanten solche das Land der Kühhirten, weil sie eine Menge von Kühhäuten alda antrafen, ohne iedoch ein einziges von dieser Art Vieh lebendig zu finden, und konten sie auch nicht entdecken, wo die Indianer im Lande sie her bekamen.

Das XIII. Hauptstück.

Was sich in der Landschaft der Kühhirten zugetragen hat.

Unterdessen, da die Spanier in einer in der Kühhirten Landschaft gelegenen Ebene waren, kam nahe bey dem Lager aus einem Walde ein Indianer, welcher

grosse Federn auf dem Kopfe, einen Bogen in der Hand, und einen Köcher auf der Schulter hatte, und gerade auf sie zuging. Unsere Leute, die ihn in solchem Zustande sahen, glaubten, es wäre ein Abgesanter des Caciquen an den General, und liessen ihn näher kommen. Wie er nun noch etliche funfzig Schritte von ihnen war; legte er einen Pfeil auf seinen Bogen und schoß nach einem Hauffen Soldaten, der gerade vor ihm über war. Allein es wurde von ihnen niemand verwundet, weil einige aus einander gelauffen waren, andere aber sich geschwinde auf die Erde geworfen hatten. Also ging der Pfeil durchhin, und gerieth unter fünf bis sechs Indianerinnen, welche ihren Herren die Mittagsmahlzeit zubereiteten. Eine unter ihnen wurde davon mitten auf den Rücken durch und durch geschossen, und noch eine andere gerade gegen ihr über befindliche in die Brust, in deren Leibe er stecken blieb. Diese arme Indianerin fiel mit ihrer Gefährtin zugleich todt zu Boden. Der Barbar flohe so gleich aus allen Kräften nach dem Walde zu. Die Spanier schrien hierauf zu den Waffen; Gallego aber, welcher von ohngefehr zu Pferde war, erblickete den Indianer auf der Flucht. Er hörete, daß man rief: Schieß todt. Daher rante er ihm nach, erreichete ihn nahe bey dem Holze, und brachte ihn mit grosser Herzhaftigkeit ums Leben.

Drey Tage darauf, als sich die Truppen in etwas ausruheten, kamen zween nach Landesart prächtig gekleidete Indianer früh Morgens ohngefehr auf zweyhundert Schritte vom Lager, und gingen aus Furcht vor einem heimlichen Ueberfalle nahe bey einem Nußbaume, einer auf dieser, der andere auf iener Seite spatzieren.

So-

Sobald dem Moscoso dieses berichtet wurde, verbot er, sie anzufallen, und sagte, es wären Narren und verwegene Leute, die man mit Verachtung ansehen müste. Man ließ sie also nahe bey dem Nußbaume bis an den Abend lustwandeln. Es dachten aber diese Indianer wohl nichts anders, als daß den Spaniern die Lust ankommen solte, sie anzugreiffen. Inzwischen kamen die Reuter, die den Morgen auf Parthey ausgeritten waren, kurz vor der Nacht wieder ins Lager. Wie sie nun diese Indianer nahe bey ihrer Lagerstelle gewahr wurden: frugen sie, was dieses bedeutete, und vernahmen darauf, was der General für einen Befehl gegeben hatte. Sie unterwarfen sich solchem alle, ausgenommen Paez, welcher seine Tapferkeit zeigen wolte, und sagte: „Weil diese Barbaren thörichte und verwegene „Leute wären; so müste ein noch grösserer Narre, wie „sie, ihre Narrheit bestrafen„. Hierauf gab er seinem Pferde die Sporen, und rante dem Nußbaume zu. Allein der Indianer, welcher an derienigen Seite spatzieren ging, da der Reuter herkam, marschirete gerade auf ihn zu, da sich unterdessen sein Gefährte unter den Nußbaum begab, um dadurch zu erkennen zu geben, daß sie eins um eins mit einander schlagen wolten. Paez näherte sich seinem Feinde in voller Wuth, welcher aber mit solcher Kraft auf ihn losschoß, so daß er ihm nicht allein den Harnisch, sondern auch den lincken Arm durchbohrete, daß ihm also der Zügel des Pferdes aus den Händen fiel. Als seine Gefährten, welche bisher noch immer auf den Pferden geblieben waren, diesen Zufall sahen; ritten sie sporenstreichs auf die Barbaren los, welche aber, so bald sie eine solche Menge Leute auf sie anfallen sahen, die Flucht nahmen. Sie wurden aber dennoch, bevor sie noch den Wald erreichen

chen konten, eingeholet. Allein bey diesem Anfalle nahmen die Spanier die Kriegesrechte schlecht in acht. Denn da die Indianer nicht zween gegen einen hatten fechten wollen; so wäre es vernünftig gewesen, daß man ihnen eben so begegnet hätte.

Hierauf marschireten die Truppen über dreyßig Meilen in dieser Landschaft der Kühhirten. Wie sie nun solche schon gänzlich zurück geleget hatten; entdecketen sie gegen Abend einige hohe Gebürge und dicke Wälder, welches lauter Wüsteneyen waren. Allein der General und seine Officiers, welche durch Ermüdung und Hunger klüger gemacht worden waren, beschlossen, auf solche nicht eher zuzugehen, als bis sie einen sicheren Weg gefunden, welcher sie in ein bewohntes Land führete. Dieserwegen gaben sie an vier Compagnien zu Pferde, iede von vier und zwanzig Mann, Befehl, sich durch drey verschiedene Oerter gegen Abend zu wenden, und das Land zu entdecken, mit der Ordre, so weit, als sie nur könten, hinnein zu gehen, sich von einander zu entfernen, und von der Beschaffenheit des Erdreichs und der Gemüthsart der Einwohner Erkundigung einzuziehen. Man gab ihnen zu dem Ende die geschicktesten Indianer, die man nur unter denenienigen finden konte, welche den Spaniern dieneten, zu. Hierauf reiseten sie fort, und kamen nach vierzehen Tagen wieder zurück, da sie denn einmüthig aussagten: „Sie „wären über dreyßig Meilen tief ins Land eingedrun„gen; hätten aber solches allethalben unfruchtbar und „schlecht bevölckert gefunden. Je weiter sie hinnaus „gekommen wären, desto schlimmer hätten sie es ange„troffen. Die Landeseinwohner bekümmerten sich um „den Feldbau nicht, und lebeten nur von Früchten und „Kräu-

„Kräutern, oder auch Wildprett und Fischen, irreten „auch Truppenweise von einem Orte zum andern„. Carmona setzet hier noch hinzu, die Indianer versicherten, daß auf der andern Seite ihrer Provinz ein sehr grosses ebenes Land wäre, in welchem die Kühe unterhalten würden, von denen die Truppen die Häute gesehen hätten, und daß in der Gegend eine Menge zahmes Vieh befindlich wäre.

Das XIV. Hauptstück.

Zurückkunft der Spanier nach dem Chucagua, und von deren Zufällen.

Nach diesem Berichte der auf die Entdeckung des Landes ausgesanten Reuterey verlohren die Spanier alle Hofnung, durch den bishero genommenen Weg nach Mexico zu gelangen. Damit sie nun nicht in Wüsteneyen verwickelt werden möchten, in welchen sie für Hunger sterben müsten, wurden sie Sinnes, nach dem Flusse Chucagua wieder umzukehren, indem sie glaubeten, es wäre der kürzeste und sicherste Weg, aus Florida zu kommen, wenn man diesen Fluß hinnunter ginge, und an den Meerbusen von Mexico gelangete. Sie erkundigten sich also nach dem Wege, welchen sie nach dem Chucagua nehmen müsten, und erfuhren, daß dieses der kürzeste wäre, wenn sie sich zur Rechten derjenigen Strasse, die sie bey ihrer Ankunft genommen hätten, wendeten; doch würden sie durch verschiedene grosse Einöden kommen: kehreten sie sich hergegen zur Lincken; so würde dieser Weg zwar länger seyn, aber durch lauter fruchtbare und volckreiche Länder führen. Sie erwähleten also diesen letzten, und wanten sich

gegen

gegen Mittag, sahen auch mit allem Fleisse dahin, daß sie sich nicht muthwilliger Weise in rauhe Oerter verwickelten, und, um die Indianer nicht zum Zorn zu reitzen, auf ihrem Marsche keinen Unfug verübeten. Nichtsdestoweniger lagen ihnen die Indianer Tag und Nacht in den Eisen. Denn sie stelleten sich in den nahe am Wege gelegenen Gehölzen in den Hinterhalt: wo aber kein Holz war, da geschahe solches in dem Grase, in welchem sie auf dem Bauche lagen. Wenn nun die Spanier vorbey gingen, stunden sie auf einmal auf, und schossen eine solche Menge Pfeile ab, daß sie immer einen darunter verwundeten. So bald man aber auf sie losging; nahmen sie das Reisaus. Gleich darauf kamen wieder andere, welche die Truppen immer mit einigem Verlust von Menschen und Pferden auf allen Seiten anfielen. Hierdurch wurden nun unsere Leute, ohne daß es zu einem Treffen kam, in diesem Lande der Kühhirten härter mitgenommen, als in allen denenienigen, wo sie durch gekommen waren. Vornemlich aber geschahe solches an dem letzten Tage, an welchem sie über kleine Flüsse und Oerter setzeten, das recht gefährliche Pässe waren, aus denen die Barbaren einen wütenden Anfall auf sie thaten, und sich hernach ohne den geringsten Schaden zurückzogen. Von den Spaniern blieben an diesem Tage viele Leute, indianische Bediente und Pferde, und eine Menge Soldaten wurden gefährlich verwundet. Unter diesen war einer von den vornehmsten der heilige Georg, von dem ich nun weitere Meldung thun will. Als nemlich dieser Reuter über einen Fluß setzete, woselbst die Truppen einen Anfall ausstehen musten; schoß ein hinter einem Gebüsche verstecketer Indianer ihn mit einem Pfeile dermassen, daß selbiger durch den Harnisch in die rechte Hüfte, und

ferner

ferner durch den Sattelknopf dem Pferde in den Leib gieng, welches denn ganz wütend aus dem Flusse sprang, in der Ebene herum lief, und durch seine Sprünge den Pfeil auf die Erde zu werfen, und seinen Herrn herunter zu schmeissen trachtete. Diejenigen Spanier, welche damals diesem Soldaten am nächsten waren, eileten ihm zu Hülfe: und wie sie gewahr wurden, daß er durch den Schuß an den Sattel fest geheftet worden, und die Truppen sich ziemlich nahe bey dem Flusse lagerten; brachten sie ihn ins Lager. Man hub ihn alsobald geschickt herunter, nachdem man den Pfeil zwischen dem Sattel und der Hüfte abgehauen hatte. Man nahm auch den Sattel vom Pferde: da denn die Spanier erstauneten, daß ein Pfeil von Rohr, der blos mit einer dergleichen Spitze bewafnet war, so weit hatte durchdringen können. Hierauf legte man den heiligen Georg auf die Erde, und ließ ihn sich selbst verbinden. Ausser vielen andern Eigenschaften verstand er auch die Kunst, mit Oel, fettiger Wolle, und gewissen Worten, welche seine Gefährten Zaubereyen nanten, die Wunden zu heilen. Er hatte auch würcklich einige Verwundete so glücklich verbunden, daß es schien, als wenn ihm Gott, vornemlich in seinen Curen, ein besonderes Glück gab. Sobald aber das Oel und die fettige Wolle zu Mauvila im Feuer aufgangen war; wolte er niemand mehr verbinden, wegerte sich auch lange Zeit, für seine eigenen Wunden Sorge zu tragen. Denn ob er gleich nachher einen Pfeilschuß bekam, welcher ihm unten in den Fuß hinnein, und durch die Ferse wieder heraus ging, und er von einem andern so gefährlich am Knie verwundet wurde, daß die Spitze des Pfeils darin stecken blieb; so verband er sich doch nicht eher, als in der äuserſten Noth, indem er sich einbildete, er könte sich,

weil

weil es ihm an Oel und schmieriger Wolle fehlete, nicht heilen. Allein ich will mich wieder zu dem Schuß wenden, welchen er in der Hüfte empfangen hatte. Weil er wuste, daß er sich mit dem Wundarzte überworfen, welcher ihm bey dem Herausziehen des Pfeils aus dem Knie viel Schaden gethan hatte, und er sich erinnerte, ihm gesaget zu haben: „Er wolte ein ander„mal lieber sterben, als ihn rufen lassen„; der Wundarzt aber hierauf zur Antwort gegeben hatte, „daß, „wenn er auch versichert wäre, ihm das Leben retten zu „können, er es doch nicht eher thun wolte, als bis er erst „nach ihm geschicket hätte„: wie, sage ich, ihm dieses alles ins Gedächtniß kam, und er von keinem andern Hülfe erwartete; so nahm er anstatt des Oels und der Wolle Schweineschmalz und abgeschabete Fäsen von einem alten Mantel eines Indianers, und gebrauchete dieses so glücklich zu seiner Wunde, daß er innerhalb den vier Tagen, da unsere Leute sich nahe bey dem Flusse ausruheten, völlig geheilet wurde, und am fünften, an welchem sie ihren Weg verfolgeten, wieder zu Pferde sitzen konte. Damit man nun an seiner Genesung keinen Zweifel mehr tragen möchte; ritte er um die Truppen von einer Seite zur andern herum, und rief: „Er hätte „das Leben verwürcket, weil, da er in Meinung, seine „Arbeit vergeblich anzuwenden, die Verwundeten nicht „hätte verbinden wollen, über hundert und funfzig „Soldaten gestorben wären„.

Endlich kamen die Spanier aus der Landschaft der Kühhirten heraus, nachdem sie in solcher viel Uebels ausgestanden hatten. Sie zogen zwanzig Tage mit starcken Märschen durch andere Länder, um deren Namen sie sich nicht bekümmerten, und nahmen ihren Weg immer gegen Mittag. Weil sie aber glaubeten, daß

sie

sie tieffer herunter kämen, als sie nicht thun müsten, wenn sie nach Guachoia kommen wolten, als wohin sie wieder umzukehren gedachten; so beugeten sie sich gegen Morgen, und lencketen sich dabey auch immer etwas gegen Norden, und durchkreuzeten endlich einen Weg, über welchen sie im Hingange gekommen waren, wiewohl sie solches nicht gewahr wurden. Man war damals in der Helfte des Septembers, und sie waren seit ihrem Ausgange aus Guachoia schon fast drey Monathe marschiret, ohne daß sie einen einzigen Tag oder Nacht zugebracht hätten, da sie nicht angefallen worden. Bey Tage legten sich die Barbaren in den Hinterhalt, und schossen auf die, so sich etwas von den übrigen abgesondert hatten; des Nachts aber kamen sie, und beunruhigten das Lager.

Einsmals krochen sie gar auf allen vieren bey finsterer Nacht nahe ans Lager, schossen auf die Pferde, und tödteten zwo Schildwachen. Einige Tage hernach versteckten sich zwölf spanische Reuter und eben so viele Soldaten zu Fusse, denen es an Bedienten fehlete, in einen Hinterhalt, um etliche von denenjenigen Indianern, die in dem Augenblicke, da die Truppen aufgebrochen waren, kamen, und alles, was daselbst noch zurück geblieben war, wegschleppeten, gefangen zu bekommen. Sie legten sich hinter einige grosse Bäume, und stelleten auf dem Höchsten eine Schildwache aus, welcher sie Befehl gaben, es ihnen alsobald zu melden, wenn sie etwas gewahr würde. Dieses wurde nun so glücklich ins Werck gerichtet, daß sie vierzehen Indianer gefangen nahmen, und sie unter sich theileten. Als sie aber eben wieder zur Armee stossen wolten; beschwur einer von der Gesellschaft, welcher nicht zufrieden war,

daß er nur zween Indianer bekommen, seine Gefährten, sie möchten nur noch so lange warten, bis er noch einen für sich gefangen genommen hätte. Allein diese, welche mit ihm nicht einerley Meinung waren, sagten zu ihm: „Man müste dieses bis zu einer andern Gelegenheit auf„schieben, und wolten sie ihm alle einen ihnen zu Theil „gewordenen Indianer abtreten„. Doch als sie sahen, daß sie nichts mit ihm ausrichten konten; hielten sie sich noch etwas auf. Unterdessen gab die Schildwachte ein Zeichen, daß sie einen Indianer gewahr würde. Paez, welchen doch sein voriges Unglück klüger machen sollen, ritte alsobald auf den Barbar zu, welcher sich, wie er sich entdecket sahe, unter einen Baum begab. Paez näherte sich ihm, und stieß mit grosser Gewalt mit der Lanze nach ihm. Wie er ihn aber nicht traf, schoß der Indianer, welcher seinen Pfeil fertig hielt, nach ihm, und traf das Pferd dieses Reuters dergestalt in die Seite, daß es, nachdem es ohngefehr zwanzig Schritte zurück gewichen war, todt zu Boden fiel. So gleich ging Bolanios, welcher dem Paez auf dem Fusse nachgefolget war, auf den Barbar los; hatte aber eben das Unglück, das seinen Gefährten betroffen. Juan von Vega, der mit kurzem Schritte hinten nach kam, erstaunete, wie er seine Gesellen unberitten sahe, rante also auf den Indianer zu. Seine Gefährten lieffen auch mit der Lanze in der Hand auf diesen Barbar zu, welcher ganz trotzig gerade auf den Vega losging, um sein Pferd zu tödten, und alsdenn gleich die Flucht zu nehmen. Allein dieser kluge Ritter hatte zuvor Sorge getragen, daß diesem nicht eben das Unglück begegnen konte, was sich mit des Paez seinem begeben hatte. Er hatte nemlich auf die Brust seines Pferdes eine dreydoppelt gefaltete Kuhhaut geleget, und die meisten Reu-

ter,

ter, die sich ihrer Pferde recht annahmen, machten es eben so. Denn sie bedeckten ihnen die Brust auf die Art mit Hirsch- oder Bärenfellen. Wie nun der Indianer ihn recht unter dem Schusse hatte; schoß er auf des Vega Pferd, und traf durch die Kuhhaut, doch also, daß der Pfeil noch drey Finger tief in die Brust ging. Vega fiel den Barbar alsobald wütend an, und brachte ihn um. Hierauf kehrete die Parthey wieder zurück, und verfluchete denienigen, der sie zum Darbleiben genöthiget hatte; bewunderte aber die Herzhaftigkeit des Indianers, dessen Ansehen mit seiner verrichteten That gar nicht überein kam. Als sie nun bey der Armee angelanget waren; brach der General nach der Landschaft Guachoia auf, und unsere Leute hatten auf ihrem ganzen Wege bis zum Ende des Octobers eine gewünschte Witterung. Damals aber wurde wegen des vielfältigen Regens das Wetter so schlecht, daß sie die meiste Zeit ganz naß, und ohne Lebensmittel ihr Lager aufschlugen, daß sie also genöthiget wurden, solche mit Lebensgefahr zu suchen. Je mehr auch der Winter heran nahete, desto mehr verdoppelten sich ihre Beschwehrlichkeiten. Die Flüsse schwollen von dem gefallenen Schnee und Regen ungemein auf, und die Bäche wuchsen dadurch so sehr an, daß sie über solche auf Schlitten setzen musten, und dennoch konte dies unter eben oder acht Tagen nicht geschehen. Denn sie fanden nicht allein kein zu Schlitten taugliches Holz, sondern hatten auch noch immer die Feinde auf dem Halse, und stunden die äußersten Mühseligkeiten aus, indem das Feld fast ganz überschwemmet war, und sie sich oft genothdrungen sahen, im Wasser ihr Lager aufzuschlagen, und sich blos mit einem schlechten Kleide von Hemsfell, welches beständig naß war, und ihnen auch

statt eines Hemdes und einer Mütze dienen muste, zu bedecken. Dieserwegen wurden nicht wenig Spanier für grosser Kälte und alzu vielem Wachen kranck, und ging kein Tag vorbey, da nicht zween bis drey sturben. Man verlohr auch alle Tage einige Pferde und indianische Bediente. Dennoch aber setzeten unsere Leute, ohne über dieses Unglück den Muth sincken zu lassen, ihren Weg fort. Allein sie matteten sich dadurch dergestalt ab, daß sie nicht einmal Kräfte genug hatten, die unter Weges bekommenen Todten zu begraben, welches denn recht erbärmlich war. Ueberdem waren ihre meisten Pferde kranck, die Reuter unberitten, und die Fußvölcker so schwach, daß sie kaum auf den Füssen stehen konten. Da sie aber nichtsdestoweniger alle entschlossen waren, entweder zu sterben, oder wieder nach dem Chucagua zu kommen; so setzeten sich diejenigen, die noch die meisten Kräfte hatten, auf die annoch zu dienen im Stande seyenden Pferde, und wiederstunden den Feinden, welche die Truppen auf dem Marsche mit öfteren Anfällen beunruhigten. Als man nun hierauf wieder ein Lager bezog; stellete man Haupt- und Schildwachten aus, und rückete den folgenden Tag in eben der Ordnung weiter, welches denn vom Monath September (55) bis an die letzten Tage des Novembers 154[illegible] währete, da man bey denen Ufern des Chucagua ankam. Damals glaubeten die Spanier, alles Uebel überstanden zu haben, gaben also zur Bezeugung ihrer Freude einander kleine Geschencke. Ihre Reise erstreckete sich, von dem genommenen Rückwege anzurechnen über

(55) Wie dieses mit dem vorigen überein komme, da es heisset, man hätte vom September bis zu Ende des Octobers gut Wetter gehabt, lässet sich nicht wohl vergleichen, und hat vielleicht der französische Uebersetzer diese Stelle der spanischen Urkunde nicht recht getroffen.

über dreyhundert und funfzig Meilen. Bey ihrer Zurückkunft trafen sie eine trächtig gewesene Sau an, welche sie bey ihrer Abreise verlohren hatten, und die dreyzehen Ferckeln, die alle an den Ohren verschiedentlich gezeichnet waren, geworfen hatte. Hieraus ist glaublich, daß die Indianer diese Thiere unter sich getheilet haben, und noch ietzo einige in Florida unterhalten.

Das XV. Hauptstück.

Die Truppen nehmen Aminoia ein.

Die Spanier langeten nach der Zurückkunft von ihrer Reise sechzehen Meilen von der Stadt Guachoia an, und fanden alda zween Flecken neben einander, welche nach dem Namen des Landes Aminoia genant wurden. Diese Flecken bestunden iede aus zweyhundert Häusern, und waren mit einem Graben eingeschlossen, dessen Wasser aus dem Chucagua kam, welcher aus iedem von diesen beyden Flecken eine Insel machte. Moscoso, welcher ausser siebenzig Reutern auch noch dreyhundert zu Fusse hatte, beschloß, sich deren zu bemächtigen, und den ganzen übrigen Theil des Winters daselbst zuzubringen. Er stellte also seine Truppen in Schlachtordnung, und fiel diese beyden Flecken hinter einander so muthig an, daß die Indianer über die Tapferkeit unserer Leute bestürzet wurden, und sie ohne Wiederstand verliessen. Also bemächtigten sich die Spanier derselben, und zerstöhreten den einen, damit sie bey einem entstehenden Lerm nicht von einander getrennet würden, brachten auch in den andern alle Lebensmittel und Nothwendigkeiten. Hierauf befestigten sie diesen Posten, und setzten ihn erst in zwanzig Tagen in einen Vertheidi-

gungsstand. Denn da sie sehr matt waren; so konten sie nicht ohne grosse Mühe arbeiten.

Unterdessen, da die Spanier in diesen Flecken ihren Einzug hielten, wurden sie von einer alten Indianerin, die sich durch die Flucht nicht hatte retten können, gefraget, wo sie hingedächten. Als man ihr nun geantwortet hatte: In die Winterquartiere; versetzete sie, daß der Fluß alle vierzehen Jahre so sehr sich ergösse, daß die Einwohner genöthiget würden, oben auf die Häuser zu steigen, und dies wäre eben das vierzehente Jahr, in welchem der Flecken würde unter Wasser gesetzet werden. Unsere Leute, welche der guten Frauen ihre Absicht wohl einsahen, spotteten über ihre Träumereyen. Carmona berichtet diesen Umstand gleichfals, und setzet noch hinzu, daß die Spanier in dem Flecken Aminoia achtzehen tausend Maaß grossen Hirsen, nebst einer Menge Nüsse, getrockneter Pflaumen, und einiger andern in Spanien nicht bekanten Früchte gefunden hätten. Dieserwegen erholeten sie sich daselbst almählig wieder. Denn ausser diesen Lebensmitteln hatten sie auch noch sehr bequeme Wohnungen. So kamen auch die Barbaren weder bey Tage noch Nachte; sie zu beunruhigen, welches denn viel dazu beytrug, sie wieder in den vorigen Stand zu setzen.

Wie nun Moscoso sahe, daß seine Leute fast wieder zu Kräften gekommen waren, und der Monath Januarius des Jahrs 1543 verflossen war; befahl er Holz zu einigen Brigantinen zu fällen, und Strickwerck, Segel, und andere zu seiner Absicht benöthigte Sachen zusammen zu bringen. Im übrigen sturben von den Spaniern, so lange sie in Aminoia blieben, ohngefehr sechzig Mann, unter welchen auch Ortis, Tovar, und

Vascon-

Vasconcello waren. Allein auf dem ganzen Zuge verlohren sie über hundert und funfzig Mann, welches denn um desto verdrießlicher war, da der Unverstand der Hauptleute, die die Truppen zu dieser Reise bewogen hatten, an dem Tode so vieler tapferer Soldaten Schuld ware.

Das XVI. Hauptstück.

Verhalten zweener Caciquen gegen die Spanier.

So bald das Gerüchte ausgebreitet worden, daß die Spanier von ihrer Reise wieder zurück kämen, und den Winter zu Aminoia zubrächten; befürchtete Anilco, es möchten mit ihrer Hülfe die Unterthanen des Guachoia nochmals in seine Länder fallen, und ihre Grausamkeiten darin ausüben; sante also iemand an den Moscoso ab, mit dem Befehle, ihm den Frieden und seine Freundschaft anzubieten, und ihn seiner Gehorsamkeit zu versichern, setzete auch noch hinzu, er hätte sich von den Völckern seines Landes alle nur ersinnliche Dienste zu versprechen, und möchte er, um davon Proben zu haben, nur befehlen. Derienige, welchem Anilco dieses zu melden aufgetragen hatte, war sein Unterfeldherr. Er hatte in seinem Gefolge ausser zweyhundert indianischen Bedienten noch zwanzig von den best gezierten und angesehensten im Lande, nebst zwanzig andern, die Früchte und Wildprett trugen. Dieser Kriegesmann nahm seine Schuldigkeit sehr wohl in acht, und ließ nichts aus der Acht, des Moscoso Gemüth zu gewinnen, welcher ihn und die Vornehmsten von seinem Gefolge sehr höflich empfing, und ihn bat, den

Anilco zu versichern, wie er ihm für die Ehre seiner Freundschaft verbunden wäre, und er solche Zeit seines ganzen Lebens besonders hochschätzen würde. Diese Antwort ließ man den Caciquen alsobald wissen, und unterdessen blieb der Abgesante, und die, so ihn begleiteten, bey den Spaniern zurück, gegen welche sie durch treue Dienste ihre herzliche Zuneigung blicken liessen.

Die Unterthanen des Anilco waren schon zween Tage im Lager gewesen, als Guachoia in Begleitung vieler von seinen Unterthanen, die mit Früchten und Fischen belästiget waren, daselbst auch ankam, um das mit den Truppen gemachte Bündniß zu erneuern. Der General nahm ihn sehr wohl auf. Allein die Gegenwart des Unterfeldherrn seines Feindes des Anilco, und die Ehre, die man ihm erwies, setzete ihn in eine tödtliche Betrübniß. Unterdessen verbarg er seinen Verdruß, und nahm sich nur vor, ihn bey Gelegenheit blicken zu lassen.

Unter währendem Winterlager der Spanier in Aminoia erwiesen ihnen die beyden Caciquen alle gute Dienste, und liessen ihnen alle acht Tage neue Geschencke überbringen. Inzwischen befahlen Moscoso und seine Officiers, die auf nichts weiters dachten, als nur wie sie aus Florida kommen möchten, dem Oberaufseher über die Schiffe, einen Ueberschlag zu machen, wie viele Brigantinen man zu Einschiffung der Truppen nöthig hätte. Als er nun geantwortet hatte, sieben; gaben sie die Ordre, alle Nothwendigkeiten dazu anzuschaffen. Anfangs wurden vier Dachungen gemacht, unter welchen man arbeitete, um nicht von den Regen Beschwehrlichkeiten auszustehen. Einige sägeten Bretter, andere behobelten sie, viele machten Nägel und Eisenwerck, einige branten Kohlen, andere aber verfertigten

tigten Ruder und Seile. Also liessen sie sich alles unverdrossen angelegen seyn, verrichteten die Arbeit nach ihrem besten Fleisse, und brachten damit drey Monathe zu.

Diese ganze Zeit über zeigete der Unterfeldherr des Anilco unsern Leuten seine Dienstgeflissenheit, welche auf ihrer Seite ihn ebenfals in grossen Ehren hielten. Denn er hatte nicht allein ein edles, und sich beliebt zu machen fähiges Ansehen, sondern besaß auch noch verschiedene seltene Eigenschaften. Er war fleißig, treu, dienstfertig, kam allen Nothwendigkeiten mit guter Art zuvor, und gab oft mehr, als man von ihm zu bitten sich unterstand. Er versahe die Spanier nicht allein mit vielem Thau- und anderem Strickwerck zu den Brigantinen, sondern auch mit mehr alten und neuen Mänteln, als sie vernünftiger Weise hoffen konten, weil sie im Lande fast keine antrafen. Von den neuen Mänteln machten sie Segel, mit den alten aber kalfaterten sie die Schiffe. Diese Mäntel sind von einem gewissen dem Pappeln ähnlichen Kraute. Dieses Kraut hat kleine Fäden, wie Flachs. Es machen also auch die Indianer Flachs daraus, und färben die Mäntel nach ihrem Belieben, insgemein aber helle und glänzend.

Das XVII. Hauptstück.

Zusammenverbündniß einiger Caciquen.

Unterdessen, daß die Spanier an ihren Brigantinen arbeiteten, glaubete Quigualtanqui, sie machten sich deswegen zu ihrem Abzuge fertig, weil sie nach ihrer Wiedergelangung in ihr Land von der Vortreflichkeit einiger entdecketen Gegenden Bericht abstatten, und

nachmals mit einer grössern Anzahl wiederkommen würden, sie zu erobern. Er bildete sich auch ein, daß sie alsdenn die rechten Herren der Länder verlagen, und sich als Oberherren darin niederlassen würden. In dieser Meinung beschloß Quigualtanqui, um einem solchen Unglücke vorzubauen, alle Spanier in Florida zu vertilgen. Zu dem Ende versamlete er die Vornehmsten in seinem Lande, und entdeckete ihnen seine hierüber habenden Gedancken. Alle versicherten ihn, sein Vorhaben wäre rühmlich, und sie wolten in seinem Dienste bey einer so edlen Unternehmung ihr Leben lassen. Er sante also auf beyden Seiten des Chucagua nach zehen Caciquen, seinen Nachbaren, und ließ ihnen, um sie in seine Parthey zu bringen, sagen: „Man müste den „unter ihnen hegenden Haß ersticken, und sich alle ver„einigen, ihre gemeinschaftlichen Feinde zu verderben. „Würde ihnen das Glück keine Gelegenheit an die „Hand geben; so wolte er zum voraus das Elend be„weinen, welches sie alsdenn treffen würde. Die „Spanier kehreten aus keiner andern Absicht zurück, „als um mit viel grösserer Macht wieder ins Land zu „kommen: und nachdem sie sich dessen grausamer Weise „würden bemächtiget haben; würden sie von ihnen „alle in einer unglückseligen Dienstbarkeit gehalten wer„den„. Die Caciquen empfingen des Quigualtanqui Abgesanten mit Freuden. Sie billigten sein Vorhaben, weil sie es einem grossen Kriegeshelden anständig befanden, und lobeten seine Herzhaftigkeit, deren Grösse ihnen albereits bekant war. Dieserwegen redeten sie mit einander ab, daß ieder Herr in seinem Lande Truppen werben, und Barcken anschaffen solte, ihre Feinde zu Wasser und zu Lande anzugreiffen. Unterdessen aber solte sich, um die Spanier desto besser zu überfallen,

und

und ihnen allen Argwohn zu benehmen, ein ieder besonders stellen, als wolte er sich um ihr Bündniß bewerben, und Abgeordnete mit Geschencken an sie senden. Quigualtanqui, als das Oberhaupt der Zusammenverschwöhrung, schickete zuerst an den Moscoso; alle die andern aber folgeten seinem Beyspiele. Moscoso empfing sie mit desto grösserer Freude und Zuneigung, da er viel zu wenig Truppen hatte, etwas anders, als den Frieden, zu verlangen. Inzwischen glaubete Anilco, welcher wegen seiner den Spaniern geschwornen Treue nicht mit in das Bündniß hatte treten wollen, er wäre Ehren halber verpflichtet, sie von der Zusammenverschwörung der Caciquen zu benachrichtigen. Er ließ also seinem Unterfeldherrn befehlen, dem General die Verrätherey zu entdecken, und ihn zu versichern, daß er ihn alles, was vorginge, wissen lassen wolte. Moscoso ließ dem Caciquen wegen der gegebenen Nachricht und der Fortsetzung seiner Freundschaft Danck abstatten, und hatte seit der Zeit für ihn und seinen Unterfeldherrn eine ganz besondere Hochachtung. Nichtsdestoweniger wolte Anilco doch niemals ins Lager kommen, und entschuldigte sich allemal mit seiner schlechten Gesundheit. Allein die wahre Ursache war diese, daß er den Spaniern nicht trauete.

Man kan nicht eigentlich wissen, ob Guachoia, welcher sich gegen unsere Leute geneigt bezeigete, auch mit in den Bund getreten: doch hatte man ihn in Verdacht, daß er, aus Verdruß über die Hochachtung, die man gegen des Anilco Unterfeldherrn blicken ließ, sich in ein Mitverständniß eingelassen habe. In der That war er darüber ungehalten, daß man diesem Kriegesmanne, der ihnen mit aller Bereitwilligkeit dienete, mehr Ehre anthat, als ihm, der doch sehr langsam gegen sie verfuhr,

fuhr, und ihn auch bey dem Moscoso nur verdächtig zu machen suchete. Allein man glaubete, daß Guachoia, welcher wohl wuste, daß sich Anilco mit den übrigen in kein Bündniß einlassen wollen, dieses deswegen gethan, damit man, wenn der Feldherr ia von ohngefehr die Zusammenverschwörung entdecken würde, seinen Worten keinen Glauben beymäße.

Das XVIII. Hauptstück.

Streit des Guachoia mit dem Unterfeldherrn des Anilco.

Als Guachoia merckete, daß er vergebliche Mühe anwendete, seinen Feind in den Gemüthern der Spanier zu Schanden zu machen; gerieth er auf einmal in Hitze, und sagte zum Moscoso in Gegenwart vieler Officiers: „Er hätte schon lange Zeit mit Verdruß angesehen, daß er und seine Truppen dem Unterfeldherrn „des Anilco so viel Ehre erwiese. Er hätte allezeit „gedacht, man müste diejenigen ehren, die das meiste „Ansehen hätten, und am höchsten von Geburt wären. „Nichtsdestoweniger führeten sich in diesem Stücke die „Spanier ganz anders auf, weil sie den Unterfeldherrn „des Anilco allein hochschäßeten, der doch weder reich, „noch mächtig, noch von einigem Adel wäre, und nicht „anders angesehen zu werden verdienete, als ein Unterthan. Er hätte Vasallen, die denienigen, welchem „sie so viele Proben der Hochachtung schencketen, in „allem übertrafen. Er bäte sie also auf ihre Lebensart „Achtung zu geben, und versichert zu seyn, daß die „Handlungen des Unterfeldherrn verstellet, und nur „dahin gerichtet wären, sie zu betrügen„. Der Unterfeld-

terfeldherr des Anilco, der die wieder ihn ausgestossenen Reden geduldig angehöret hatte, versetzete ohne die geringeste Bitterkeit. „Man würfe ihm mit Unrecht seine „Geburth vor. Seine Vorfahren wären Caciquen ge„wesen, und also gäbe er an Adel niemand etwas nach. „Er müste zwar gestehen, daß ihm sein Vater keine „grosse Güter nachgelassen hätte; allein er hätte diesen „Mangel durch seine Herzhaftigkeit ersetzet, weil er in „denen mit dem Guachoia und andern Herren geführ„ten Kriegen so viel erworben, daß er nach seinem Stan„de davon leben könte. Er könte sich also ietzt wohl „unter die Reichen rechnen, welche sein Feind so hoch „geschätzet wissen wolte. Ein Unterthan, wie er, wür„de einem solchen Caciquen, als Guachoia wäre, be„ständig weit vorgehen. Bey dem allen aber wäre er „eigentlich kein Unterthan, weil er von dem Anilco nicht „also gehalten würde. Dieser hielte ihn als einen von „seinen nächsten Verwanten, und solchergestalt hätte er „ihn zu seinem Unterfeldherrn in der Provinz gemacht. „Er hätte darauf viele Schlachten gewonnen, und den „Vater den des Guachoia, auch von einer Zeit zur „andern seine Hauptleute, in die Flucht geschlagen. „Ja auch seit dem Guachoia seinem Vater in der Re„gierung gefolget wäre, hätte er seine ganzen Krieges„völcker in Stücken zerhauen, und ihn nebst seinen „beyden Brüdern, und die vornehmsten seines Staats „gefangen genommen. Damals hätte er ihn seines „Landes berauben, und sich dessen leicht bemächtigen „können, indem ihm niemand zu wiederstehen im Stan„de gewesen. Allein er hätte dieses nicht nur nicht un„ternommen, sondern auch für ihn zur Zeit seiner Ge„fangenschaft eine besondere Sorge getragen. Er „wäre, wie er, seine Brüder, und Unterthanen in Frey-

„heit

„heit gesetzet, so gar Bürge für sie geworden. Weil „aber Guachoia sein Wort nicht gehalten hätte; so wol„te er nur so lange warten, bis die Truppen erst weg „wären, um ihn wieder in seine Gewalt zu bekommen. „Alsdenn solte ihm die Verwegenheit, daß er ihn iezo „zu einem arglistigen Manne machen wolte, theuer zu „stehen kommen, und würde er ihn lehren, ein ander„mal seine Ehre nicht verwegener Weise zu kräncken. „Ja, damit auch ihr Streit nicht länger unausgemacht „bleiben möchte; so käme es nur auf den Guachoia „an, ihn augenblicklich zu endigen. Sie wolten beyde „nur in einen Kahn steigen, und sich auf dem Flusse „schlagen. Brächte ihn Guachoia ums Leben; so wür„de er seinem Haß dadurch ein Genügen thun, und sich „wegen des gehabten Verdrusses, daß die Spanier sei„nem Feinde Ehre erzeiget hätten, gerächet haben. „Würde er aber in dem Streite einen Vortheil erhal„ten; so wolte er zeigen, daß die Verdienste eines Men„schen nicht in dem Glanze der Reichthümer, noch in „dem Besitze vieler Unterthanen, sondern in der Tu„gend und Großmüthigkeit bestünden„. Guachoia antwortete hierauf nicht ein Wort, und ließ seine Verwirrung in seinem Gesichte genugsam blicken. Doch Moscoso und die Spanier wurden in ihrer von den seltenen Verdiensten des Unterfeldherrn des Anilco habenden Meinung bestärcket, und erzeigeten ihm alle Tage noch grössere Ehre.

Das XIX. Hauptstück.

Von einem indianischen Kundschafter.

Moscoso bedachte, daß, wenn der Haß des Guachoia und des Unterfeldherrn des Anilco in einen öffentlichen

lichen Krieg unter ihnen ausbrächе, sie ihm zu seinen Brigantinen weiter nichts hergeben würden, sagte also zu ihnen: „Weil sie von den Spaniern auf gleiche „Weise geliebet würden; so könten sie ihre Uneinigkeit „nicht länger ansehen. Sie bäten sie dahero, ihren „Zorn zu unterdrücken, und in Zukunft in einem vol„kommen guten Verständnisse zu leben„. Die beyden Indianer gaben dem Moscoso zur Antwort: „Sie „wären bereit, sich nach seinem Willen zu bequemen, „und wolten in Betrachtung seiner alles großmüthig „vergessen„. Vier Tage nach beygelegter Streitigkeit und wie des Anilco Unterfeldherr eben wieder nach seinem Lande reisen wolte, befahl der General, welcher den Worten des Guachoia nicht trauete, und befürchtete, er möchte, um sich an seinem Feinde zu rächen, ihm unter Weges nachstellen, ihm eine Bedeckung von dreyßig Reutern mitzugeben, bis er ausser Gefahr wäre. Der Unterfeldherr schlug dieses anfänglich dem Moscoso höflich ab, und gab ihm zu verstehen, daß er sich vor dem Guachoia nicht sonderlich zu fürchten hätte. Um aber dem General nicht zu mißfallen, nahm er die ihm angebotene Entdeckung an. Allein er kam nachmals oft wieder, und ging in sein Land zurück, ohne daß er über zehen bis zwölf Indianer bey sich gehabt hätte. Unterdessen fertigten Quigualtanqui und die andern Caciquen von seiner Parthey Leute an den Moscoso mit Geschencken ab, und gaben diesen Abgeordneten Befehl, die Aufführung der Spanier, ihre Hauptwachten, und ob sie ihre Waffen und Pferde geschickt führen könten, zu beobachten, um daraus zu ersehen, woran es ihnen fehlete, und solches sich wieder bey vorfallender Zeit und Gelegenheit zu Nutze zu machen. Als der General hievon Nachricht bekam, ließ er den Abgeordne-

ordneten der feindlichen Caciquen verbieten, des Nachts ins Lager zu kommen. Allein diese Verbote waren vergeblich. Dieserwegen, da Sylvester, welcher den Befehl des Generals und den Ungehorsam der Barbaren wuste, in einer Nacht an dem Thore von Aminoia die Wache hatte, und beym Mondschein zween sehr wohl geschmückte Indianer gewahr wurde, welche auf einem zur Brücke dienenden Baume über den Graben gingen; ließ er sie stille heran kommen. Weil er nun auf der Wache war; gab er dem ersten, welcher, ohne ihm um Erlaubniß zu fragen, durch das Nebenpförtchen ging, einen Hieb über das Gesichte. Ueber diesen Hieb fiel der Barbar zur Erde; stund aber gleich wieder auf, nahm seinen Bogen zur Hand, und flohe aus allen Kräften davon. Sylvester wolte ihn nicht vollends den Rest geben, weil er dieses für genug hielt, die Indianer klug zu machen. Der Gefährte des Verwundeten, welcher den Hieb gehöret hatte, nahm auch die Flucht, ging wieder über die Brücke, begab sich nach seinem Kahne zurück, fuhr über den Fluß, und machte allethalben Lerm. Unterdessen sprang der Verwundete mit ganz blutigem Gesichte in das Wasser, schwamm hinnüber, und rief seinen Gesellen. Die an der andern Seite des Flusses befindlichen Barbaren höreten seine Stimme, lieffen zu ihm, und brachten ihn weg. Den folgenden Tag nach Aufgang der Sonnen, kamen viere der vornehmsten Indianer von Seiten der verbundenen Caciquen, sich bey dem General zu beschwehren, daß seine Leute den Frieden brächen, und einem von den vornehmsten Indianern des Landes gar übel mitgespielet hätten, bäten ihn also, diesen Uebermuth zu bestrafen, weil gemeldete Person tödtlich verwundet worden. Um die Mittageszeit langeten vier

andere

andere im Lager an, und sagten nach einigen geführten Klagen, daß der Verwundete sterben wolte; bey dem Untergange der Sonnen aber trafen noch viere ein, welche versicherten, daß ihr Gefährte schon todt wäre, und verlangeten, daß man denjenigen Spanier am Leben strafen solte, der Schuld daran wäre. Der General gab iedesmal den Abgesanten zur Antwort: „Er verlangete den „Frieden zu unterhalten; hätte also das geschehene nicht „befohlen. Allein der Soldat, der ihren Kerl verwundet, „hätte nicht wieder seine Pflicht gehandelt. Wolte er „dahero schon ihnen zu gefallen ihn bestrafen lassen; so „würden doch seine Hauptleute solches nimmer zugeben, „weil der Indianer nicht hätte hinnein gehen müssen, ohne „die Schildwachte anzureden, noch auch die Caciquen ihn „wieder den Befehl, zur angesetzeten Stunde zu kommen, absenden sollen. Da sie nun selbst Schuld daran wären; so müste alles vorgegangene vergessen werden, und die Dinge in Zukunft in gehöriger Ordnung „geschehen, um auf beyden Seiten allen Vorwand eines „Friedensbruches zu benehmen„.

Die Abgesanten gingen über diese Antwort sehr mißvergnügt wieder fort, und sucheten die Caciquen zu bewegen, sich wegen der Verachtung der Spanier zu rächen; allein vergeblich. Denn die Caciquen waren der Meinung, sich noch einige Zeit zu verstellen, und mit Fleiß Mittel zu suchen, ihr Vorhaben ins Werck zu richten. Unterdessen befanden sich unter den Truppen einige Hauptleute, die die Klagen der Indianer unterstützeten, und sagten: „Sylvester müste bestrafet werden. Er „hätte sich unbescheiden aufgeführet, und seine That „könte den Caciquen Gelegenheit geben, einen Aufstand „zu machen, und wieder die Spanier die Waffen zu

„ergreiffen„. Wären nun diese Reden, welche der Neid einigen Officiers in den Mund legte, nicht durch die Klügesten zurück gehalten worden; so hätten sie ohne Zweifel übele Würckungen gehabt.

Das XX. Hauptstück.

Zurüstungen der im Bündniß stehenden Caciquen, und Ergiessung des Chucagua.

Unterdessen arbeiteten die Spanier starck an ihren Brigantinen, und bekamen von des Anilco Unterfeldherrn alle Beyhülfe, ohne welchen sie ihren Endzweck nimmer erreichet haben würden. Diejenigen, welche bey den Schiffen nicht gebrauchet wurden, sucheten für ihre Gefährten Lebensmittel: und weil sie damals eben in der Fasten waren; so fischeten sie in dem Chucagua. Zu dem Ende verfertigten sie Angeln, stecketen einen Köder daran, banden solche an lange Seile, und sencketen sie mit einbrechender Nacht in den Fluß. Den andern Morgen zogen sie selbige wieder heraus, und funden gemeiniglich so grosse Fische daran, daß einige darunter waren, deren Kopf allein vierzig Pfund und sechzehen bis siebenzehen Loth wog. Es hatten also unsere Leute zu Aminoia alles im Ueberflusse. Unterdessen warben Quigualtanqui und die verbundenen Caciquen ieder in seinem Lande Völcker an, und rüsteten sich, dreyßig bis vierzigtausend Mann, in der Absicht, alle Spanier niederzumachen, oder das zu den Caravellen zusammengebrachte Holz zu verbrennen, auf die Beine zu bringen. Sie meineten, daß, wenn sie solche dadurch verhinderten, aus dem Lande zu kommen, sie mit ihnen einen beständigen Krieg führen, und selbige

um

um desto leichter vertilgen wolten, da unsere Leute in geringer Anzahl waren, sie wenig Pferde, und einen sehr tapfern und erfahrnen Feldherrn verlohren hatten. Diese Betrachtungen machten die Barbaren muthig. Sie verlangeten nach dem zum Angriffe bestimmeten Tage, welcher in der That sehr nahe war, so wie man solches von den Abgesanten des Caciquen vernahm, welche, als sie mit etlichen Indianerinnen, die einigen spanischen Officiers aufwarteten, allein waren, zu ihnen sagten: „Sie möchten nur Gedult haben. Sie würden in „Kurzem von der Dienstbarkeit dieser fremden Räuber „befreyet werden. Man wolte solche erwürgen, ihre „Häupter vor dem Eingange der Tempel auf Spiesse „stecken, und ihre Leiber an die höchsten Bäume hencken, „damit sie den Vögeln zur Beute würden„. Kaum hatten die Indianerinnen dieses vernommen, als sie solches ihren Herren entdecketen. Alsobald gab man den Truppen davon Nachricht, welche sich um desto leichter überredeten, daß die Barbaren im Begriffe wären, sie anzufallen, da sie die folgende Nacht an dem jenseitigen Ufer des Flusses ein Geräusch vernahmen, und in den umliegenden Gegenden hin und wieder Feuer sahen. Sie machten sich also zu einer herzhaften Gegenwehr fertig. Allein zu ihrem Glück trat eben damals der Chucagua aus seinen Ufern. Der Anfang geschahe um den zehenten Merz des Jahrs 1543. Er wuchs almählig an, ergoß sich darauf mit grosser Gewalt, und überschwemmete das Feld gleich um desto eher, da man daselbst weder Berge noch Hügel antraf. Am Palmsontage, welcher in diesem Jahre auf den 18ten Merz fiel, und an dem die Spanier den sieghaften Einzug Jesu Christi in Jerusalem feyerten, brach das Wasser mit Gewalt durch die Thore von Aminoia, so daß man in

zweenen Tagen nur in Kähnen durch die Gassen kommen konte. Diese Ueberschwemmung gediehe aber nicht eher zu ihrer völligen Grösse, als den 20sten April. Damals sahe man mit Vergnügen, daß das bisherige weitläuftige Feld fast auf einmal zu einem grossen Meere geworden war. Denn das Wasser bedeckete die umliegende Gegend, in welcher man nur einige sehr hohe Bäume sahe, auf mehr als zwanzig Meilen Weges. Dieses verursachete, daß unsere Leute an die bey ihrer Ankunft zu Aminoia geschehene Vorherverkündigung der alten Indianerin dachten.

Das XXI. Hauptstück.

Man schicket nach Anilco.

Wegen der Ueberschwemmung des Chucagua schlagen die auf beyden Seiten dieses Flusses befindlichen Indianer ihre Wohnungen so viel immer möglich ist auf den Höhen auf, und bauen ihre Häuser auf folgende Art. Sie erheben ins Viereck und ziemlich hoch dicke Balcken in Gestalt der Pfeiler, auf welche sie einige Querbalcken statt eines Bodens legen. Hierauf machen sie das Dach, welches sie mit Gallerien umgeben, worein sie ihre Lebensmittel nebst dem Hausgeräthe legen. Auf solche Art verwahren sie sich vor den Ueberschwemmungen, welche wahrscheinlich nur von dem in dem vorhergegangenen Winter gefallenen Regen und Schnee verursachet werden.

Unter währender Ueberschwemmung des Flusses schifete man nach der zwanzig Meilen von Aminoia gelegenen Stadt Anilco zwanzig Soldaten, nebst einigen indianischen Ruderknechten in vier Barcken ein, welche, damit

mit sie im Wasser bey der Ueberfahrt über die darin liegenden Bäume nicht umgeschmissen werden möchten, ie zwey und zwey an einander befestiget wurden. Diese hatten Befehl, den Caciquen zu bitten, er möchte dem General Strickwerck, Theer, und alte Mänteln zu den Brigantinen schicken. Sie wurden der Führung des Sylvesters untergeben, welchem der Cacique, wie wir gleich sehen werden, seit kurzem verpflichtet war, und dieses war auch die Ursache, warum man ihn dahin abfertigte. Wie nemlich die Unterthanen des Guachoia die Stadt Anilco mit Hülfe der Spanier plünderten, bekam Sylvester einen Indianer von zwölf bis dreyzehen Jahren, der des Caciquen Sohn war, gefangen. Diesen führete er mit sich durch die Provinz der Kühhirten, und brachte ihn wieder in die Landschaft Aminoia. Es erfuhr also der Cacique Anilco, daß sein so lange gesuchter Sohn bey den Truppen wäre; bat dahero, ihm selbigen wieder zurück zu senden. Sylvester gab ihn auch in Ansehung dessen, das er für die Spanier that, gar gerne wieder los.

Sylvester langete mit seinen Gefährten glücklich bey der Stadt Anilco an, und fand, daß der Chucagua an dieser Seite viel stärcker ausgetreten war, und das Land auf mehr als fünf und zwanzig Meilen überschwemmet hatte. So bald unsere Leute da angekommen waren, gab man dem Caciquen Nachricht davon, welcher denn seinen Unterfeldherrn rufen ließ, und ihm befahl, durch seinen guten Empfang zu zeigen, wie grosse Zuneigung er gegen die Spanier hätte, und ihnen in Ansehung des Sylvesters, welcher ihm seinen Sohn grosmüthiger Weise wieder gegeben, alles, was sie nur verlangen würden, verabfolgen zu lassen. Hierauf ließ er den

Sylvester allein holen, und ging ihm aus seinem Hause entgegen. Nachdem er ihm nun daselbst umarmet, und sich wegen der gegen ihn habenden Verpflichtung bedancket hatte; führete er ihn in sein Haus, und wolte ihn nicht eher wieder weg lassen, als bis seine Gefährten schon wegefertig waren. Denn Anilco, welchem sein Sohn zum Dollmetscher dienete, erkundigte sich nach dem spanischen General, und den Zufällen, welche den Truppen seit ihrer Ankunft ins Land begegnet waren. Wie ihm nun dieses umständlich erzählet worden; gab er dem Sylvester sein empfindliches Mißvergnügen zu verstehen, welches er über die seinen in den Gräbern gelegenen Vorfahren von dem Guachoia wiederfahrne Grausamkeiten annoch verspührete, und setzete ferner hinzu: „Es würde die Zeit bald kommen, da dieser „nichtswürdige von niemand mehr unterstützet seyn „würde, alsdenn solte man sehen, wie man seine began„genen Unanständigkeiten ahnden würde„. Hierdurch gab nun Anilco zu verstehen, daß die Liebe, welche er unsern Leuten zeigete, nur auf die Furcht gegründet wäre, sie möchten, wenn sie noch länger im Lande blieben, dem Guachoia noch einmal helfen, und ihn verhindern, sich wegen des angethanen Unrechts zu rächen. Dieserwegen, und in der Absicht, ihre Abreise zu beschleunigen, befahl Anilco, ihnen in der Geschwindigkeit alles zu geben, und ihnen ein Schiff mit vielen Indianern zu schaffen, welche sie sicher an den Ort, wohin sie verlangeten, führen solten. Wie nun alles bereit war, umarmete er den Sylvester, und bat ihn, den General seiner Freundschaft zu versichern, und wie nichts vorgehen solte, davon er ihm nicht Nachricht geben würde. Sylvester nahm hierauf alsobald seinen Weg nach Aminoia,

noia, alwo er gleich nach seiner Wiederkunft dem Moscoso von seiner Reise Bericht abstattete.

Das XXII. Hauptstück.

Aufführung der Spanier währender Ueberschwemmung, und Zeitung von dem Fortgange der Zusammenverbindung.

Die Ueberschwemmung daurete vierzige Tage, unter welcher Zeit sich die Spanier an gewisse hohe Oerter begaben, alwo sie an ihren Barcken arbeiteten. Weil es ihnen aber an Kohlen fehlete, das Eisenwerck zu schmieden; so machten sie welche von den Gipfeln derer aus dem Wasser hervorragenden Bäume, welche sie abhieben. Francisco und Garzia Ozorio, zween vornehme von Adel, thaten sich bey dieser Gelegenheit so wohl wegen ihrer Geschicklichkeit, als der Mühe, die sie sich bey dem Schmieden und Bestreichen der Schiffe mit Theer gaben, vor andern hervor. Denn sie bezeigeten sich dabey sehr muthig, und ihr Beyspiel allein ermunterte die andern zur Nachfolge.

So lange das Wasser das Feld bedeckete, kamen die Leute der im Bündniß stehenden Caciquen nicht zum Vorschein. Denn so bald sie die Ergiessung des Flusses gewahr wurden, begaben sie sich geschwinde wieder nach ihren Häusern, um dasienige, was sie daselbst gelassen, in Sicherheit zu bringen. Inzwischen ermangelten Quigualtanqui und die übrigen Herren zu desto sicherern Verbergung ihrer schlimmen Absicht nicht, beständig nach dem General zu schicken, welcher, ohne

sein Mißtrauen gegen sie mercken zu lassen, immer auf seiner Hut war.

Zu Ende des Aprils nahm das Wasser almählig wieder ab, und fiel eben so starck, als es vorhin gestiegen war. Denn den 20sten May konte man wegen des in den Gassen befindlichen Wassers und Koths noch nicht anders, als mit blossen Füssen, durch Aminoia gehen. Allein gegen das Ende des Monaths trat der Fluß wieder in seine Ufer, und die verbundenen Caciquen fingen von neuen an, zu Felde zu gehen, und waren entschlossen, ihre Unternehmung geschwinde auszuführen. Inzwischen kam der Unterfeldherr des Anilco, der davon Nachricht erhalten hatte, zum General, hinterbrachte ihm alles, und sagte: „Es würden an einem „gewissen Tage, welcher nicht weit mehr entfernet wäre, „alle Caciquen besonders zu ihm schicken. Jeder Abge„santer würde auf die und die Art mit ihm reden, und „ihm ein so und so beschaffenes Geschenck überreichen. „Einige würden des Morgens anlangen, andere aber „gegen den Abend. Dieses würde vier ganzer Tage „dauren; da man denn unterdessen die Truppen vollends „versamlen würde. Alsdenn würde der Angriff gesche„hen, und wäre die Absicht, alle Spanier auszurotten, „oder doch ihre Schiffe zu verbrennen, damit sie nicht „aus dem Lande kommen könten, und sie also almählig „unglücklicher Weise hingerichtet würden„. Er setzete noch hinzu: „Er stünde ihnen, um dieses zu hintertrei„ben, von Seiten seines Caciquen mit achttausend aus„erlesener Manschaft zu Diensten, mit deren Hülfe sie „ihren Feinden leicht wiederstehen würden. Ja! wenn „sie sich in seine Länder zurück ziehen wolten; so würde „er sie daselbst mit Freuden aufnehmen. Sie würden

„alda

„alda in völliger Sicherheit seyn. Man würde sich „nicht nur nicht unterstehen, sie da anzufallen, sondern „sie könten auch nach ihrem Belieben reiflich überlegen, „und ihre Maaßregeln nehmen, wie sie sich ferner zu „verhalten hätten„. Moscoso gab dem indianischen Unterfeldherrn zur Antwort: „Er wär zwar seinem „Caciquen wegen des ihm gethanen Erbietens verbun„den. Weil er aber befürchtete, er möchte, wenn er „ihm öffentlich beystehen würde, von seinen Nachbarn „gehasset werden; so wolte er die ihm angebotenen „Hülfsvölcker nicht annehmen. Da er auch ohnedem „in Bereitschaft stünde, nach Mexico abzureisen; so „danckete er ihm von ganzen Herzen für den ihm frey„gestelleten Sicherheitsort. Dieserwegen wolte er sich „auch in kein Treffen einlassen, ob er gleich von den „Indianern, die ihm zu Hülfe kommen solten, vor„nemlich aber von ihrem Befehlshaber, dessen Tapferkeit „ihm bekant wäre, alles hoffen müste. Im übrigen „würde weder er, noch die andern Spanier, die dem „Caciquen habende Verpflichtung vergessen, und wür„de selbst der König von Spanien, als der vornehm„ste unter den christlichen Fürsten, welchem er seine „ihnen erwiesenen guten Dienste erzählen wolte, solche „niemals aus dem Gedächtnisse verlieren, und ihn, „wenn die Spanier einmal wieder in sein Land kom„men würden, wegen so vieler Gewogenheit beloh„nen„. Hierauf nahm der indianische Heerführer von dem Moscoso Abschied, welcher sich grosmüthiger Weise zu allem, was ihm nur begegnen konte, gefaßt machte.

Das XXIII. Hauptstück.

Von den Abgesanten der Zusammenverbundenen, und von den Zurüstungen der Spanier zu ihrer Einschiffung.

Im Anfange des Junius 1543. kamen die Abgesanten der feindlichen Caciquen zu eben der Zeit, in eben der Ordnung, und mit eben den Geschencken, welche des Anilco Unterfeldherr bemercket hatte, ins Lager. Sie wurden also auf des Feldherrn Befehl gefangen genommen, von einander gesondert, und wegen der Zusammenverschwöhrung befraget. Sie gestunden alles, was vorgegangen war, und was man zu einer glücklichen Ausführung der Unternehmung für Maaßregeln genommen hatte, ganz frey. Auf dieses Bekäntniß ließ der General, ohne die Ankunft der übrigen zu erwarten, den dreyßigen, die man damals in der Gewalt hatte, die rechte Hand abhauen. Diese armen Leute ertrugen ihr Unglück mit so grosser Gedult, daß kaum dem einen die Hand abgehauen worden, als schon ein ander die seinige auf den Block legte: welches denn iedermann zum Mitleiden bewog. Diese Strafe trennete das Bündniß, und die Feinde glaubeten, daß, weil die Spanier von der Unternehmung benachrichtiget worden, sie auf ihrer Hut seyn würden. Alle Caciquen kehreten derowegen in ihre Landschaft zurück, und waren ganz betrübt, daß ihr Vorhaben nicht ins Werck gerichtet worden. Weil sie aber alle darauf bestunden, durch einnen andern Weg damit zu Stande zu kommen, und sie sich zu Wasser stärcker, als zu Lande, befanden; so redeten sie mit einander ab, Truppen und Schiffe zusammen zu bringen, und die Spanier anzufallen,

fallen, wenn sie den Fluß herab kämen. Unterdessen sahen Moscoso und seine Hauptleute wohl voraus, daß man ihnen beständig in den Eisen liegen würde; beschleunigten also ihre Arbeit ie länger ie mehr, und wurden mit sieben Brigantinen fertig. Da sie aber keine Nägel hatten, die obersten Böden zusammen zu fügen, und zu befestigen, so verdecketen sie solche nur an den beyden Enden, und legten in die Mitte Bretter, ohne sie feste zu machen, so daß man, wenn man das Wasser aus einer Brigantine bringen wolte, nur eines davon aufheben durfte. Hierauf versahen sie sich mit Lebensmitteln, und foderten vom Guachoia und Anilco grossen Hirsen, Früchte, und dergleichen Sachen mehr. Sie schlachteten einige Schweine von denen, die sie zur Zucht verwahreten, und behielten nur anderthalb Dutzend auf den Fall, wenn sie sich etwa an einem nahe bey dem Meere gelegenen Orte niederlassen würden. Sie schencketen denen Caciquen, ihren Freunden, und zwar iedem zwey von diesen Thieren, einen Eber und eine Sau. Dieienigen, die sie für sich geschlachtet hatten, salzeten sie ein, und bedieneten sich ihres Schmalzes statt des Oels, um damit das Harz, welches sie zum Kalfatern ihrer Schiffe gebraucheten, zu erweichen. Ausser dem versahen sie sich auch mit kleinen Barcken, worauf sie ihre noch übrigen dreyßig Pferde brachten. Sie hatten sie ie zwo und zwo an einander befestiget, damit die Pferde mit den Forderfüssen in der einen, mit den Hinterfüssen aber in der andern stehen könten. Eine iede Brigantine hatte auch auf ihrem Hintertheile eine Barcke, die ihr anstatt eines Boots dienete. Carmona erzählet hiebey, daß die Spanier von funfzig Pferden, die ihnen noch übrig geblieben wären, ohngefehr zwanzig, welche keine Dienste mehr thun können,

an Pfähle gebunden hätten, ihnen die Ader öfnen, und sie zu Tode bluten lassen. Das Fleisch hätten sie an der Sonne getrocknet, und aufgehoben. Am Tage des heiligen Johannis des Täuffers hätten sie die Brigantinen auf das Wasser gebracht, die Pferde und das Bootsknechtezeug eingeschiffet, und ihre Barcken mit Brettern und Häuten versehen, um vor den Pfeilen gesichert zu seyn. Hierauf hätten sie die Hauptleute ernant, welche über die Schiffe zu befehlen haben solten, und auf nichts mehr, als auf die Einschiffung gedacht, nachdem sie vorher von dem Guachoia Abschied genommen, und ihn erinnert hätten, mit dem Anilco in Friede zu leben.

Ende des dritten Buches.

Viertes Buch.

Von den Hauptleuten der Caravellen. Flösse der Indianer. Treffen mit ihnen auf dem Wasser. Tod vieler Spanier. Ihre Ankunft auf das Meer. Ihre Begebenheiten bis nach Panuco, und wie sie in der Stadt Mexico aufgenommen worden.

Das I. Hauptstück.

Von den Hauptleuten der Caravellen, und der Einschiffung der Truppen.

Moscoso begab sich in die erste Caravelle, Alvarado und Mosquera in die andere, Aniasco und Viedma in die dritte. Guzman und Gaitan befehlichten die vierte, Cardeniosa die fünfte, Calderon und Francisco Ozorio die sechste, Vega aber nebst dem Garcia die siebende. Eine iede Caravelle hatten sieben Ruderbäncke, und in ieder waren zween Hauptleute, damit, wenn der eine auszusteigen gezwungen wür-

würde, um den Feinden den Kopf zu bieten, der andere auf dem Schiffe bliebe, die nöthigen Befehle zu geben. Unter der Anführung dieser berühmten Befehlshaber gingen ohngefehr dreyhundert und funfzig Mann von mehr als tausend, die nach Florida gekommen waren, nebst einigen dreyßig Indianern und Indianerinnen von achthundert, die aus verschiedenen Oertern in die Landschaft der Kühhirten gebracht worden, zu Schiffe. Weil diese armen Leute von ihrem Lande entfernet waren, und gegen die Spanier eine besondere Zuneigung hatten; so wolten sie solche niemals verlassen, und bezeugeten, wie sie lieber mit ihnen sterben, als auffer ihrem Geburtsorte ohne sie leben wolten. Die Spanier nahmen sie also mit, und gedachten, es wäre eine Undanckbarkeit, wenn sie solche, nachdem sie ihnen so gute Dienste gethan, verlassen würden. Am Tage des heiligen Petri und Pauli schifeten sie um den Abend mit Segeln und Rudern fort. Allein dies war ein unglücklicher Tag für sie, weil sie durch ihren Abzug aus Florida die Frucht von aller ihrer Arbeit verlohren. Sie ruderten alle, auffer die Hauptleute nicht, welche sie von Stunde zu Stunde zu erfrischen bemühet waren. Sie legten in einer Nacht und einem Tage die ganze Landschaft Guachoia zurück, ohne daß sie von dem Feinde wären angefallen worden. Sie bildeten sich derowegen ein, man hätte sie in Betrachtung des Caciquen dieses Landes, der sie liebte, nicht angegriffen, oder die Barbaren hätten, indem sie den guten Ausschlag ihrer Unternehmung nach dem Laufe des Mondes beurtheilet, in acht genommen, daß sie damals nicht fechten dürfen. Allein den andern Tag kam ihre Flotte des Morgens zum Vorschein. Sie bestund aus mehr als tausend Fahrzeugen, die man in

Flori-

Florida noch nicht grösser und besser gesehen hatte. Derowegen will ich, nachdem ich erst von den Barcken und Flössen geredet haben werde, womit die Indianer über die Flüsse setzen, noch etwas davon gedencken.

Das II. Hauptstück.

Von den Barcken und Flössen der Indianer.

Die Völcker der neuen Welt, welche in den Inseln, und nahe an dem Meere gelegenen Oertern wohnen, machen ihre Barcken klein oder groß, nachdem sie mit tauglichem Holze dazu versehen sind. Sie suchen die dickesten Bäume, die sie nur finden können, aus, machen sie hohl, wie einen Trog, und verfertigen daraus ihre Kähne von einem Stücke. Denn sie verstehen die Kunst noch nicht, Bolen an einander zu nageln, oder Segel zu machen. Sie wissen auch nichts vom Schmieden oder Kalfatern. Es machen also an denenjenigen Oertern, woselbst man keine Bäume hat, die sich zu Barcken schicken, wie an der ganzen Küste von Peru, die Indianer Flösse von einem sehr leichten Holze, das sie in den benachbarten Provinzen von Quito finden, und welches man auf denen zur Handlung bequemlichsten Flüssen dahin bringet. Diese Flösse bestehen aus fünf Balcken, die an einander befestiget sind, und darunter der mittelste am längsten ist; die andern aber werden immer kleiner, damit sie das Wasser desto besser theilen können (56). Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu den Zeiten der Yncas auf dergleichen

(56) Hievon kan man das 2te Buch und 16te Hauptstück der Geschichte der Yncas unsers Verfassers weiter nachlesen.

gleichen Flössen, die damals im Gebrauch waren, übergefahren bin. Die Indianer machen auch noch andere auf folgende Art. Sie nehmen eine Menge Rohr, welches sie sehr fest an einander binden, und das vorne in Gestalt der Vordertheils eines Schiffes erhaben ist, um das Wasser desto besser theilen zu können. Alsdenn machen sie selbiges almählig breiter, und zwar auf solche Art, daß daselbst ein Mensch, oder eine andere Last leicht stehen kan. Wenn sie nun über einen schnellen Fluß setzen; so legen sie die überzufahrende Person auf die Flösse, und erinnern sie, sich fest an die Stricke zu halten, vornemlich aber die Augen nicht aufzuthun. Ich war damals noch sehr iung, als ich eines Tages auf solche Art über einen sehr reissenden Fluß setzete. Wie aber der Indianer, welcher die Flösse führete, mich erinnerte, die Augen zuzuthun; überfiel mich eine solche Furcht, daß ich, wenn auch der Himmel eingefallen wäre, oder die Erde sich von einander gethan hätte, mich nicht heftiger hätte fürchten können. Nichtsdestoweniger aber, wie ich in etwas zu mir selber gekommen war, und ich merckete, daß wir fast mitten auf dem Flusse waren, kam mir die Lust an, die Augen zu eröfnen. Ich hub mich also etwas in die Höhe, und sahe das Wasser an. Allein es war mir hierauf nicht anders zu Muthe, als wenn ich aus den Wolcken fiele, weil mir die Schnelligkeit des Wassers, und die Geschwindigkeit, mit welcher die Flösse die Wellen theilete, den Kopf ganz schwindlich gemacht hatte. Ich schloß derowegen meine Augen wieder zu, und gestund, daß man nicht ohne Ursache die Ueberfahrenden warnete, solche zuzuhalten. Ein einziger Indianer regieret die Flösse. Er setzet sich an die Spitze des Vordertheils mit auf beyden Seiten herunter hangenden Beinen,

leget

leget sich auf den Bauch, rudert mit Händen und Füssen, und folget dem Strome so lange, bis er an das andere Ufer kommen kan. Die Einwohner von Peru verfertigen auch noch andere Flösse. Sie binden viele Kürbisse, die vier bis fünf Fuß, mehr oder weniger, lang sind, nach dem sie solche haben wollen, ins Viereck zusammen, und richten vorne eine Art von Hauptbalcken auf. Sobald nun der Fahrmann das Haupt in die Höhe gehoben hat; wirft er sich ins Wasser, und schwimmet mit seiner Last an das jenseitige Ufer des Flusses oder Meerbusens, über den er setzet. Im Nothfalle hat er auch Leute bey sich, die hinten nach stossen. Wenn aber die Flüsse voller Felsen sind, so daß man darin weder Ein- noch Ausgang findet, und sie so schnelle sind, daß man mit Flössen nicht überkommen kan; so ziehen die Indianer von einem Ufer ans andere dicke Stricke, welche sie an grosse Steine oder Bäume befestigen. An beyden Seiten desselben befindet sich ein Seil, mit welchem man solchen an das eine oder andere Ufer ziehet. Weil aber das dicke Strick lang, und in der Mitte niedrig ist; so lässet man den Korb bis dahin sanft hinnunter gleiten. Hierauf ziehet man solchen da, wo das Strick wieder in die Höhe gehet, mit Macht geschwinde hinnauf. Bey den Ueberfahrten der Flüsse finden sich Leute, die diese Mühe übernehmen müssen, ja! die Reisenden, die sich in diese Körbe setzen, nehmen oft selbst den Strick in die Hände, und helfen einander über. Ich erinnere mich, daß ich in meinem zehenten Jahre in solchen Körben über einen Fluß gesetzet habe, und daß man mich unter Weges auf den Schultern getragen. Man setzet aber in diese Körbe nur Menschen und die kleine Art von zahmen Vieh über, weil die grössere alzu schwehr dazu ist. Im

übrigen sind die Oerter, wo man dergleichen Körbe findet, keine an den Heerstrassen gelegene Ueberfahrten, und man komt nur in Peru auf solche Weise über die Flüsse. Denn in Florida, wo man sehr dicke Bäume antrift, machen die Einwohner sehr schöne Barcken, und können dadurch leicht über die Flüsse gelangen.

Das III. Hauptstück.

Von der Schiffsflotte der zusammenverbundenen Caciquen.

Nunmehro komme ich wieder auf die feindliche Schiffsflotte. Die Spanier erstauneten über die Grösse einiger von diesen Schiffen. Sie sahen auf solchen fünf und zwanzig Ruderbäncke, auf deren jeder, vieler mit Pfeilen bewafneten Ruderknechte nicht einmal zu gedencken, ohngefehr dreyßig Soldaten sassen. Es konten also wohl in einigen Fahrzeugen bey die fünf und siebenzig bis achtzig streitbare Männer seyn. In den übrigen aber befanden sich nicht so viele, weil eines immer kleiner, als das andere war. Die kleinesten hatten vierzehen Ruderbäncke, und alle, so wohl die grossen, als die kleinen, waren aus einem Stücke gehauen. Ihre Ruder schienen von sehr sauberer Arbeit zu seyn. Sie waren ohngefehr eines Klafters lang, davon der gröste Theil ins Wasser ging. Wenn eines von diesen Schiffen in vollem Lauffe war; so konte ein aus allen Kräften fortrennendes Pferd kaum den Vorgang gewinnen. Allein das merckwürdigste hiebey war, daß die Feinde verschiedene Gesänge sungen, welche, nachdem sie traurig oder lustig gesetzet waren, machten, daß man in recht guter Ordnung bald langsam, bald geschwin-

schwinde, so wie es nöthig war, fortruderte. Diese Lieder handelten von den Heldenthaten ihrer Vorfahren, durch deren Erinnerung sie zur Herzhaftigkeit im Streiten, und zur Bemühung, den Sieg davon zu tragen, aufgemuntert wurden. Hierbey ist aber auch dieses nicht aus der Acht zu lassen, daß die Fahrzeuge der Flotte inwendig und auswendig gelb oder blau, weiß oder grün, roth oder mit einer andern Farbe, nachdem es dem Herrn desselben in den Sinn gekommen, bemahlet waren. Selbst die Ruder und die Federn, welche die Soldaten auf den Köpfen trugen, die Mützen so wohl, als die Bögen und Pfeile, hatten mit dem Schiffe einerley Farbe. Da nun der Fluß sehr breit war, und die Feinde sich leicht ausbreiten konten; so war wegen der Mannigfaltigkeit der Farben, der Fahrzeuge, und der Ordnung, welche die Indianer bey dem Rudern in acht nahmen, nichts schöners anzusehen, als diese Flotte. Auf solche Art kamen sie des andern Tages um den Mittag hinter den Spaniern zum Vorschein, um diesen ihre Macht, und die Schönheit ihrer Armee zu zeigen, und munterten einander durch Lieder zum Fechten auf. Man erfuhr vermittelst der Dollmetscher, daß sie in den Liedern unsere Leute Feigemämmen nanten, und zu ihnen sagten: „Sie „nähmen vergeblich die Flucht. Weil sie auf dem Lande den Hunden nicht zur Beute geworden wären; so „solten sie auf dem Wasser durch die Meerwunder verschlungen werden„; und was dergleichen Dinge mehr waren. So bald das Lied ein Ende genommen, erhuben sie ein Geschrey, welches allethalben wiederschallete.

Das IV. Hauptstück.

Treffen mit den Indianern auf dem Wasser.

Als die Feinde unseren Leuten, um solche zu verkundschaften, einige Zeit gefolget waren; theileten sie ihre Flotte in drey Hauffen. Die Truppen des Quigualtangui stelleten sich an die Spitze. Man konte aber nicht eigentlich wissen, ob dieser selbst den Befehl über sie hatte, ob man ihn gleich in den Liedern der Barbaren oft nennen hörete. Hierauf rückete die ganze Flotte rechter Hand nach dem Ufer des Flusses voraus. Diejenigen, welche sich auf dem forderſten Hauffen von Schiffen befanden, griffen alsobald unsere Caravellen an, fuhren quer über den Fluß nach dem andern Ufer, und schossen auf die Spanier einen so starcken Pfeilhagel, daß von diesen nicht wenige verwundet wurden. Kaum hatte sich dieser erste Hauffe zur Lincken gewant, als er wieder umkehrete, seinen vorigen Posten einnahm, und doch beständig vor den Caravellen fortrückete. Nachdem nun der hierauf folgende zweyte Hauffe auch einen wütenden Anfall gethan hatte; begab er sich zur Rechten, und stellete sich vor die ersten. Der dritte ging auf gleiche Weise vorbey, ließ eine Menge Pfeile auf unsere Soldaten regnen, kehrete alsdenn wieder zu seiner Parthey, und nahm seine Stellung vor dem zweyten Hauffen. Inzwischen ruderten unsere Caravellen immer fort, und kamen endlich an diejenige Stelle, woselbst die Barbaren, welche den ersten Anfall auf sie gethan hatten, und die von neuen auf sie losschossen, sich befanden. Die übrigen kamen auch nach der Reihe und ihrer gewöhnlichen Art zum Schusse, und ermüdeten die Spanier

den ganzen Tag. Sie liessen ihnen so gar des Nachts keine Ruhe, wiewohl sie nicht so hartnäckig waren, weil sie nicht mehr, als zween Anfälle thaten, und zwar den ersten kurz vor der Sonnen Untergang, den andern aber vor anbrechendem Tage. Unsere Leute liessen es auf ihrer Seite bey diesem unvermutheten Angriffe an einer tapfern Gegenwehr nicht ermangeln. Sie verlegten gleich Anfangs einige Soldaten in die Barcken, in welchen ihre Pfeile waren, damit man die Barbaren, wenn sie sich ihnen näherten, zurück treiben, und verhindern könte, daß die Pferde nicht todt geschossen würden. Weil aber die Indianer nur von ferne schossen, und die in den Barcken befindliche Spanier viel ausstehen musten; so stiegen sie wieder in die Caravellen, und verliessen die Pferde, welche nur mit schlechten Fellen und einigen Schilden bedecket waren. Dieserwegen kamen in denen zehen Tagen und Nächten, die das Treffen daurete, alle diese Pferde bis auf achte um, unsere Leute aber wurden, ihrer Schilde und möglichen Gegenwehr ohngeachtet, insgesamt verwundet. Sie hatten damals zum Streit in der Ferne keine andere Waffen, als Armbrüste, weil man von ihren Flinten Nägel gemacht hatte. Dieser konten sie sich ohnedem nicht recht bedienen, und sie hatten seit der Schlacht bey Mauvila auch kein Pulver mehr gehabt.

Das V. Hauptstück.

Fernere Begebenheiten der Spanier.

Nachdem nun das Treffen zehen Tage gewähret hatte, entferneten sich die Feinde von den Caravellen über eine halbe Meile. Unterdessen ruderten die Spanier immer fort, und entdeckten etwa dreyhundert Schritte von dem

Ufer ein Dorf von ohngefehr achzig Häusern. Weil sie nun damals glaubeten, daß sie über zweyhundert Meilen zurück geleget hätten, indem der Fluß immer gerade ausgegangen war, und sie also nahe bey dem Meere wären; so beschlossen sie, zu ihrer Ueberfahrt Lebensmittel in dem Dorfe aufsuchen zu lassen. Der General setzete also unter Anführung des Sylvesters hundert Mann ans Land, und gab ihnen Befehl, in das Dorf zu gehen, und grossen Hirsen da aufzusuchen, auch die Pferde dahin zu führen, damit sich diese wieder erholen, und im Nothfall streiten könten. Diese Soldaten stiegen alsobald ans Land. Kaum aber waren sie von den Einwohnern gesehen worden, als diese schon die Flucht nahmen, sich im Felde zerstreueten, alles mit ihrem Geschrey erfülleten, und auf allen Seiten um Hülfe riefen. Unterdessen kam die Parthey ins Dorf, und fand daselbst eine grosse Menge Hirsen, trockene Früchte, viele verschiedentlich gefärbte Gemsfelle, und Mäntel von allerhand sehr wohl zubereiteten Häuten, nebst einem Stücke von einem Marderfelle, welches ohngefehr acht Ellen lang, und drey Viertheile breit war. Dieses Stück war gefüttert, und auf beyden Seiten von gleichem Ansehen, auch hin und wieder mit Quästen von Samenperlen besetzet. Man glaubte, daß es die Indianer an ihren Festen zur Standarte gebrauchet. Denn allem Ansehn nach konte es zu keinem andern Gebrauche bestimmet gewesen seyn. Sylvester, dem es sehr schön vorkam, behielt es für sich, seine Gefährten aber beluden sich theils mit Hirsen und Früchten, theils aber mit Gemsfellen. Hierauf kehreten sie geschwinde wieder nach den Caravellen, nachdem ihnen durch die Trompeten ein Zeichen gegeben worden, weil ein Theil von denen auf der Flotte befindlichen Indianern durch das Geschrey der Einwohner des Dorfes herbey gezogen worden, ans Land

getre-

getreten war, und sich mit diesen vereiniget hatte, auch alle mit grosser Wuth im Anzuge waren, um ein Treffen zu liefern. Allein so grossen Fleiß auch unsere Leute anwendeten, um wieder zu den Brigantinen zu kommen; so wurden sie doch gezwungen, ihre Pferde zu verlassen. Denn die Gefahr, in welcher sie sich sahen, verhinderte sie an deren Einschiffung, und würde ohne Zweifel auch kein Soldat davon gekommen seyn, wenn die Indianer nur hundert Schritte weiter fortgerücket wären. Als diese nun sahen, daß unsere Leute der Gefährlichkeit entgangen waren; übeten sie ihre Raserey an den Pferden aus, nahmen ihnen Zaum und Sattel ab, jugen sie über das Feld, und schossen so lange auf sie los, bis sie sie alle getödtet hatten. Auf solche Art kam nun auch der Ueberrest von den dreyhundert und funfzig Pferden, welche nach Florida über gegangen waren, ums Leben. Die Spanier schmerzete dieses um desto empfindlicher, da sie solche vor ihren Augen unglücklicher Weise sterben sahen. Weil sie aber bedachten, daß sie selbige von der Wuth der Barbaren nicht befreyen konten, und Sylvester mit seinen Gefährten glücklich davon gekommen war; so setzeten sie ihre Fahrt mit vollen Segeln fort.

Das VI. Hauptstück.

Kriegslist der Indianer, und Verwegenheit eines Spaniers.

Wie nun die Indianer alle Hofnung verlohren hatten, mit ihrem Vorhaben zu Stande zu kommen, weil die Spanier in guter Ordnung fortruderten; so nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Sie hielten also stille, und stelleten sich, als wenn sie von der Verfolgung der Caravellen ablassen wolten. Sie meineten, wenn unsere Leute

sie nicht mehr hinter sich sehen würden; so würden sich die Schiffe von einander trennen: und alsdenn wolten sie selbige überfallen, und in die Flucht schlagen. Es kam auch in der That zum Theil so, wie sie sich es vorgestellet hatten. Eine Caravelle verließ die Ordnung, und blieb einige Zeit hinter den übrigen zurück. Sogleich kamen die Indianer voller Wuth angerücket, fielen die Caravelle an, und trachteten, sich ihrer zu bemeistern. Die andern Schiffe sahen die Gefahr, worin sie war; ruderten also aus allen Kräften wieder den Strohm, um selbiger zu Hülfe zu kommen. Sie fanden ihre Leute sehr in die Enge gebracht, welche sich nur mit dem Degen vertheidigten, und nicht hatten verhindern können, daß nicht einige Barbaren in die Caravelle gesprungen wären. Es hatte sich so gar ein grosser Theil der Feinde deren schon bemächtiget. Allein sobald man ihr zu Hülfe kam, zogen sie sich mit Verlust von dreyßig der ihrigen zurück, und führeten eine Barcke mit sich fort, in welcher fünf Fercken waren, die man, fals man woselbst seinen Wohnplatz aufschlüge, mesten wolte. Die Spanier dancketen Gott, daß sie nur dieses Boot verlohren hatten; welches hinten an eine Brigantine gebunden war, und schiffeten nach dieser Zeit in guter Ordnung fort. Inzwischen liessen die Indianer nicht ab, ihnen zu folgen, und hoffeten noch immer, es würde noch eine ihre Reihe verlassen; wie sie denn auch in ihrer Meinung nicht betrogen wurden. Stephanus Agnez, welcher von Ansehen und Stärcke einem vierschrötigen Bauer ähnlich schien, und in allen Treffen mit gewesen war, ohne daß er, welches ein Glück für ihn war, iemals verwundet worden, wolte als ein verwegener Mensch, der aber bis dahin noch keine besondern Thaten gethan hatte, sich einer Sache unterwinden, die ihn einmal in Ansehen brächte. Er stieg

also aus seiner Caravelle in die am Hintertheile befindliche Barcke, und gab vor, er wolte mit dem General, welcher an der Spitze der übrigen herbey eilete, reden. Agnez hatte fünf junge Spanier bey sich, welche er durch die Hofnung, durch eine kühne That Ehre zu erwerben, auf seine Seite gebracht hatte. Unter diesen war nun auch der natürliche Sohn des Don Carlos Henriquez, ein junger Mensch von ohngefehr zwanzig Jahren. Er war von Gesichte sehr schön, und von Person wohl gewachsen, auch dabey so tapfer und tugendhaft, daß man seine Ankunft gar leicht muthmassen konte. Wie nun dieser Edelmann mit seinen Gefährten in der Barcke war, entferneten sie sich von ihrer Caravelle, ruderten gerade auf die Indianer zu, griffen sie mit dem Geschrey: Schlaget zu, an, und brachten sie in die Flucht. Als der General diese Verwegenheit sahe; ließ er sogleich zum Abzuge blasen. Allein Agnez wurde immer hiziger, und gab ein Zeichen, daß man nur näher kommen solte. Moscoso wurde über diesen Ungehorsam zornig, und gab an vierzig Spanier Befehl, in einige Barcken zu steigen, und diesen tollkühnen Menschen zu ihm zu führen. Er hatte aber beschlossen, ihn, sobald er nur in seiner Gewalt seyn würde, aufknüpfen zu lassen. Allein es wäre wohl besser gewesen, wenn ihm gar niemand nach geschicket worden, und man ihn unglücklicher Weise nur hätte umkommen lassen. Sobald der General diese Ordre gegeben hatte, sprangen vierzig Spanier unter Anführung des Guzmans, welchem Juan von Vega, ein Bruder eines andern gleiches Namens, der eine Caravelle befehlichte, folgete, in drey Barcken. Diese Barcken ruderten aus allen Kräften nach des Agnez seiner zu. Inzwischen zogen sich die Indianer, die sie hinter der Barcke des Agnez ankommen sahen, unvermerckt zurück,

um sie noch weiter von den Caravellen zu entfernen. Agnez, welcher die Feinde zurück weichen sahe, wurde nun noch muthiger, näherte sich ihnen, und schrie noch stärcker, als zuvor: Greift an; da denn die Indianer zu fliehen fort fuhren. Die in den andern Barcken, welche seine Stimme höreten, eileten immer mehr, nahe bey ihm zu kommen, um entweder sein Verderben zu verhüten, oder ihm im Fall der Noth beyzustehen. Wie die Indianer sie nahe bey sich sahen; machten sie eine Oefnung in Gestalt eines halben Mondes, und wichen noch almählig hinter sich, um sie dadurch zu bewegen, noch weiter fort zu rücken. Als sie nun gewahr wurden, daß solche tief genug verwickelt waren; thaten sie auf selbige einen wütenden Anfall, fasseten sie in die Seite, und warfen sie alle um, so daß von zwey und funfzig darin befindlichen Spaniern nur Moron, Nieto, Coles, und Terron davon kamen. Die übrigen alle, musten entweder ersauffen, oder wurden mit Rudern todt geschlagen. Moron, welcher ein guter Schwimmer und sehr geschickt war, ein Schiff zu regieren, kam glücklich wieder in seine Barcke. Er zog fast zu gleicher Zeit den Nieto mit sich hinnein, welcher sich allein tapfer wieder die Barbaren vertheidigte, da unterdessen Moron die Barcke zu führen sich bemühete. Allein diese braven Soldaten hätten, ihrer Tapferkeit und Geschicklichkeit ohngeachtet, unter der Gewalt ihrer Feinde dennoch erliegen müssen, wenn nicht die Caravelle des Guzman, die an der Spitze der übrigen, welche ihnen zu Hülfe kamen, herbey eileten, sie der Wuth der Barbaren entrissen hätten. Eben diese Caravelle errettete auch den Terron. Allein dieser war kaum ausser Gefahr, als er in den Armen derjenigen, die ihn ins Schiff gezogen hatten, seinen Geist aufgab. Denn er hatte sowohl im Kopfe,

als

als im Gesichte, am Halse und in den Schultern über funfzig Pfeile stecken. Coles, welcher mir einen Theil dieser Geschichte erzählet, sagte mir, er wäre mit zweenen Pfeilschüssen noch so davon gekommen, und die meisten Spanier, die bey dieser Gelegenheit das Leben gelassen hätten, wären von Adel, und die tapfersten unter den Truppen mit gewesen. Moscoso wurde also dadurch empfindlich gerühret. Unterdessen verlohr er den Muth nicht. Er versamlete seine Caravellen geschwinde wieder, und verfolgete seine Farth in sehr guter Ordnung.

Das VII. Hauptstück.

Abzug der Indianer in ihr Land, und Ankunft der Spanier auf dem Meere.

Nach dieser Niederlage fielen die Indianer die Spanier den übrigen Tag und die folgende ganze Nacht oft an. Allein bey dem Aufgange der Sonnen erhuben sie ein grosses Geschrey, machten mit ihren Instrumenten einen durchdringenden Lerm, um diesem Gestirne wegen des erhaltenen Sieges Danck abzustatten, liessen von der Verfolgung der Caravellen ab, und begaben sich voller Freuden wieder in ihr Land. Sie waren aber sehr weit davon entfernet, und hatten unsere Leute vierhundert Meilen weit verfolget, ohne ihnen weder Tag noch Nacht einen Augenblick Ruhe zu lassen. Währenden diesen langen Zuge nanten sie in ihren Liedern den Quigualtanqui beständig, gedachten aber weiter keines andern. Sie hatten dabey die Absicht, unsern Leuten zu verstehen zu geben, daß dieser Prinz es wäre, der mit ihnen Krieg führete. Wie also die Spanier zu Mexico angekommen waren, und der Unterkönig Mendoza erfuhr, was ihnen Quigualtanqui für Uebel angethan hatte, scherzete er mit ihnen

ihnen deswegen, und lobte diesen Caciquen auf eine solche Art, daß man daraus leicht abnehmen konte, wie es nur aus Scherz geschahe.

Als nun unsere Leute mercketen, daß die Indianer nicht mehr hinter ihnen her waren; glaubeten sie desto eher, daß sie sich dem Meere näherten, weil der Chucagua wohl funfzehen Meilen breit wurde, so daß man auf beyden Seiten kein Land mehr erkennen konte. Man sahe nur gegen dem einen Ufer dieses Flusses zu eine Menge Schilf von solcher Höhe, daß es nicht anders ließ, als wenn es Bäume wären, und vielleicht betrog das Gesicht auch nicht. Allein man wolte keine nähere Erkundigung deswegen einziehen, weil man befürchtete, daß, wenn man den Strom des Flusses verliesse, man zwischen einige Felsen gerathen möchte, wie denn auch kein Mensch wuste, ob man schon auf dem Meere, oder noch auf dem Chucagua war. In dieser Ungewißheit ruderten unsere Leute drey Tage sehr glücklich fort. Allein am vierten Tage des Morgens erkanten sie das Meer volkommen, und sahen zu ihrer Lincken eine Menge über einander liegender Bäume, welche der Fluß zur Zeit der Ebbe ins Meer führete, und dieser Hauffen Holz ließ wie eine grosse Insel. Eine halbe Meile von da war eine wüste Insel, dergleichen die grossen Flüsse bey ihrem Munde zu machen pflegen. Also zweifelten die Spanier nicht weiter, daß sie nicht sehr nahe bey dem Meere seyn solten. Weil sie aber nicht wusten, wie weit sie noch von Mexico entfernet seyn könten; so beschlossen sie, bevor sie weiter giengen, die Brigantinen zu besichtigen. Wie sie nun sahen, daß es nicht nöthig war, sie zu verpichen, oder auszubessern; schlachteten sie die noch übrigen zehen Schweine, und thaten sich drey Tage was zu gute. Denn sie waren wegen des beständigen Leerns,

den

den ihnen die Barbaren alle Nächte gemacht hatten, für Müdigkeit und Wachen ganz kraftlos geworden. Dieser Ursache wegen hat man auch die eigentliche Anzahl Meilen nicht angeben können, welche die Spanier binnen neunzehen ganzen Tagen und zwanzig Nächten auf dem Chucagua bis zu ihrer Ankunft aufs Meer mit Schiffen zugebracht hatten. In der That, wenn man sich zu Mexico hierüber mit Leuten, die davon zu urtheilen fähig waren, besprach; so sagten einige, die Christen hätten in einem Tage und einer Nacht zwanzig Meilen zurück geleget. Andere aber gaben dreyßig, viele vierzig, und etliche noch mehr an. Endlich aber kam man für einen Tag und eine Nacht auf fünf und zwanzig Meilen überein, weil die Brigantinen guten Wind gehabt hatten, und mit Segeln und Rudern fortgekommen waren. Nach dieser Rechnung fand man nun, daß sie von ihrem Einschiffungsorte an bis ins Meer ohngefehr fünfhundert Meilen gehabt hatten. Coles sagte gar von siebenhundert und etlichen Meilen; allein er ist nur der einzige, der dieser Meinung ist.

Das VIII. Hauptstück.

Wie viele Meilen die Spanier in Florida zurück geleget, und Treffen mit denen an der Küste wohnenden Indianern.

Die Spanier drungen in Florida bis an den Ort, wo der Chucagua entspringet. Dieser Fluß hält von Animoia, woselbst sie Anfangs zu Schiffe gingen, bis an desselben Quellen dreyhundert Meilen, von dieser Landschaft aber bis ans Meer fünfhundert, daß also dieses eine Weite von achthundert Meilen ausmacht, welche unsere Leute völlig thaten.

Wäh-

Währenden dreyen Tagen, da sich die Spanier wieder erquicketen, sahen sie an dem letzten um die Mittagszeit aus einem mit Schilf dick bewachsenen Orte sieben Fahrzeuge heraus, und auf sie ankommen. In dem ersten war ein sehr grosser und ungemein schwarzer Indianer, welcher ein ganz ander Ansehen hatte, als diejenigen, die mitten im Lande wohneten. Die an der Seeküste sich aufhaltenden Barbaren sind deswegen so schwarz, weil die Sonne alda viel heisser ist, als anderswo, und sie beständig in salzigem Wasser liegen. Denn weil das Erdreich trocken und unfruchtbar ist; so müssen sie sich auf das Fischen legen, damit sie davon ihren Lebensunterhalt haben können. Als nun der Indianer nahe genug bey den Caravellen war; stellete er sich auf das Vordertheil des Schiffes, und sagte, wie die Dollmetscher versicherten, mit einer sehr stolzen Stimme zu den Spaniern: Sie wären Seeräuber; frug sie auch: was sie an der Küste zu suchen hätten, mit dem Zusatz, sie möchten nur geschwinde durch eine Mündung des Chucagua sich fortbegeben, sonst wolte er ihre Brigantinen verbrennen, und sie alle elendiglich umbringen. Sobald der Barbar dieses geredet hatte, kehrete er ohne Erwartung einiger Antwort wieder an den Ort, wo er hergekommen war. Unterdessen überlegten die Spanier die Drohungen dieses Indianers, und wie er alle Augenblicke Schiffe zu ihrer Erkundigung abschickete; beschlossen also, ihn anzugreiffen, weil sie befürchteten, er möchte des Nachts einen Anfall auf sie thun, und die Caravellen in Brand stecken, welches ihnen wegen des Vortheils, daß ihnen das Meer besser bekannt war, als unsern Leuten, viel leichter geglücket hätte, als bey Tage. Dieserwegen stiegen hundert Mann unter Anführung des Nieto und Sylvesters in fünf Barcken, und sucheten die Barbaren

baren auf. Sie fanden ihrer eine grosse Menge nebst vielen mit allen Dingen wohl versehenen Fahrzeugen hinter dem Schilfe. Nichtsdestoweniger erschracken sie hierüber gar nicht, sondern gingen auf sie los, griffen sie an, verwundeten viele, tödteten ihrer zehen bis zwölfe, und schlugen die übrigen in die Flucht. Allein die meisten Spanier wurden sehr übel zugerichtet, vornemlich aber Nieto und Sylvester. Einem Soldaten wurde das dicke Bein von einem Wurfspiesse, welcher ohngefehr eine Klafter lang war, und die die Indianer mit solcher Stärcke zu werfen wissen, daß sie damit einen gepanzerten Mann durch und durch treffen können, durchbohret. Dieser Soldat starb an seiner Wunde, weil man einen alzugrossen Schnitt thun muste, um die Spitze des Wurfpfeils herauszunehmen, und er hatte fast eben so grosse Ursache, sich über unsere Leute, die ihn verbunden, zu beklagen, als über die Barbaren, die ihn verwundet hatten.

Das IX. Hauptstück.

Schiffarth der Spanier, und ihre dabey gehabten Zufälle.

Bevor ich aber von der Schiffarth der Spanier weitere Meldung thue, muß ich noch erst anführen, wie die Indianer, wenn sie auf der Jagd, oder in einem Treffen umwerffen, ihre Kähne wieder in die Höhe bringen. Wenn diese Barbaren, welche sehr starck, und vortrefliche Schwimmer sind, einen von ihren Kähnen umgestürzet sehen, schwimmen ihrer zehen bis zwölfe, oder auch mehr oder weniger, dahin, und kehren ihn wieder um. Weil er aber alsdenn voll Wasser ist; so schwingen sie ihn alle zusammen drey bis viermal so geschickt, daß

mit

mit dem letzten Schwung alles gänzlich heraus ist: worauf sie denn wieder hinnein steigen. Die Spanier bewunderten diese Geschwindigkeit der Indianer, das Wasser aus den Barcken zu bringen und konten es ihnen, so oft sie es auch versucheten, nicht nachmachen.

Als nun unsere Leute, welche die Feinde angefallen hatten, wieder zu den Caravellen gekommen waren, fuhren sie aus Furcht vor einem Unglück weiter, und begaben sich mit Segeln und Rudern nach der wüsten Insel, welche sie vor der Mündung des Chucagua gesehen hatten. Sobald sie dahin gelanget waren, stiegen sie zu Lande, durchstrichen alles, und fanden darin nichts merckwürdiges. Hierauf kehreten sie wieder nach ihren Caravellen, lagen die Nacht stille, und huben mit anbrechendem Tage die Ancker auf. Es brach aber ein Anckerseil, und sie verlohren einen Ancker, weil solcher mit keinem Querholze versehen war. Da sie aber diesen Ancker nicht entbehren konten; warfen sich ihre besten Schwimmer ins Wasser. Diese konten aber, aller angewanten Mühe ohngehindert, denselben nicht eher, als ohngefehr drey Stunden nach Mittag, finden. Sie gingen darauf unter Segel, und unterstunden sich nicht, auf das hohe Meer zu fahren. Denn sie wusten weder, wo sie waren, noch welchen Weg sie nehmen solten. Da sie aber doch überzeuget waren, daß, wenn sie gegen Abend an der Küste hinaus strichen, sie glücklich nach Mexico kommen würden; so schiffeten sie den übrigen Tag, die folgende Nacht, und den andern Tag bis an den Abend fort, und fanden diesen ganzen Strich über süsses Wasser. Sie erstaunten also nicht wenig, daß der Chucagua so weit ins Meer ging. Hierauf ergrif Aniasco ein Astrolabium. Weil er aber weder Compaß noch Seekarte hatte, so machte er von einem

Linial einen Compaß, und von einem Stücke Pergament eine Seekarte, und bedienete sich deren so gut er konte. Die Bootsleute, die da wusten, daß Aniasco keine sonderliche Erkentniß vom Seewesen hatte, spotteten seiner: worüber er aus Verdruß Karte und Compaß ins Wasser warf. Allein die folgende Brigantine zog sie wieder heraus: worauf man denn noch sieben bis acht Tage fortruderte, bis ein Sturm sie nöthigte, einen etwas sicheren Ort zu suchen. Doch da das Wetter sich wieder änderte; segelten unsere Leute noch funfzehen Tage, und holeten fünf bis sechsmal süsses Wasser, indem sie solches nur in kleinen Krügen lassen konten. Dieserwegen, und weil es ihnen an denen zur Schiffahrt nöthigen Dingen fehlete; so wolten sie es nicht wagen, quer über nach den Inseln zu fahren, oder auch sich weit vom Lande zu entfernen. Hierzu kam noch dieses, daß sie alle drey Tage Erfrischungen einholen musten, und sie ziemlich oft weder Brunnen, noch Flüsse antrafen. Sie musten derowegen zehen oder zwölf Schritte von dem Meere zween Fuß tief in die Erde graben: da sie denn eine Menge süsses Wassers antrafen. Am Ende des funfzehnten Tages kamen sie endlich an fünf bis sechs kleine Inseln, in welchen eine unzählige Menge Seevögel waren, die ihre Nester in die Erde machten. Nachdem sie sich nun mit diesen Vögeln und deren Eyern versehen hatten, kehreten sie wieder nach den Caravellen. Allein die Vögel waren so fett, daß man sie nicht essen konte, und hatten dazu einen Seegeschmack. Den Tag darnach ancketten sie bey einem gleichen Ufer, welches wegen einer grossen Anzahl hoher Bäume, die nicht alzu dichte bey einander stunden, und einen sehr schönen Wald machten, überaus lustig war. Zu eben der Zeit stiegen einige Soldaten aus, um an dem Ufer

zu fischen, und fanden viele Bretter mit Theer, welche das Meer ans Ufer geworfen, darunter einige acht, andere zehen, etliche aber dreyzehen bis vierzehen Pfund schwehr waren. Die Spanier freueten sich, daß sie diesen Theer gefunden hatten, weil ihre Caravellen leck geworden waren; besserten sie dahero alle aus. Alle Tage zogen sie eine ans Land, kalfaterten sie, und brachten sie am Abend wieder aufs Meer. Damit aber der Theer, welcher trocken war, desto flüßiger würde; so vermengeten sie ihn mit Schweinefett, und wolten dies lieber dazu gebrauchen, als es essen, weil ihr Leben auf die Erhaltung ihrer Schiffe ankam.

Binnen den acht Tagen, da die Spanier an diesem sonder Anfuhrt seyenden Ufer sich ausruheten, wurden sie dreymal von Indianern besuchet, welche mit Bogen und Pfeilen bewafnet waren, und empfingen iedesmal grossen Hirsen von ihnen. Diese Gunst nun danckbar zu erwiedern, schencketen ihnen unsere Leute Gemsfelle, und verliessen alsdenn diese Gegend, ohne einmal nach deren Namen zu fragen: so sehr waren ihre Gedancken von der Absicht, nach Mexico zu gelangen, eingenommen. Sie schiffeten hierauf immer von einem Lande zum andern, damit sie der Nordwind, der an der ganzen Küste wehete, nicht auf das hohe Meer triebe. Inzwischen hielten sich einige bisweilen zween bis drey Tage mit Fischen auf, weil sie keine andere Lebensmittel, als grossen Hirsen, hatten; etliche aber stiegen aus ihren Caravellen ans Land, und sucheten einigen Unterhalt. Sie brachten hiemit dreyzehen Tage zu, und legten viele Meilen hinter sich, ohne daß sie deren eigentliche Zahl angeben konten. Denn sie hatten gar keine Achtung darauf gegeben, und nur gedacht, nach dem Flusse

Pal-

Palmas zu kommen, von welchem sie nicht weit mehr zu seyn glaubeten. Dieser einzige Gedancke allein gab ihnen einen solchen Muth, daß sie ihre Uebel geduldig ertrugen.

Das X. Hauptstück.

Was sich mit zwoen Caravellen zugetragen.

Die Spanier waren schon dreyßig Tage auf dem Meere, als sich gegen Abend ein Nordwind erhub, welcher fünf Caravellen näher ans Land trieb. Unterdessen wurde die Luft ganz trübe, der Wind nahm zu, und es entstund ein erschrecklicher Sturm. Die Caravelle des Gaitan, und des Alvarado und Mosquera seine, die sich alzu viel nach dem weiten Meere gehalten hatten, wurden von diesem Ungewitter grausam mitgenommen, und gaben schon alles verlohren. Vornemlich hätte die Brigantine des Gaitan von einem Windschlage, welcher ihren Mastbaum zerschmetterte, bey nahe Schifbruch gelitten. Es waren also die beyden Schiffe die ganze Nacht und den folgenden Tag in einem kläglichen Zustande, und um die Mittageszeit gedachten sie gar zu Grunde zu gehen. Als sie aber die fünf Caravellen, welche in einen Fluß eingelauffen waren, und solchen hinnauf fuhren, gewahr wurden; bemüheten sie sich drey ganzer Stunden, an sie zu kommen. Allein ihre Bemühungen waren vergeblich. Der Wind war sehr ungestüm, und die Gefahr nahm alle Augenblicke zu. Dieserwegen stunden sie von ihrer Entschliessung ab, gingen mit einem Seitenwinde an der Küste hinnaus Abendwerts, und hoffeten, also der ihnen

drohenden Gefahr zu entgehen. Weil sie nun fast ganz nackend waren, und die Wellen in die Brigantinen schlugen; so stunden sie in grosser Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Sie arbeiteten derowegen mit grossem Eifer, um sich zu erretten. Einige wunden die Segel auf, andere brachten das Wasser aus den Caravellen, und regiereten sie, und hierbey konten sie weder essen noch schlaffen: so sehr schwebete ihnen die Furcht vor dem Tode vor Augen. Endlich nachdem sie sechs und zwanzig Stunden also geplaget worden waren, entdecketen sie kurz vor einbrechender Nacht zwo Küsten, eine weisse zu ihrer Rechten, und eine sehr schwarze zu ihrer Lincken. Damals sagte ein junger auf der Brigantine des Alvarado befindlicher Mensch: „Er wäre schon „einmal nach dieser schwarzen Küste geschiffet, ohne daß „er deren Namen wüste„, und setzete noch hinzu, „daß „diese mit Feuersteinen bedecket wäre, und sich bis in „die Gegend von Vera Crur erstreckete; daß, wenn sie „ihre Schiffe nach dieser Küste richteten, sie alle gewiß „umkommen würden; daß die weisse Küste sandig, „angenehm und glatt wäre, und man, noch ehe der „Tag zu Ende ginge, da anlanden müste, weil, wenn „sie der Wind an die schwarze Küste würfe, sie den „gewissen Tod sich vorzustellen hätten„. Sogleich befahl Alvarado, die Caravelle des Gaitan zu warnen, daß sie nicht auf die schwarze Küste zufahren solte. Allein die Wellen schlugen so starck in die Höhe, daß die Brigantinen einander fast nicht erkennen konten, und man diesen Befehl kaum auszurichten vermögend war. Weil aber doch die beyden Schiffe einander bisweilen zu sehen bekamen; so gab die Caravelle des Alvarado so viele Zeichen, machte auch ein so grosses Geschrey, daß Gaitan merckete, was man ihm sagen wolte.

te. Also beschlossen die Soldaten von beyden Seiten einmüthig, an der weissen Küste zu landen. Gaitan wiedersetzete sich zwar in seiner Caravelle diesem Vorhaben; allein diejenigen, die bey ihm waren, stelleten sich ihm mit Macht entgegen, einige auch sogar mit Schimpfworten, und sagten zu ihm: „Sie wolten „nimmermehr zugeben, daß funfzig Mann seines Eigen„sinnes wegen ums Leben kommen solten„. Hierauf griffen einige an den Degen, andere fasseten das Steuerruder, und richteten das Vordertheil des Schiffes nach der weissen Küste zu, woselbst sie nach vieler Mühe noch vor der Sonnen Untergang ankamen. Sobald Gaitan ersahe, daß die Caravelle die Erde berühret hatte; sprang er über das Hintertheil ins Wasser, indem er glaubete, daß dieses bey dergleichen Gelegenheiten das sicherste wäre. Als er aber wieder oben auf das Wasser kam; stieß er sich mit denen Schultern hart an das Steuerruder. Seine Soldaten blieben alle in der Caravelle, welche darauf von einer Welle auf das Land geworfen wurde, und nach deren Zurückschlagung trocken sitzen blieb. Allein es kam eine andere Welle, welche solche mit Gewalt auf die eine Seite warf. Damals sprungen die Soldaten ins Wasser, entluden theils die Caravelle, theils aber griffen sie solche auf beyden Seiten an, und thaten alle ihre Schuldigkeit so wohl, daß sie selbige mit Hülfe der Wellen an das Ufer zogen. Alvarado und Mosquera, die zween Flintenschüsse weiter ebenfals auf dem Sande sitzen geblieben waren, gaben sich auch grosse Mühe, ihre Brigantine auf das Trockene zu bringen, kamen auch damit glücklich zu Stande. Gleich darauf santen beyde Brigantinen einander Leute zu, um ihrer beyder Zustand in Augenschein zu nehmen. Als aber selbige sich unter Weges

begegneten; erzähleten sie einander ihre Begebenheiten, und kehreten wieder um, ihren Gefährten auch Nachricht davon zu geben, welche, nachdem sie Gott für die Errettung aus der Gefahr gedancket hatten, schleunig etliche abfertigten, die sich nach dem Moscoso, für welchen sie sehr besorget waren, erkundigen solten.

Das XI. Hauptstück.

Man sendet Leute nach dem General aus, welche zugleich das Land entdecken sollen.

Nachdem nun die Spanier von beyden Caravellen sich kurz vor der Nacht versamlet hatten; beschlossen sie, nach dem Moscoso auszuschicken, um solchen von ihren Begebenheiten zu benachrichtigen, auch von ihm etwas zu erfahren, und von den ihn begleitenden fünf Brigantinen Erkundigung einzuziehen. Weil sie aber bedachten, daß sie seit sechs und zwanzig Stunden keine Erfrischungen eingenommen, und selbige Nacht durch ein unbekantes und vielleicht mit Feinden angefülletes Land dreyzehen bis vierzehen Meilen zum General zurück zu legen hatten; trugen sie Bedencken, einen von ihren Gefährten dahin zu schicken. Als Quadrado Charamilla voll Muth und Eifer diese Unentschlossenheit sahe; erbot er sich, dahin zu gehen, weil er den Moscoso herzlich liebte, und versprach, entweder zu sterben, oder den folgenden Tag bey ihm zu seyn. Er frug, ob iemand mit ihm gehen wolte, sonst wolte er sich allein auf den Weg machen. Francisco Mugnos wurde durch dieses Beyspiel ermuntert, sagte also: Er wäre bereit, dem Quadrado zu folgen, und wolte eher sein Leben verlieren, als ihn verlassen. Die Hauptleute der

Cara-

Caravellen freueten sich über den Muth dieser Soldaten, und liessen ihnen gleich einige Lebensmittel reichen: worauf diese beyden herzhaften Spanier ihre Degen und Schilde nahmen, und eine Stunde vor der Nacht ihre Reise antraten. Weil sie aber nicht wusten, welchen Wegen sie nehmen solten; so gingen sie auf gut Glück an dem Ufer des Meers hinnaus, indem sie solches für den sichersten Weg hielten. Inzwischen begaben sich ihre Gefährten wieder nach ihren Brigantinen, woselbst sie sich, nachdem sie einige Wachten ausgestellet, und sich die ganze Nacht ausgeruhet hatten, den andern Morgen frühe versamleten, und den Sylvester, den Antonio von Porras, und Alonso Calvette zu Häuptern über ihre Manschaft erwähleten. Diese santen sie, einen ieden mit zwanzig Mann, den einen gegen Mittag, den andern gegen Abend, und den dritten gegen Mitternacht, mit dem Befehl, daß sie sich bemühen möchten, zu erfahren, in welchem Lande sie wären, sich aber nicht weit entfernen solten, damit man ihnen im Fall der Noth zu Hülfe kommen könte. Diejenigen Hauptleute, die ihren Weg gegen Norden und Mittag genommen hatten, kamen nach einem Marsche von ohngefehr anderthalb Meilen wieder zu den Caravellen, einige mit einer halben Schüssel von weisser Erde von Talavera (57), die andere aber mit einer Schale von gefärbter Erde, so wie man sie zu Malassa färbet. Sie versicherten, daß die von ihnen entdeckten Gegenden des Landes von Spaniern bewohnet würden, und wären die mitgebrachte Schale und Schüssel davon ein unfehlbares Kenzeichen. Die Parthey des Sylvesters, die sich gegen Abend gewant hatte, bekräftigte solches nach ihrer Wiederkunft völlig, so wie man

(57) Eine Stadt in Spanien.

dieses aus folgendem sehen wird. Nachdem sich Sylvester mit seinem Truppe ohngefehr eine halbe Meile von der See entfernet hatte, und über eine kleine Anhöhe vorgerücket war, entdecketen sie einen über eine Meile langen Teich mit süssem Wasser. Wie sie nun in diesem Teiche vier Kähne mit fischenden Indianern gewahr wurden; schlichen sie sich eine Viertelmeile unter einigen Bäumen am Wasser hin. Unter währendem Marsche warfen sie die Augen hin und wieder, und sahen ohngefehr dreyhundert Schritte von ihnen zween Indianer, welche unter einem Baume, den man Guaiac nennet, Früchte zusammen lasen. Sogleich fielen sie zur Erde, einige auf dieser, andere auf iener Seite, und krochen so leise auf dem Bauche fort, daß sie, ohne entdecket zu werden, die beyden Barbaren umzingelten. Hierauf stunden sie auf, und liefen auf solche zu. So geschwinde sie aber auch waren, so kam doch einer vermittelst des Schwimmens davon. Die Spanier waren froh, daß sie nur den andern in ihrer Gewalt hatten, und kehreten geschwinde dem Lager wieder zu, indem sie befürchteten, es möchten die Landeseinwohner sich versamlen, und ihnen die gemachte Beute wieder abiagen. Denn sie brachten ausser dem gefangenen Indianer noch zween Körbe voll Früchte vom Guaiac, grossen Hirsen, einen Puderhanen von Mexico, und zwey spanische Hüner, nebst etwas von eingemachten Stengeln des Maguay (58) mit. Dieser Baum treibet Stengel, die den Artschocken ohne Marck ähnlich, und, wenn man sie an die Sonne leget, sehr gut zu essen sind. Die Indianer in Neu Spanien machen von dem Maguay Hanf, Honig, Eßig, und aus einem sehr süssen Safte, welchen die Blätter

zu

(58) Von diesem Baume hat der Verfasser in seiner Geschichte der Yncas, Könige von Peru, im VIII. Buche und XIII. Hauptstück umständlich gehandelt.

zu einer gewissen Jahrszeit, wenn sie vom Baume fallen, von sich geben, auch eine Art Weinbeermus. Den Stamm des Maguay gebrauchet man zum Bauen, iedoch nur in der äussersten Noth, und wenn man kein ander Holz haben kan. Um aber wieder auf unsere Leute zu kommen; so hatten sie kaum gehöret, daß der gefangene Indianer das ihnen unbekante Wort Brecos immer im Munde führete, als sie ihn durch Zeichen und sonst um den Namen des Landes, worin sie waren, befrugen. Der Indianer, welcher sie aus ihren Geberden verstund, ihnen aber nicht antworten konte, wiederholete sein Brecos vergeblich, weil er ihnen begreiflich zu machen gedachte, daß er einem Spanier zugehörete, welchen man Christoph Brecos nante. Allein der arme Barbar quälete sich umsonst. Sylvester und seine Gesellen verstunden ihn nicht, weil er den Namen Christoph auslies. Sie wurden also dergestalt verdrießlich, daß sie gegen ihn etlichemal mit Schimpfworten herausfuhren. Unterdessen beschleunigten sie ihren Marsch, um wieder zu den Caravellen zu gelangen, woselbst sie ihn nach allem ihren Gefallen zu fragen beschlossen hatten, und alwo sie auch glücklich ankamen.

Das XII. Hauptstück.

Die Spanier erfahren, daß sie in Mexico sind.

Sylvester und seine Leute trafen nach ihrer Wiederkunft ihre Gefährten wegen derer jenigen Sachen, welche die beyden andern Partheyen von ihrer Entdeckung erzählet hatten, ganz vergnügt an. Allein ihre Freude wurde noch gröſſer, als sie die Beute der Soldaten des

Sylvesters zu sehen bekamen. Man that in den Caravellen nichts, als springen und singen. Ein ieder räumete sein Herz der Wonne ein, vornemlich aber als der Wundarzt der Truppen, welcher die mexicanische Sprache verstund, und sie auch etwas reden konte, dem gefangenen Indianer eine Schere zeigete, und ihn bat, er möchte ihm sagen, was dieses doch wäre, der Barbar aber Tiselas, für Tixeras (59), sagte. Unsere Leute, die da höreten, daß dieser Indianer die spanische Sprache zu reden bemühet war, zweifelten nicht länger, daß sie nicht in Mexico gekommen wären. Dieserwegen gingen ihre Ergetzungen von neuen an. Einige umarmeten den Gefangenen, andere aber den Sylvester und seine Gefährten. Sie sprangen ihnen an den Hals, und küsseten sie, huben sie auf ihre Arme, und liessen ihr Lob allerwerts erschallen. Nachdem aber die ersten Entzückungen vorüber gegangen waren, liessen sie durch den Wundarzt den Barbar um den Namen des Landes, worin sie waren, befragen, und wie der Fluß, welchen der General mit fünf Brigantinen hinnauf gefahren war, hiesse. Derselbe gab zur Antwort: „Die Gegend „stünde unter Panuco, welches zehen Meilen zu Lande „von da ablöge. Der Fluß, in welchen der General „eingelauffen, hätte den Namen nach dieser Stadt, wel„che zwölf Meilen von dessen Mündung entfernet wäre, „und zwölf Meilen von dem Orte ihres ietzigen Aufent„halts ginge der Fluß ins Meer. Er für seine Person „gehörete dem Christoph von Brecos, der in Panuco „wohnete. Eine Meile vom Lager wäre ein Cacique, „der lesen und schreiben könte, indem er von einem Geist„lichen auferzogen worden, welcher die Indianer in den „Grundsätzen des Christenthums unterrichtet. Wenn „man

(59) Tixeras heisset im Spanischen so viel, als eine Schere.

„man es verlangete; so wolte er nach diesem Caciquen „hingehen, welcher denn augenblicklich kommen, und „Papier und Dinte mitbringen würde„. Der Barbar war mit den Spaniern wohl zufrieden, und eilete so sehr, daß er in weniger als vier Stunden wieder zu den Caravellen kam. Der Cacique, welcher von allem, was an der Küste seiner Provinz sich begeben, benachrichtiget worden, kam selbst, unsere Leute zu besuchen. Er hatte achte von seinen Unterthanen in seinem Gefolge, welche mit spanischen Hünern, Brod, Hirsen, Früchten, und Fischen beladen waren. Er hatte auch Dinte und Papier bey sich. Denn er bildete sich viel damit ein, daß er lesen und schreiben konte, und hielt solches für einen grossen Vortheil. So bald er zu den Spaniern kam; beschenckete er sie mit den Sachen, die seine acht Unterthanen trugen, und bot ihm sein Haus und seine Dienste an. Damit ihm nun unsere Leute ihre Erkentlichkeit sehen liessen; gaben sie ihm einige Gemsfelle: worauf sie an den General einen Indianer mit einem Briefe abfertigten, worin sie ihm ihre Begebenheiten meldeten, und ihn um Verhaltungsbefehle baten. Inzwischen blieb der Cacique bey ihnen, um sich nach den besondern Umständen ihrer Entdeckung zu erkundigen, und hörete deren Erzählung mit ausnehmendem Vergnügen an. Er erstaunete nur bisweilen, wenn er unsere Leute mager, heßlich, und auf eine erbärmliche Art entkräftet sahe, und diese ihm zeigeten, wie erschrecklich sie auf ihrer Reise gelitten hätten. Wie nun hierauf die Nacht heran nahete; nahm er einen sehr höflichen Abschied, und ging wieder nach Hause. Allein den folgenden Tag kam er wieder, und begab sich unter währenden fünf Tagen, da man sich in seinen Ländern wieder erholete, täglich nach dem Lager, brachte

auch

auch allemal etwas mit, womit er die Spanier auf eine wohlanständige Art beschenckete.

Das XIII. Hauptstück.

Ankunft der Spanier in Panuco, und ihre Uneinigkeit.

Unterdessen, da dieses sich zutrug, gingen Quadrado und Mugnos die ganze Nacht, und kamen frühe Morgens an die Mündung des Panuco, woselbst sie vernahmen, daß der General mit den Brigantinen den Fluß hinnauf gefahren wäre. Diese Zeitung erfreuete sie so sehr, daß sie keine Erfrischungen zu sich nehmen wolten, sondern ihren Weg verfolgeten, und sich geschwinde zum General begaben, welcher bereits in Furcht stund, daß die beyden Caravellen Schifbruch gelitten hätten. Allein die Ankunft des Quadrado zerstreuete seine Besorgniß, und den folgenden Tag überbrachte ihm der an ihn abgefertigte Indianer die zugestelleten Briefe. Hierüber freuete er sich gar sehr, und beantwortete solche. Er sante den beyden Brigantinen Befehl zu, nach Panuco zu ihm zu kommen, wohin sie sich denn geschwinde begaben, und alwo sie gleich ihren Gefährten mit grossen Freundschaftsbezeugungen empfangen wurden. Sie machten ohngefehr dreyhundert und etliche Mann aus. Allein sie waren in einem jämmerlichen Zustande, ganz entkräftet, schwarz, mager, scheußlich, und nur mit Häuten von Kühen, Löwen, oder Bären bedecket, so daß man sie eher für Thiere, als Menschen, angesehen hätte. Wie sie nun angelanget waren; gab der Stadthalter von Panuco dem Unterkönig Antonio von Mendoza, der in der Stadt Mexico, sechzig Meilen von Panuco, Hof

hielt,

hielt, davon Nachricht. Sogleich befahl Mendoza, ihnen Lebensmittel zu reichen, und sie nach ihrer Erholung zu ihm zu führen. Inzwischen ließ er ihnen durch die Armenbrüderschaft von Mexico Hemder und Schuhe, Arzeneymittel und eingemachte Sachen zusenden, wenn ia einige Krancke unter ihnen seyn solten. Die Spanier lobeten Gott dieses Glückes wegen, und blieben zehen oder zwölf Tage zu Panuco. Weil aber die meisten einsahen, daß die Einwohner nur von dem, was die Erde hervorbrachte, lebeten; daß viele sich in der Hofnung, Seide zu bekommen, nur mit Pflanzung spanischer Maulbeerbäume beschäftigten, daß die, so noch am besten stunden, blos einige Pferde hielten, um solche an ausländische Kaufleute zu verhandeln, daß sie alle arm, und mit schlechten Wohnungen versehen, es auch ein elendes Land war; so fingen sie an, sich sehr zu betrüben, daß sie Florida verlassen hatten, dessen Erdreich ungemein fruchtbar war, und sehr schöne Bäume trug, und wo sie eine grosse Anzahl Rauchwerck von Mardern und vielen andern Thieren gesehen hatten. Ihr Mißvergnügen nahm noch mehr zu, wenn sie an die Menge Perlen gedachten, die sie gesehen hatten, und sich erinnerten, wie sie sich geschmeichelt, daß ein ieder unter ihnen in Florida eine grosse Landschaft gewinnen können. Hierauf verflucheten sie ihre Aufführung, und warfen einander vor, daß sie nichtswürdige Leute wären, weil sie sich in diesem Lande nicht wohnhaft niedergelassen hätten, und schändlicher Weise hergekommen wären, von Armseligen ihren Lebensunterhalt zu erbetteln, und daß es weit nützlicher und rühmlicher gewesen, in Florida zu sterben, als wie Bettler in Mexico zu leben. Diejenigen Spanier, welche diese Betrachtungen machten, hatten, wie man sich berathschlaget, Florida zu

verlassen, solches mißrathen. Wie sie also durch das Versehen ihrer Hauptleute, welche die Truppen nach Mexico zu gehen bewogen hatten, sich in Armuth gebracht sahen, geriethen sie wieder solche und andere, die deren Gutbefinden unterstützet, in einen wütenden Zorn. Sie verfolgeten sie mit blossem Degen, verwundeten und tödteten einige, daß also diese Officiers und ihre Gefährten sich nicht blicken lassen durften. Die Einwohner der Stadt, welchen eine so grosse Unordnung zu Herzen ging, bemüheten sich zwar, solche zu stillen: als sie aber nichts ausrichten konten, und die Uneinigkeit immer zunahm; gab der Stadthalter dem Mendoza davon Nachricht. Dieser sante ihm alsobald Befehl zu, die Spanier je zehen und zehen, oder zwanzig nach Mexico zu schicken, und diejenigen, so von einerley Parthey wären, mit einander marschiren zu lassen: welches denn ganz genau ins Werck gerichtet wurde.

Das XIV. Hauptstück.

Ankunft und Aufnahme der Spanier in Mexico.

Wie das Gerüchte erschall, daß die aus Florida kommenden Spanier nach Mexico gingen; lieffen die Landeseinwohner von allen Seiten ihnen entgegen. Als sie solche nun in einem kläglichen Zustand sahen; beherbergeten und pflegeten sie selbige auf eine verbindliche Art bis nach Mexico. Diese Stadt, welches eine von den gröſten und besten in der Welt ist, empfing sie sehr wohl, und war daselbst fast kein ehrliebender Mensch, der ihnen nicht Merckmahle seiner Wohlgewogenheit gab. Vornemlich erzeigete ihnen Charamillo grosse

Liebe.

Liebe. Er nahm zwanzig zu sich ins Haus, da es sich denn fand, daß einer (60) darunter sein Vetter war. Er kleidete sie auch alle zwanzig, und versahe sie mit leinem Zeuge, und andern Nothwendigkeiten. Der Unterkönig gab ihnen ebenfals Proben seiner Güte. Denn die Soldaten so wohl, als die Officiers, musten ohne Unterscheid an seiner Tafel speisen, und gründete er sich darauf, daß, weil alle gleichen Antheil an den Beschwehrlichkeiten der Entdeckung gehabt, sie auch alle seiner Gnade genieſſen müsten. Dieser Herr ließ es aber dabey nicht bewenden, sie zu Gaste zu haben, er ließ sie auch noch in eines seiner Häuser verlegen, und unter die Bedürftigen Kleider austheilen. Ja! wie auch ein Unterrichter in Mexico zween, die sich miteinander geschlagen, ins Gefängniß werfen lassen; ließ er öffentlich kund thun, daß künftig kein Richter ihre Streithändel untersuchen solte: er wolte sie selbst entscheiden. Denn weil er diese armen Soldaten liebete; so mißfiel es ihm, daß sie ihre alten Zänckereyen erneuern solten. Unterdessen ging doch dieser Auffühlung ohngeachtet die Uneinigkeit wieder an, und kamen dabey einige ums Leben. Die meisten wurden ganz rasend, als sie sahen, wie hoch die aus Florida mitgebrachten Perlen und Pelzwercke gehalten wurden, und daß sie diese Sachen unglücklicher Weise mit dem Rücken ansehen müssen. Sie verfolgeten also dieienigen mit dem Degen in der Faust, die sie überredet hatten, ein so reiches Land zu verlassen. In der That war auch das Pelzwerck sehr schön, und einigen Einwohnern von Mexico war es sehr angenehm, daß sie sich damit zieren konten, nahmen es also, nachdem sie es von dem Theer gereiniget, das in den Schiffen daran gekommen war, zum

(60) Quadrado Charamillo.

zum Unterfutter ihrer Kleider. Endlich, da die Mäuterer von Tage zu Tage übermüthiger wurden, besänftigte sie der Unterkönig durch das Versprechen, einen neuen Zug nach Florida vorzunehmen, weil sie doch so misvergnügt wären, daß sie solches verlassen hätten. Mendoza hatte auch würcklich die Absicht, nach diesen Ländern zu gehen, weil man ihm von der vortreflichen Eigenschaft des Erdreichs eine sehr vortheilhafte Erwehnung gethan. Damit er nun einen Theil dererjenigen Officiers und Soldaten, die aus Florida zurück gekommen waren, unterhalten könte; bot er darunter einigen, so lange er sich zu dessen Eroberung rüstete, Geld, andern aber Bedienungen an. Einige nahmen das Erbieten des Unterköniges an; andere aber schlugen es aus, und waren entschlossen, unverzüglich nach Peru zu gehen. Als nun einer von diesen, welcher mit sehr elenden Fellen bekleidet war, eines Tages durch die Stadt Mexico ging; hatte ein Bürger Mitleiden mit ihm, und sagte: „Wenn er „ihm zu dienen verlangete; wolte er ihm einen guten „Lohn geben, und ihn nahe bey Mexico nach einem „von seinen Häusern schicken, alwo er sein Leben in „Ruhe zubringen könte„. Allein der Spanier gab ihm trotzig zur Antwort: „Er wolte sich gegen ihn „eben so erbieten. Er besässe viel schöne Landgüter in „Peru. Wenn er ihn dahin begleiten wolte; so wolte „er ihm eines zu verwalten geben, auf welchem er „gewiß ein glückseliges Leben führen würde„. Ich führe diesen geringen Umstand deswegen an, um zu zeigen, daß ein Theil von den Spaniern nur blos an die Reise nach Peru dachte.

Das

Das XV. Hauptstück.

Von einigen sonderbaren Umständen der Reise.

Nach der Zurückkunft aus Florida hielt sich Sylvester zu Mexico bey dem Salazar auf. Wie er ihm nun die Besonderheiten der Entdeckung erzählete, fiel die Unterredung auf das Unglück, das er die erste Nacht, wie sie unter Segel gegangen wären, besorget hätte. Salazar erkante aus der Erzählung dieses Zufalls, daß Sylvester derienige gewesen war, welcher Befehl ertheilet hatte, auf sein Schiff Feuer zu geben, und hielt ihn um so viel höher. Denn er sagte, er hätte sich als ein Mann verhalten, der den Krieg sehr wohl verstünde. Salazar hatte auch würcklich eine so vortheilhafte Meinung von dem Sylvester, daß er von ihm zu wissen verlangete, wie es ihm auf der Reise gegangen wäre: da er denn seiner Erzählung mit Vergnügen zuhörete. Der Unterkönig und sein Sohn Francisco von Mendoza vernahmen auch mit vieler Zufriedenheit die Fruchtbarkeit des Erdreichs von Florida, die Gebräuche seiner Einwohner, ihre Gesetze wieder die Ehebrecher, die Grosmuth des Mucozo, und die standhaften und muthigen Thaten der Indianer. Sie höreten mit Erstaunen von den Reichthümern des Tempels von Talomeco, und der Menge der darin gewesenen Perlen reden. Das Verhalten der Beherscherin von Cofaciqui, und die Ehrlichkeit des Caciquen Coza gefiel ihnen ungemein. Sie wurden über die Erzählung der Schlacht bey Mauvila, der Treue des Unterfeldherrn des Anilco, des Bündnisses der zehen Caciquen, die unsere Leute so herzhaft

verfolget hatten, ganz bestürzet. Sie vernahmen die grossen Dinge, welche Ferdinand von Soto ins Werck gerichtet hatte, mit Verwunderung. Sein Tod, welcher zu einer Zeit erfolget war, da er mit seiner Unternehmung glücklich zu Stande zu kommen gehoffet hatte, ging ihnen empfindlich zu Herzen. Und wie sie erfuhren, daß er beschlossen gehabt, sie um Hülfe ersuchen zu lassen; so tadelten sie den Moscoso und seine Hauptleute, daß sie sein Vorhaben nicht fortgesetzet hätten. Sie betheureten, daß sie ihnen unverzüglich würden beygestanden, und nach der Mündung des Chucagua Truppen gesant haben: ia! daß, wenn man auch wieder nach Florida umkehren wolte, sie bereit wären, mit einem Kriegesheere dahin zu gehen. Allein man wird bald sehen, wie dieienigen, welche aus dieser Landschaft zurück gekommen waren, keine Lust hatten, sie dahin zu begleiten.

Das XVI. Hauptstück.

Die Spanier zerstreuen sich.

Nachdem sich unsere Leute zu Mexico wieder erquicket hatten; reiseten Aniasco, Gaitan, Gallego, Cardenioſa, Tinoco, Calderon, und einige andere wieder nach Spanien. Sie wolten in ihrem Vaterlande lieber ein armseliges und ruhiges Leben führen, als in America reich werden, wo sie sich von vielen gehasset sahen, viele Beschwehrlichkeiten ausgestanden hatten, und elender Weise um ihr Glück gekommen waren. Figueroa verfügete sich nach Hause zu seinem Vater. Verschiedene begaben sich nach dem Beyspiele des Quadrado Charamillo, welcher den Orden des heili-

gen

gen Franciscus erwählet hatte, und in solchem als ein wegen seiner Frömmigkeit sehr berühmter Mann gestorben ist, ins Kloster. Einige liessen sich nebst dem Moscoso, welcher zu Mexico ein mit ihm verwantes, vornehmes und begütertes Fräulein heirathete, in Neuspanien nieder. Andere begaben sich nach Peru, und dieneten daselbst in dem Kriege wieder den Giron und Pizarro der Crone Spanien als tapfere Soldaten, und erlangeten darin Reichthum und Ehre. Allein sie konten niemals einige Aus- oder Abtheilung von den Indianern erhalten, welche ihnen in Florida leicht zu Theil worden wären.

Das XVII. Hauptstück.

Was Maldonado und Arias gethan, um Zeitung von dem Soto zu erhalten.

Um aber die Geschichte von Florida gänzlich zu Ende zu bringen; so ist nichts mehr übrig, als daß ich noch von dem Maldonado rede, welcher zu Ende des Februarius 1540 nach Havana zu der Bovadilla gesant wurde. Als ihn Soto dahin abfertigte; befahl er ihm, sich im folgenden Jahre nebst dem Arias nach dem Hafen Achußi zu begeben, und mit Lebensmitteln, Kriegesvorrath, und Vieh beladene Schiffe dahin zu führen, auch sich zur bestimmeten Zeit da einzufinden. Maldonado volzog die Verhaltungsbefehle des Feldherrn genau. Er vereinigte sich mit dem Arias zu Havana, woselbst sie zusammen drey Schiffe kauffeten, und solche nebst einer Caravelle und zwoen Brigantinen mit allen zu einer wohnhaften Niederlassung erforderlichen Nothwendigkeiten beluden. Hierauf gin-

gen sie unter Segel, und lieffen in dem Hafen Achußi glücklich ein. Wie sie aber den Feldherrn da nicht antrafen; strich der eine, um einige Nachricht zu bekommen, an der gegen Abend gelegenen Küste; der andere aber an der morgenländischen hinaus, und liessen allethalben, wo sie landeten, in den Hölen der Bäume Briefe zurück, in welchen sie bezeugeten, daß sie den Soto sucheten. Sie thaten dieses so lange, bis das schlimme Wetter einfiel, das sie, ohne das geringste erfahren zu haben, nöthigte, sich wieder nach Havana zu begeben. Unterdessen verlohren sie doch deswegen den Muth nicht. Sie begaben sich den Frühling wieder aufs Meer. Der eine streiffete an der Küste von Mexico, der andere aber ging bis an die Länder von Barcallos. Wie sie nun nichts entdecken konten; nahmen sie ihren Rückweg nach Havana, von da sie mit der Entschliessung entweder zu sterben, oder zu erfahren, wo der Feldherr hinkommen wäre, gegen den Frühling des 1543sten Jahres von neuen abreiseten. In solchem Vorhaben, und nach vielen Beschwehrlichkeiten langeten sie ohngefehr in der Mitte des Octobers zu Veracrux an. Daselbst erfuhren sie den Tod des Soto und ihrer meisten Gefährten, kehreten also augenblicklich nach Havana zurück, und hinterbrachten der Isabella von Bovadilla den Tod ihres Gemahls. Diese wurde dadurch so sehr gerühret, daß sie ihrem Schmerz nicht wiederstehen konte, und einige Tage nach dieser betrübten Zeitung starb.

Das

Das XVIII. Hauptstück.

Was für Christen in Florida gestorben.

Ponce von Leon rüstete im Jahr 1513 drey grosse Schiffe aus, und landete mit ohngefehr hundert Mann an der Küste von Florida, alwo sie von den Indianern alle aufgerieben wurden. Aillon hatte nebst einem Gefolge von mehr als zweyhundert alda mit dem Ponce gleiches Unglück. Narbaez kam daselbst mit vierhundert Mann um. Ferdinand von Soto starb da ebenfals, und über siebenhundert von denen, die ihn begleiteten. Es haben also in Florida seit der ersten Entdeckung bis auf die Ankunft des Moscoso in Mexico, ausser einigen Geistlichen und vielen Ordensleuten von berühmter Tugend über 1400 Christen ihren Tod gefunden. Die Namen dererienigen, die mir von den ersteren bekant worden, sind Dionysio von Paris, Diego von Vagnuelos, Francisco von Rocha, Rodrigo von Gallego, Francisco Delposo, Juan von Torres, Juan Gallego, Ludewig von Soto, und Cancel Balbastro.

Ohngefehr sechzehen Jahre nach des Balbastro Tode gingen drey Jesuiten nach Florida. Wie aber bey ihrer Ankunft einer von ihnen getödtet wurde; begaben sich seine Gefährten geschwinde wieder nach Havana. Zwey Jahre darauf unternahmen acht andere Jesuiten eben diese Reise, und brachten einen Caciquen mit dahin. Bevor ich aber ihrer Begebenheit Erwehnung thue, muß ich, meiner Meinung nach, erst melden, wie dieser Cacique nach Spanien gekommen ist. Pedro Melendez ging von 1563 bis 68 drey-

mal nach der Küste von Florida, und wolte einige französische Seeräuber, die sich deren zu bemächtigen trachteten, vertreiben. Als er nun zum andernmal aus gedachten Gegenden kam; brachte er sieben mit Bogen und Pfeilen bewafnete Indianer, mit deren guten Willen, mit. Sobald sie in Spanien angelanget waren, ließ sie Melendez in der Absicht, sie dem König Philip vorzustellen, den Weg nach Madrid nehmen. Inzwischen bekam derienige, welchem ich diese Geschichte zu dancken habe, und der sich damals in Castilien aufhielt, Nachricht, daß einige Indianer von Florida nach Hofe reiseten; begab sich also geschwinde zu ihnen. Damit sie nun verständiget würden, daß er in ihrem Lande gewesen wäre; frug er sie durch ihre Dollmetscher, ob sie von Vitachuco, Apalache, oder Maubila wären, gab ihnen auch zu erkennen, daß er von diesen Landschaften gerne etwas neues hören wolte. Als nun die Barbaren mercketen, daß dieser Spanier mit unter denenienigen gewesen war, die dem Soto gefolget; sahen sie ihn sehr verächtlich an, und antworteten ihm: „Es wäre wohl spöttisch, daß er sich „nach Oertern erkundigte, die er und seine Gefährten „unglücklicher Weise verwüstet hätten„. Weiter versetzeten sie nichts, und sagten nur unter einander: „Sie „wolten ihn viel lieber mit Pfeilen todt schiessen, als „das, was er zu wissen verlangete, sagen„. Hierauf schossen zween von diesen Indianern in die Luft, und gaben dadurch zu verstehen, daß sie den Spanier lieber umbringen, als ihre Schüsse vergeblich thun wollen.

Diese Indianer wurden in Spanien getauffet, und starben daselbst einige Zeit hernach alle, ausser dem Caciquen, welcher aus Betrübniß über den Tod seiner Gefähr-

Gefährten um Erlaubniß anhielt, wieder zurück zu kehren, und versprach, an der Bekehrung der Landeseinwohner zu arbeiten. Wie ihn die Jesuiten, die auch nach Florida gehen wolten; also reden höreten; glaubeten sie, er würde ihnen in ihrer Absicht mächtige Dienste thun. Sie nahmen ihn also mit, und kamen nach vieler Beschwehrlichkeit in seinen Ländern an. Als sie aber da eine Zeitlang gewesen waren; verließ er sie unter dem Vorwande, daß er nach einem benachbarten Flecken, welchen er ihnen nante, gehen wolte, um alda, wie er sagte, die Völcker zu bewegen, das Wort Gottes anzuhören, und versprach ihnen, er wolte zum längsten in acht Tagen wieder bey ihnen seyn. Sie warteten ganzer funfzehen Tage auf ihn, nach deren Ablauf sie zween von ihren Gefährten an ihn abfertigten, welche er aber niedermachen ließ. Den folgenden Tag kam der Cacique selbst mit einem Hauffen Indianer, um auch den übrigen den Rest zu geben. Wie nun die guten Paters sie voller Wuth und mit den Waffen in der Faust auf sie ankommen sahen; fielen sie auf die Knie nieder, und empfingen alle den Tod von ihren Händen. Sogleich fingen die Barbaren an, theils Luftsprünge zu thun, theils aber einen Kuffer zu erbrechen, in welchem ein Crucifix nebst einigen andern Meßzierathen lagen, und trieben darüber ihren hochmüthigen Spott. Die Namen der Jesuiten, die von diesen Indianern ums Leben gebracht worden, sind, Baptista Segura, Ludewig von Quiros, Baptista Mendez, Gabriel von Solis, Antonio Cavallos, Christoval Redondo, Gabriel Gomez, und Pedro von Linares. Diese Ordensleute verlohren nebst den vorgemeldeten ihr Leben in Florida zu eben der Zeit, da sie

das Evangelium daselbst predigen wolten. Dieserwegen schreit ihr Blut um Rache zu Gott, oder bittet ihn vielmehr um Erbarmung, damit die in der Finsterniß lebende Völcker dieses Landes einmal von dem Glaubenslichte erleuchtet werden, und ihr mit Christenblut benetztes Land Früchte trage, welche der Heiligkeit eines so herlichen Blutes gemäß sind.

Ende des letzten Theils.

B753
G216g